



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Buch III. Der Kampf um Deutschland. Höhe des Lebens und Alter

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

III.

Der Kampf um Deutschland

Höhe des Lebens und Alter

9. Scheitern des Ausgleichs

Der Kaiser lebte in dem Bewußtsein einer Gewissensverpflichtung, das gesamte kirchliche und politische Vermächtnis seiner Ahnen ungeschmälert und unverletzt seinen Erben erhalten zu müssen. Darin waren die öffentlichen Ordnungen ebenso eingeschlossen wie der Besitz seiner Länder und Rechte — nach den Stimmungen seiner Jugend auch das Verlorene, das Stammland Burgund. Da aber alle diese Verhältnisse und Besitztitel in Frage gestellt oder angegriffen wurden, blieb er zeitlebens und meist gleichzeitig in unübersehbare und schließlich unlösliche Händel verstrickt. Sich in diesen Kämpfen zu behaupten, wurde sein Schicksal. Unter immer neuen Bedingungen sah er sich unablässig vor die Grundfrage aller Politik gestellt, Verhandeln oder Gewalt. Bald hatte das eine, bald das andere Mittel ihm die Früchte gepflückt. Meist mußte er sie beide gleichzeitig anwenden. Eben jetzt, im Herbst 1538, war er so erfüllt von dem Kampf gegen die Ungläubigen zu Wasser und zu Lande, daß er alles daransetzte, sich durch fast nervös geführte Verhandlungen dafür ganz freizumachen. Es schien ihm zu gelingen. Nur in Deutschland durchkreuzten ärgerlicherweise bisher kaum beachtete Kampfstimmungen seine diplomatischen Absichten.

Karl V war selbst nicht eigentlich Diplomat, noch auch Feldherr. Von Geburt und Erziehung Edelmann und Ritter, mutig und waffenfreudig, fehlte ihm doch das frühe Leben in soldatischen Verbänden, das ihm das zwanglos Führerhafte hätte geben können. Noch weniger reichte seine militärisch geographische Bildung aus zum Ansaß und zur Leitung von Operationen, so sehr er sich auch in raumpolitische Vorstellungen hineinlebte und nach Karten zu operieren lernte. Das Interesse für das Geschützwesen mag ein Erbe des Großvaters Maximilian gewesen sein. Auch die Wichtigkeit des Nachschubs sah er deutlich, zumal nach dem Erlebnis in der Provence; deshalb bevorzugte er jetzt den Seekrieg mit Verpflegungsschiffen, um nicht „auf Feindesland angewiesen zu sein“, wie er dem Bruder am 30. November schrieb.

Nicht anders stand es um seine Diplomatie. Er besaß eine gute Menschen-

kennntnis, aber seine von Haus aus steife Natur hatte zu früh auf der höflichen Bühne gestanden, als daß er sich selbst in der leichteren Art der Menschenbehandlung gewandt hätte bewegen können. Seine Reflexionen wie seine Briefe blieben schwerfällig, ernsthaft, suchend. So lag seine Stärke in den eigentlich königlichen Tugenden der unbedingten Zielsicherheit und Zuverlässigkeit, womit freilich ein wachsender Glaube an sich selbst verhängnisvoll Hand in Hand ging. Die sich auch äußerlich bewährende innere Haltung gab diesem zarten, oft leidenden, langsamen, in seinen Zügen eher unschönen Menschen etwas Zwingendes und schließlich doch auch Führendes. Wir verzichten auf welt-historische Vergleiche, aber daß er als Persönlichkeit seine fürstlichen Zeitgenossen weit überragte, zeigte sich täglich.

Er wählte und verwandte die Männer seines Vertrauens mit kritischem Scharfblick; ungern, aber wenn sie wirklich versagten, ließ er sie auch wieder fallen. In militärischen Dingen vertraute er früh dem Jugendfreund Lannoy, dann Oranien, in diesen Jahren vor allem dem Andrea Doria, der ihm wohl seit Tunis eine fast gefährliche Leidenschaft für den Seekrieg einflößte; zur See litten seine spanischen Königreiche am meisten; hier wollte er sie verteidigen; hier allein hatte er bis dahin selbst mit triumphiert. Neben Doria und Ferrante Gonzaga traute er zeitig dem Urteil des Herzogs von Alba. Weniger dem alten Freund Nassau, dem der Erfolg eigentlich immer versagt geblieben war. Eher schon Büren, Vater und Sohn.

In den politischen Geschäften war längst eine bemerkenswerte Dezentralisation eingetreten. Natürlich brauchte er nach wie vor einige besonders tüchtige Kräfte in seiner unmittelbaren Umgebung für Verhandlungen und Geschäfte. Die sichere Stellung des Großkomturs von Leon, wie er allgemein hieß, Francisco de los Cobos, gründete sich wohl vor allem darauf, daß er, ohne starke Eigenart, die Gabe der klugen Einfühlung in die Absichten des Kaisers besaß und sich durch seine große Arbeitskraft vollends unentbehrlich machte. Die Kunst der Beobachtung, Verhandlung und Formulierung besaß des Kaisers zweite Stütze, Nikolaus Perrenot, Herr von Granvelle; aber auch er vertrat bei aller Klugheit nicht eine eigene Linie wie einst Gattinara. Er scheint immerhin den Kaiser genügend kritisch beurteilt zu haben, um wenigstens die Idee des Staatsrats zu pflegen; er richtete seine großen Denkschriften wohl an „Seine Majestät und diese Herren“. Allein, wenn ich mich nicht täusche, so hat der Staatsrat doch die alte politische Bedeutung nicht wieder gewonnen. Die Zeiten der Chievres, Gattinara, Nassau, La Chaulz, La Roche, Gorrevod und eines wirklichen Einflusses hoher spanischer Prälaten kehrten nicht wieder.

Auch zu Reichswätern wollte der Kaiser jetzt religiöse Naturen, nicht Politiker wie Loaysa, den er als solchen schätzte.

Daraus folgte, daß Karl den größten Teil seiner politischen Talente jetzt im Außendienst brauchte, in der sorgfältigen Überwachung und Behandlung fremder Höfe und Räte. Granvelle hatte sich zunächst als Diplomat bewährt; ihm vertraute der Kaiser, so ungern er ihn entbehrte, doch immer wieder kürzere oder längere Missionen von besonderer Bedeutung an. Seinen Schwägern Bonvalot und St. Mauris dagegen auf Jahre den wichtigsten Posten, Frankreich, wo er stets Burgunder verwandt hatte, de Praet, des Barres, Noircarmes, Hannart und später Marnol. In England brauchte er von Anfang an neben Burgundern, wie le Sauchy und Eustache Chapuys, auch Spanier, wie den Bischof von Badajoz, dann Sñigo und Diego Mendoza. Rein spanisch war stets die Vertretung an der Kurie durch Castilianer und Aragonesen, Juan Manuel, den Herzog von Sessa, Miguel Mai, Cifuentes und Aguilar; ebenso in Venedig und Genua, wo jetzt Diego Mendoza und Figueroa saßen. Die nordischen Angelegenheiten überließ er völlig den niederländischen Räten. Diese verwandte er, nach Verbrauch der Räte Maximilians, mit Vorliebe auch im Reich; die Vizkanzler Sebastian Merklin und später Geld waren als Oberdeutsche Ausnahmen; die beiden anderen, der Luxemburger Matthias Held aus Arlon und sein Landsmann Johann von Naves, auch der Niederrheiner Johann von Weeze (südlich Cleve), vorübergehend Erzbischof von Lund, und Cornelius Schepper, Herr von Eke, waren Kinder der niederländischen Kultur. Dahin gehörte auch Gerhard Beltruyk, ein getaufter Jude, sehr gewandt und von dem lebhaftesten theologischen Interesse des Konvertiten. Die nächsten Jahre sollten zeigen, wie wichtig oder verhängnisvoll alle diese Kräfte für den Kaiser waren.

Verhandlungen mit den deutschen Ständen. Mission Helds, 1537

Die Regierung von Deutschland war die merkwürdigste Mischung einer Statthaltertschaft Ferdinands, der seit seiner Wahl zum römischen Könige das Anrecht auf selbständige Führung gehabt hätte, und eines fortgesetzten Hineinredens des Kaisers durch ständige oder außerordentliche Gesandte. Nur die gütige und ergebene Natur Ferdinands konnte das ohne schwere Konflikte aushalten; seine Ablenkung, zumal durch die ungarischen Sorgen, wird es ihm erleichtert haben.

So bildet die ausgiebige, größtenteils noch ungedruckte Korrespondenz des Kaisers mit seinem Bruder durch alle diese Jahre für uns die vornehmste Quelle für das, was unter den Reichsachen dem Kaiser wirklich am Herzen lag. An der Spitze stand immer, besonders seit der württembergischen Überrumpelung von 1534, die Sorge vor der Einmischung Frankreichs in Deutschland, vor der Aufstachelung deutscher Stände gegen das kaiserliche Haus, vor der Gewinnung von Truppen aus diesem größten und ergiebigsten Rekrutierungsgebiet zum Kriege gegen den Kaiser. Sodann Ferdinands Kampf um Ungarn mit dem seit 1526 oft wiederholten Rat Karls, sich mit Johann Zápolya irgendwie, selbst unter Verlusten, zu vertragen, denn man wußte sehr gut, daß dieser dauernd mit Frankreich und Bayern und anderen Gegnern oder falschen Freunden des Hauses Habsburg in Beziehung stand. In demselben Zusammenhang will auch das ewige Drängen des Kaisers auf Verständigung mit Bayern begriffen sein; er mochte sehen oder ahnen, daß hier politische Gefahren und kirchliche Gemeinschaft gleichmäßig zu Vorsicht rieten. Von den dänischen Dingen ist eigentlich nur insofern die Rede, als den Habsburgern je länger je mehr an einer möglichst engen Verbindung mit dem kurpfälzischen Hause gelegen war, und Ferdinand den Auftrag erhielt, den Pfalzgrafen Friedrich durch seine Ehe mit Dorothee von Dänemark festzuhalten; für den Erwerb der Krone taten beide nichts. Endlich spielten an außenpolitischen Beziehungen noch die Wünsche Karls wegen der Regierung in Pfort eine gewisse Rolle, da er von hier aus die Freigrafenschaft Burgund sowohl gegen Truppen wie gegen Ketzereien schützen wollte.

Die innerdeutschen Angelegenheiten traten demgegenüber zurück. In der Beurteilung des Landgrafen von Hessen, der den Habsburgern so kühn das Land Württemberg weggenommen hatte, schwankten sie. Beide nahmen seine Diensterbietungen gern entgegen; doch mußten sie wissen, daß sie an die Voraussetzung gebunden waren, in Sachen der Religion den bisherigen Friedstand ungestört zu lassen. Kleinlicher und enger waren die Anliegen Kursachsens wegen seiner Stellung zu Ferdinands Königswahl und der Folgen, die des Kurfürsten Verhalten für seine Erben haben könnte; dazu die Erbverbrüderung mit dem verschwägerten Jülich-Cleve, die wegen Geldern die Niederlande anging und in die französische Bündniszone hineinragte.

Im übrigen galt um die Mitte der dreißiger Jahre als die große Frage im Reich die Auslegung des Nürnberger Religionsfriedens von 1532, der unter dem Druck der Türkengefahr zustande gekommen sich natürlich nur auf kirchliche Dinge beziehen sollte. Bei der unlöslichen Verquickung des Weltlichen und des Geistlichen hatte aber das Kammergericht viele Möglichkeiten der

Auslegung, und es bediente sich ihrer zumeist im altkirchlichen Sinn. Zur Zeit schwebten Prozesse gegen fünf Fürsten und vierzehn Städte; zwei hatten schon zur Verhängung der Reichsacht geführt. Außerdem war umstritten, ob neue Anhänger der Augsburgischen Konfession in den Genuß des Friedens träten; denn weitere Neuerungen waren ja in allen Reichstagsabschieden verboten worden. Und doch empfanden die Protestierenden diese Einbeziehung als selbstverständlich. Darüber hinaus war schon auf dem Augsburger Reichstag von 1530 deutlich von der Möglichkeit der Gewalt geredet worden; je mächtiger jeweils der Kaiser etwa 1535 und 1536 dastand oder rüstete, um so mehr geschäftige Zuträger, mißtrauische oder weisblickende Politiker gab es, die vom Kaiser für eine nahe oder ferne Zukunft das Schlimmste befürchteten. Sollte man nicht vorbeugen? Die kaiserlichen Zugeständnisse waren doch alle nur befristet bis zur Entscheidung eines allgemeinen Konzils. Konnte man sich nachgerade über eine solche Kirchenversammlung keinen Täuschungen mehr hingeben, so war ganz sicher die Durchführung ihrer Beschlüsse nur möglich mit Gewalt.

In diesen Stimmungen hatte sich der Schmalkaldische Bund weiter gestärkt. Im Dezember 1535 war er nicht bloß bis zum Februar 1537, sondern darüber hinaus auf zehn Jahre erstreckt worden; die Glieder nahmen zu unter den Fürsten wie unter den Städten; ebenso Verfassung und internationales Ansehen. Auf dem letzten Bundestag waren England und Frankreich durch Boten vertreten; König Christian III von Dänemark trat zum Bunde sogar in ein engeres Bündnisverhältnis, Oktober 1536 und April 1538. Man beleihtigte sich allerdings einer loyalen Haltung in Türkenachen und sonst; es ärgerte König Franz, aber beruhigte den Kaiser, daß man Verbindungen mit Frankreich gegen die Habsburger ausdrücklich ablehnte. Allgemein gewann man im Bunde doch an Selbstvertrauen, und die Reichsregierung so gut wie die übrigen Stände spürten das. Angesichts der Gerüchte über kriegerische Absichten des siegreichen Kaisers gegen die Protestanten wirkte es beruhigend, daß er dem Kurfürsten von Sachsen am 7. Juli 1536 aus Savigliano südlich Turin ausdrücklich versicherte, nicht mit Gewalt vorgehen zu wollen. Bald danach ließen die Schmalkaldischen dem Kaiser durch eine förmliche Gesandtschaft unter dem Grafen von Pappenheim ihre Beschwerden vortragen über Kammergerichtsprozesse und anderes; er gab ihnen in Nizza eine hinhaltende Antwort und vertröstete sie auf eine besondere Botschaft.

Die übrigen Stände des Reichs bildeten nichts weniger als eine altkirchliche Einheit. Einige Anhänger der Augsburgischen Konfession waren nicht Bundesmitglieder, hielten sich aber politisch gleich. Viele waren unentschieden; die

Bischöfe fast durchweg verängstigt; sie fürchteten die katholischen Landesfürsten nicht weniger als die protestantischen; Trier wies einmal darauf hin, daß auch der Kaiser Utrecht säkularisiert habe. Die altkirchlichen Laienfürsten aber schienen aufgespalten in Kaisertreue und Gegner der Habsburger. Die ersteren waren natürlich die Schwächeren; als ihre Häupter durften Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel und Herzog Georg von Sachsen betrachtet werden. Dagegen war die Seele fürstlicher Opposition noch immer Bayern. Da nun aber dasselbe Bayern zugleich am entschiedensten den altkirchlichen Standpunkt vertrat, so überschnitten sich hier die politischen Systeme in einer oft sehr peinlichen Weise. Der Geschichtsschreiber Bayerns muß für den Winter 1534/35 bekennen, „daß die Falschheit und Doppelzüngigkeit dieser Politik nicht leicht übertroffen werden konnte“. Diese Charakteristik dürfte man noch auf die nächstfolgenden Jahre mit erstrecken. Der Haß der bayerischen Brüder gegen Ulrich von Württemberg, andererseits die Überzeugung, daß sein Freund Philipp von Hessen der tatkräftigste Vorkämpfer einer Fürstenpolitik war, der Ärger über Ferdinands Königswahl in Böhmen und im Reich, und doch wieder das Bedürfnis konfessioneller und nachbarlicher Anlehnung, die Verbindungen mit den Gegnern des Habsburger im Auslande, die man gern als ganz harmlos hinstellte, die Eier nach dem Erwerb von Mailand durch Verbindung Herzog Ludwigs mit der Herzogin-Witwe Christine und die kränkende Behandlung, die der Kaiser dem plötzlich so kriegseifrig gewordenen Herzoge während des provenzalischen Feldzuges angedeihen ließ — das alles, zusammen mit natürlichen Schwankungen in der Politik der jeweils verbündeten Fürsten, wirkte zersetzend und lähmend auf diese bayrische Politik, die vergebens nach einer großen Linie suchte.

Trotz aller Beziehungen aber zu den Schmalkaldischen Fürsten und insbesondere zu Hessen war gerade die noch immer wesentlich von dem robusten Leonhard von Eck geleitete Politik der bayrischen Herzöge diejenige, die am leidenschaftlichsten die Anwendung der Gewalt gegen die Protestanten forderte und stets bereit war, dem Kaiser ins Gesicht seine sträfliche Schwäche vorzuwerfen. Hinter Herzog Wilhelm blieb sein Bruder Ludwig nicht zurück; hinter Eck nicht der mehr geschmeidige Weisensfelder. Im Februar 1536 weilte er am kaiserlichen Hof in dynastischen Anliegen; er trug kein Bedenken, vorzuschlagen, daß man eines Tages unter dem Vorwande von Rüstungen in Oberitalien den Protestantenkrieg beginnen solle. Wie weit jeweils der Wunsch dabei mitwirkte, den Habsburgern Ungelegenheiten zu bereiten, mag dahingestellt bleiben; das Verlangen war an sich echt.

Während der Kaiser sich in Augsburg 1530 die größte Mühe gegeben hatte, eine theologische Verständigung herbeizuführen, politisch aber schon seit 1526 die Geneigtheit zu Friedständen erkennen ließ, ging — wie wir betonen müssen — die Schärfe des konfessionellen Gegensatzes und das Drängen auf die Entscheidung der Waffen in erster Linie von den deutschen Fürsten selbst aus.

Der Gegensatz zwischen ihnen sollte nun allerdings durch einen Rat des Kaisers, nachweislich gegen dessen Willen, eine erhebliche Verschärfung erfahren. Der Kaiser sandte nach der Rückkehr aus der Provence Ende Oktober 1536 entsprechend seiner vorläufigen Antwort von Nizza den Reichsvizekanzler Matthias Held zu mündlichem Bescheid nach Deutschland. Dieser frühere Rat am Reichskammergericht war nicht nur starr altkirchlich gesinnt und juristisch unbiegsam, sondern zugleich ein Mann von starkem Geltungsbedürfnis, wie das bei Leuten seiner unscheinbaren Figur nicht selten beobachtet wird. Seine nach Anweisung des Kaisers wohl von ihm selbst aufgesetzte Instruktion enthielt eine nähere Deklaration des Nürnberger Religionsfriedens; auch eine Werbung wegen Unterhalt des Kammergerichts; vor allem die Forderung des Konzilsbesuches und der Türkenhilfe; nicht zuletzt die möglichste Fernhaltung der Fürsten von Frankreich. In der von ihm vorgezeigten Vollmacht war sein Auftrag so gefaßt, daß der Erzbischof von Lund Zweifel an der Echtheit äußerte.

Das weitaus wichtigste unter seinen Papieren war jedoch die als geheim bezeichnete französische Nebeninstruktion, die wirklich auf den Kaiser zurückgeht und besser als irgend etwas dessen damalige Erwägungen in der Kirchensache erkennen läßt. Sie sind ganz überraschend. Ihre sehr kühnen Folgerungen sollte der Vizekanzler zunächst mit König Ferdinand und seinem ersten Rat, dem Kardinal von Trient, geheim und sorgfältig besprechen; unzweifelhaft aber sollten sie auch ihm persönlich die Richtung geben für sein Verhalten.

Man sehe noch nicht klar, sagte der Kaiser, ob der König von Frankreich Frieden wolle und sein Angebot wegen Mailand annehme oder weiteren Krieg, und was in diesem Falle der Papst und Venedig tun würden. Deshalb wäre sehr wichtig, etwas über die entsprechende Neigung der deutschen Kurfürsten und Fürsten zu erfahren. Denn Deutschland sei weder im Glauben noch in dem Gehorsam gegen den Kaiser einig, was wiederum Frankreich so kriegslustig mache und so hartnäckig gegen das Konzil. Festzustellen also, was geschehen solle, wenn der Papst auf Anstiften des Königs oder aus Angst vor dem Abfall Frankreichs unter dem Vorwand des französischen Krieges sich vom Konzil zurückzöge, zumal der Papst, statt sich gegen die ihm bekannten böswilligen

Handlungen des Königs zu wenden, darauf bestehe, neutral zu bleiben, und behauptete, er müsse zwischen sie als Vater treten. Er, der Kaiser, wolle gewiß nichts tun gegen den apostolischen Stuhl und die Grundlehren der Kirche. Allein, wenn der Papst in dieser Zurückhaltung verharre, so müsse er seinerseits ganz ernstlich überlegen, was geschehen könne, weiterer Verwirrung in Deutschland zu steuern, insbesondere den Gefahren für seine kaiserliche Stellung und für die Abwehr der von Frankreich aufgeheßten Türken.

Die erste Frage wäre also, fuhr er fort, ob man das schon angesagte und etwa von Deutschland bewilligte Konzil auch ohne Papst und ohne Frankreich abhalten könne, da es ja von Portugal, den italienischen Staaten und wohl auch von Polen beschickt werden würde, auf England ohnehin nicht zu rechnen sei. Oder aber — wenn man das Konzil nicht, gestützt auf ganz Deutschland oder doch den größeren Teil desselben, begehren könne —, ob es nicht Mittel und Wege gäbe, die vom Glauben Abgewichenen für immer wenigstens gegen Gewalt zu sichern — falls sie sich mit den übrigen Ständen im Rahmen eines allgemeinen Landfriedens hielten —, also durch Verlängerung des Nürnberger Friedens? Oder, ob man auf einer Nationalversammlung in Deutschland beschließen dürfe, in Punkten, die nicht zu den Grundlehren des Glaubens gehörten, entgegenzukommen? Oder endlich, ob man sich unter Verzicht auf Regelung der Glaubenssache darauf beschränken solle, nur die kaiserliche und königliche Autorität zu sichern und es Gott anheimzustellen, das zu seinem Dienste nötige Mittel zu verleihen? Denn Gott wisse ja, wie sehr sein Bruder und er sich um diese Dinge sorgten und mühten.

Mit diesem Ausblick verläßt die Instruktion den großen Stil, um in erster Linie Ferdinand gegenüber auf die Tagesfragen zurückzukommen. Da der König von Frankreich offenbar weder auf Gott noch auf Ehre halte, für sie aber das Letzte auf dem Spiele stehe, so müsse alles zurücktreten, auch Ungarn. Die ungeheuren Anforderungen seiner Reiche zwängen ihn, zunächst nach Spanien zu eilen. König Ferdinand möge ja sein Aufmerken haben auf seine Räte, über die man rede; aber auch des Kaisers Zurückhaltung in der Ratifikation des Wiener Vertrags mit dem Kurfürsten von Sachsen verstehen und sich klar machen, daß es zur Zeit unmöglich sei, Dänemark für den Pfalzgrafen zu gewinnen; deshalb auch hier ein Abkommen anzustreben.

Was war der Sinn dieser vielbesprochenen und gewiß in allen Punkten sehr delikaten Instruktion? Offenbar doch eine starke Friedwilligkeit und in diesem Sinne der Auftrag, nicht nur in Wien oder Prag, sondern gerade auch bei den protestantischen Fürsten Fühlung zu suchen, ihre Meinungen und Möglichkeiten

abzutasten und die kaiserliche Politik durch ein sorgfältig verschleiertes Handeln und dann durch einen alle Momente beachtenden Bericht zu unterstützen.

Was aber tat Held? Er reiste im Winter 1536/37 zwar zu König Ferdinand, verhandelte jetzt und später mit ihm und Lund, besuchte dann auch die protestantischen Höfe, hatte freilich schon dabei das Unglück, von den einzelnen Fürsten auf den Bundestag zu Schmalkalden verwiesen zu werden, wo ihm die Möglichkeit erschwert war, persönlich zu wirken und die Stimmungen der einzelnen abzufühlen. Aber er scheint sich auch gar nicht darum bemüht zu haben. Da außerdem der Inhalt seiner deutschen Instruktion in der Hauptsache eine begründete Ablehnung der Beschwerden gegen das Kammergericht war (man dürfe dem von den Ständen selbst bestellten Gericht nicht dreinreden), und daneben die Werbung gegen Frankreich und für das soeben von den Schmalkaldischen in ihren Beratungen abgelehnte Konzil, er auch beides trocken und barsch vortrug, so entfesselte er in der geschlossenen Versammlung der Gegner zu Schmalkalden am 15. Februar 1537 einen Sturm der Entrüstung.

In einem Bericht an den Kaiser aber vom Herbst dieses Jahres, den wir neuerdings auch besitzen, fehlt das ihm nahegelegte Eingehen auf die inneren Möglichkeiten in Deutschland gänzlich. Er schilderte nur allgemein und in den düstersten Farben die Bosheit der Lutheraner, ihre Förderung Frankreichs durch Knechte und Kriegsmaterial, Verbreitung französischer Flugschriften und Unterdrückung eines dem Kaiser günstigen Nachrichtendienstes. „Türken, Franzosen, Boiwode und Lutheraner sind von der gleichen Ehre und dem gleichen guten Willen gegen den Kaiser“, höhnte er. Vor dieses grelle und doch unscharfe Bild stellte er dann prahlerisch und leichtsinnig sein untrügliches Heilmittel, die Gründung des von ihm erdachten und, wie er sich rühmte, bis in die einzelnen Artikel redigierten katholischen Bundes. Gott habe den Plan so gefördert, daß man keine Schwierigkeiten mehr sehe. „Ohne diesen Bund geht alles zugrunde, da die Abgewichenen fest entschlossen sind, die Katholischen hinterrücks zu überfallen, wie in Württemberg.“ Sie seien nur noch nicht genügend gerüstet; aber im nächsten Frühjahr gehe es sicher los. Auf den Papst sei kein Verlaß. „Wenn erst der Bund vollendet ist, wird es mit allen Unruhen und französischen Praktiken in Deutschland zu Ende sein.“ Daß die Lutheraner sich durch das Ausschreiben eines Reichstages irgend im Zaume halten ließen, nehme zwar der Kaiser an; das Gegenteil aber sei wahr. Ein Reichstag ohne Erledigung der Religionsache habe keinen Sinn; erst nach Gründung der Liga könne man ihn ohne Besorgnisse abhalten.

Man weiß nicht, ob man mehr staunen soll über die diplomatischen Mängel des Vizekanzlers oder über seine plumpen und selbstgefälligen Übertreibungen, die das Ihrige dazu beigetragen haben werden, ihn seinen Kollegen Granvelle, Lund und Navas auf die Dauer unerträglich zu machen. Der Gedanke des Schußbundes lebte schon in dem vor ein paar Jahren gegründeten, aber ganz unwirksam gebliebenen kaiserlichen neunjährigen Bunde, und an den Artikeln der Verfassung des neuen Bundes, die sich an diejenigen des Schmalkaldischen Bundes anlehnten, haben sichtlich auch andere mitgearbeitet. Das Entscheidende bleibt, daß Held in der Richtung seiner eigentlichen Instruktion — also im Sinne der kaiserlichen Politik, die er nicht begriff oder nicht begreifen wollte — nichts tat und nichts erreichte.

Mit der Mission Helds wurde angesichts der schon vorher festgelegten Haltung der Schmalkaldischen einstweilen auch der Konzilsplan für Deutschland zu Grabe getragen. Es verlohnt sich, darauf zurückzublicken. Mit der Forderung eines allgemeinen Konzils stand die kaiserliche Politik seit den Tagen Gattinaras in einer Front mit altkirchlichen und lutherischen Ständen. Die ablehnende Haltung Clemens' VII hatte nur dazu gedient, die Konzilsfreunde einander zu nähern, und diese stille Bundesgenossenschaft war lange ein nicht zu unterschätzendes Ferment des Friedens in Deutschland. Ausdrückliche Friedenssicherungen aber wollte der Kaiser schon 1526 wegen der Kriegshilfe in Italien geben; wegen der Türkenhilfe bewilligte er 1532 geradezu den Nürnberger Religionsfrieden. Je mehr der Papst dem Konzil abgeneigt blieb, dafür aber unbestimmte Zugeständnisse gut hieß, um so sicherer fühlte sich der Kaiser in dieser Politik; sein Konzilsbegehren war also für ihn zugleich eine innere Entlastung. Deshalb bedeutete umgekehrt die ostensiblen Konzilsbereitschaft Pauls III für die deutschen Verhältnisse eine merkliche Erschwerung. Wie ein Konzil zusammengesetzt sein werde, wo es abzuhalten, wer es leite, welche Gelegenheiten man den Protestanten dort bieten würde, alles das war gegenstandslos, so lange ein Papst das Konzil nicht wollte. Es trat aber drohend in das Bewußtsein der Beteiligten, sobald förmliche Einladungen seine Verwirklichung näher rückten.

Der erste Nuntius Pauls III in Konzilsachen, Pietro Paolo Bergerio, der später als protestantischer Theologe in Württemberg enden sollte, erhielt von den Schmalkaldischen gegen Weihnachten 1535 den Bescheid, daß sie von jeher ein allgemeines christliches und freies Konzil begehrt hätten, wie es der Zeit so bitter not tue; gegen das ihnen vorgeschlagene Mantua verlangten sie ein Konzil auf deutschem Boden; endlich und vor allem sei der Papst Partei

und könne nicht Richter und Leiter sein. Nachdem gleichwohl durch die Bulle vom 2. Juni 1536 das Konzil in aller Form ausgeschrieben war, ergingen neue Einladungen und die Sondergesandtschaft des Auditors der Rota Peter Vorst an die deutschen Fürsten. Wir können ihn auf seiner Reise verfolgen, von Wien, wo er sich aufs beste empfangen fühlte, durch Franken über Nürnberg, Bamberg, Würzburg und weiter nach Schmalkalden. Hier war Held schon eingetroffen, hatte auch auftragsgemäß für das Konzil geworben, aber am 24. Februar einen verlegend ablehnenden Bescheid davongetragen. Die Schmalkaldischen wiesen das von Paul III ausgeschriebene Konzil zurück, da es den Reichstagsabschieden nicht entspreche, in denen von einem freien christlichen Konzil auf deutschem Boden die Rede sei, Paul III überdies gleich seinen Vorgängern ihre Lehre schon vorweg verurteilt habe und noch in der Berufungsbulle ausdrücklich von der „Pest der lutherischen Häresie“ spreche; er sei Partei und könne nicht Richter sein.

Held hatte repliziert; der Bund in einem ebenso ausführlichen Schriftsatz erneut geantwortet. Als der päpstliche Nuntius erschien, wollte man mit ihm überhaupt nicht verhandeln, übergab ihm vielmehr nur die Antwort an Held und legte sogar die von ihm mitgebrachten päpstlichen Breven mit betonter Abweisung wieder bei. Es fruchtete auch nichts, daß Held und Vorstius im März noch den Tag der erbverwandten Häuser von Brandenburg, Sachsen und Hessen in Zeiß besuchten, auf dem auch Heinrich der Jüngere von Braunschweig erschien. Nur daß hier, unter dem Eindruck ihrer doppelt unfreundlichen Abweisung, der Vizekanzler und nach dem eigenen Bericht vom 23. März auch der Nuntius wenigstens mit den katholischen Teilnehmern der Tagung in nähere Fühlung traten.

Die Sache des Konzils schien hoffnungslos. Gestützt auf Deutschland, wollte der Kaiser nach seiner Geheiminstruktion für Held das Konzil nötigenfalls selbst in die Hand nehmen. Aber gegen den offenen Protest der Schmalkaldischen — das wäre sinnlos gewesen. Kaiser und Papst zogen in der Tat alsbald ihre Folgerungen. Die erste Prorogation des Konzils vom 20. April 1537 berief sich noch auf die Schwierigkeiten, die der Herzog von Mantua gemacht hatte. Aber die zweite Hinausschiebung des Termins, am 8. Oktober, begründete sich schon mit der allgemeinen politischen Lage, der Türkengefahr und der Zurückhaltung der christlichen Fürsten; sie erfolgte auf ein Jahr, nicht mehr nach Mantua, sondern mit Zustimmung Venedigs nach Vicenza. Indessen, obwohl im Sommer 1538 die Friedenssonne wieder über Europa schien, prorogierte der Papst am 28. Juni in Genua das Konzil zum dritten Male auf ein Jahr. Dieses Mal aus ganz anderen Gründen.

Noch mußte der Kaiser nichts Näheres von dem katholischen Bund des Bizekanzlers Held. Wohl aber hatte er soeben, am 23. Juni, in Genua, wohin er von Nizza aus den Papst zunächst begleitet hatte, von König Ferdinand die ersten Mittheilungen erhalten über die von dem Kurfürsten Joachim II von Brandenburg angesponnene Vermittlung in der Religionsache, die seinen eigenen Bestrebungen so sehr entgegenkam. Papst und Kaiser konnten angesichts solcher Möglichkeiten auf das zur Zeit wirklich aussichtslos gewordene Konzil verzichten und sich ganz der für ihre Länder im Augenblicke sehr viel brennenderen Türkenfrage zuwenden.

Inzwischen war der katholische Bund, den Ferdinand durch eine schlecht besuchte Besprechung in Speyer im März 1538 vorbereitet hatte, nach vielen unfruchtbaren Verhandlungen am 10. Juni (also ungefähr in den Tagen des Waffenstillstandes von Nizza) zu Nürnberg wirklich gegründet worden. Die Tatsache, daß kein Kurfürst als solcher dabei war, auch kein Bischof, außer den beiden Erzbischöfen von Salzburg und Magdeburg, genügt zur Charakteristik der ganz unrichtigen Einschätzung der deutschen Verhältnisse durch den Bizekanzler. Unter den übereifrigen Trägern des Bundes, den Herzögen von Braunschweig, Bayern und Sachsen, bestand nicht einmal völlige Übereinstimmung über seine letzten Ziele; infolge der uneinheitlichen Politik Bayerns blieb er innerlich vollends kraftlos. Auch der Papst versagte auf Rat seines Nuntius Morone einstweilen seine Beihilfe. In Deutschland war gleichwohl der Eindruck anfangs groß.

Der Kaiser, der den Berichten Helds zunächst ja trauen mußte, zumal sie von Ferdinand gestützt wurden, brachte dem Bund anfangs ein begreifliches Interesse entgegen, wenn er auch weit davon entfernt war, sich durch die Eigenmächtigkeiten des Bizekanzlers seine Politik vorschreiben zu lassen. Er hatte dem Bruder schon am 31. Mai ans Herz gelegt, sich durch die ihm von Held gemeldeten „Unverschämtheiten“ der Gegner nicht von der früher empfohlenen Linie der Vermittlung ablenken zu lassen, damit wenigstens nichts Schlimmeres geschehe, vielmehr unter allen Umständen vermieden werde, daß die Schmalkaldischen zur Gewalt griffen. Entgegenkommen also, soweit es mit Gewissen und Ehre vereinbar sei, auch in der Frage der Kirchengüter. Man könne den Schmalkaldischen sogar von einem Reichstage sprechen und diesen später hinauschieben. Nur, wiederholte der Kaiser, dürfe es nicht zum Kriege kommen, da er durch Frankreich und die Türken behindert sei. So versteht man es durchaus, daß er in dem Bunde zwar die früher vermischte entschlossene Haltung der altkirchlichen Fürsten beachtete, sich aber scheute, durch offene För-

derung eines Kampfbundes die Schmalkaldischen ohne Not weiter zu reizen. Er ließ die Dinge gewähren, hielt aber vollends zurück angesichts der dürftigen Beteiligung. Er wartete lange mit der Zustimmung, noch länger mit dem Beitritt. Es war ja auch, wie wir wissen, gar nicht seine eigene Politik, die hier getrieben wurde, sondern zeitweilig ein Mißbrauch seines Namens; nur wird er sich, nach seinem Verhalten zu schließen, nicht verhehlt haben, daß ihm hier ein politisches Mittel angeboten wurde, das zu seiner Zeit verwertet werden konnte. Undessen, war es wirklich ein Gewinn, daß der Bund von Anfang an drohend auf der Gegenseite lastete? Von den durch Held prophezeiten großartigen Wirkungen des Bundes ist jedenfalls nichts eingetreten. Wohl aber mit der neuen Bedrohung eine neue Stärkung des Schmalkaldischen Bundes.

Natürlich warben die Bundeshauptleute Heinrich von Braunschweig und Ludwig von Bayern weiter beim Kaiser für ihr Werk, und sein geistiger Vater Held unterstützte oder bestellte gar diese Bemühungen schon im eigensten Interesse. Leonhard von Eck hatte immer noch die Stirn zu behaupten, der katholische Bund sei „gegen seinen Willen“ gegründet worden. Das Gegenstück war die naive Mitteilung der Hessen an Bayern, daß sie dächten, den Herzog von Braunschweig zu überfallen. Die bayerischen Beziehungen blieben auch 1539 und länger nach beiden Seiten hin gewahrt, ein sonderbares Moment der Unruhe.

Abenteuerliche Pläne in Deutschland, England und gegen die Türken. Frankfurter Anstand

Während jener unheimlichen europäischen Windstille und nicht ganz ohne Anteil der Erregungen, die Helds Auftreten verursachte, hatte sich in der ersten Hälfte des Jahres 1538 wieder eine höchst bemerkenswerte Umgruppierung der Mächte vollzogen.

In den Kreisen der Schmalkaldischen herrschten so wenig einheitliche Stimmungen, wie in dem katholischen Bund. Trugen sie alle noch Bedenken, bei Bündnisverhandlungen auf die „Ausnehmung“ von Kaiser und Reich zu verzichten, so steigerte sich besonders bei den Städten die Abneigung gegen das Zusammengehen mit Frankreich, je mehr man sich von dessen Verbrüderung mit den Türken überzeugte. Der Rat von Ulm etwa lehnte es im Februar 1538 gegenüber den Straßburgern sehr deutlich ab, „sich mit diesem Könige einzulassen, der seine Untertanen um der göttlichen Lehre willen gemartert, ge-

peinigt und von Hab und Gütern gejagt und, was noch viel schrecklicher, sich mit dem gemeinen Feind, den Türken, verbunden“, ja, diesem zu seinen Übeltaten erst recht den Mut und die Anstiftung gegeben habe. Es sei zu besorgen, daß „Gott der Allmächtige das wahre Licht der Gnaden wieder auslösche und uns an Leib und Seele ewiglich zu Schaden bringe“, da doch auch des Königs „Schande und Leichtfertigkeit unverborgten und wir aus seinen Handlungen keinen Tropfen christlichen Bluts zu erkennen vermögen“.

Wenn trotzdem noch im Laufe desselben Frühjahrs 1538 das verärgerte Kur-sachsen auf Anregung Dänemarks sich wieder ein Herz faßte zu wiederholten Gesandtschaften nach Frankreich, so war König Franz natürlich nicht damit gedient, daß diese ehrlichen Reichsfürsten auch jetzt noch in kein Bündnis gegen den Kaiser willigen wollten, obwohl sie gerade die Sorge vor ihm zur Fühlung mit Frankreich trieb.

Wir sehen noch deutlicher in die Nachwirkungen der Mission Helds, wie in die sich anbahnende Umgruppierung hinein durch die Verbindung, in die während des Sommers und Herbstes die Königin Marie mit dem Landgrafen von Hessen trat. Bei der wachsenden Bedeutung, die der geistige Führer des Schmalkaldischen Bundes für die kaiserliche Politik gewinnen sollte, müssen wir erst recht dabei verweilen. Der luxemburgische Sekretär Naves, der damit den Anfang seiner glänzenden Laufbahn nahm, war anscheinend auf hessische Anregung zunächst privat zum Landgrafen gekommen und meldete von diesem Besuch der Königin Marie, die ihn dann ein zweites Mal mit Kredenz und Instruktion nach Hessen sandte.

Beim ersten Besuch bemühte sich Philipp, ungünstigen Gerüchten entgegenzutreten, als bekämpfe er die Türkenhilfe, betreibe einen Bund gegen den Kaiser und fördere Frankreich durch Bündnis und Zuzug. Er und seine Verbündeten hielten sich im Gegenteil durchaus für verpflichtet, dem römischen Könige Türkenhilfe zu leisten. Wenn aber, wie Dr. Matthias Held überall herumgetragen, kaiserliche Majestät willens sei, sie mit Krieg zu überziehen, so könnten sie sich doch unmöglich aller Truppen und Mittel entblößen. Vermöge man sie aber sicherzustellen, so würden sie auch in Türkenfachen nicht ermangeln. Nur müsse ein Friede besser sein als der Nürnberger, „denn dem zuwider hätten Kammerrichter und Beisitzer gegen sie prozediert bis auf die Acht“. Eine Beschwerde beim Kaiser sei von diesem dahin beantwortet, daß er einen seiner besten Räte senden wolle. Es sei dann wirklich Dr. Held gekommen, habe aber in Schmalkalden so zu ihnen gesprochen, „daß sie alle erschrocken gewesen seien, als ob man sie vor das Haupt geschlagen“. Türkenhilfe wäre auf einem Reichs-

tage zu bewilligen, nicht durch Sondergesandtschaften. Ihr Bund sei rein defensiv. Jetzt aber, sage man, habe der Kaiser sich seinerseits mit dem Könige von Frankreich gegen sie zusammengetan. Man sage auch, daß er, wie einst Utrecht, so jetzt die Bistümer Münster, Osnabrück und Bremen in die Niederlande eingliedern wolle.

Die Königin ließ antworten, daß derartige Aufträge an Held ganz sicher nicht erteilt worden seien, und daß der Kaiser nichts weniger beabsichtige, als Krieg und Verwirrung nach Deutschland zu tragen. Wenn von Frankreich oder von anderer Seite das Gegenteil ausgestreut werde, so heiße das nichts anderes, als Unkraut unter den Weizen säen. Der Kaiser setze sich für die ganze Christenheit ein, und sie, die Königin, werde an ihn gern den Vorschlag weitergeben, bis zum Konzil oder zu einem kaiserlichen Tag die Angelegenheiten der Religion ruhen zu lassen. Denn der Kaiser wünsche ein baldiges Konzil und beschleunige auch seine Rückkehr nach Deutschland. Von Absichten auf jene Bistümer sei keine Rede. Wegen Geldern und Cleve solle Navas nach seiner Sonderinstruktion verfahren. Hier handelte es sich darum, daß der alte Unruhstifter Karl von Geldern sonderbare Verfügungen über sein Herzogtum getroffen hatte, in die bald auch der Erbprinz Wilhelm von Cleve hineingezogen wurde.

Als um die Zeit von Navas Werbung, im September 1538, Wilhelms Schwager, der junge Kurfürst von Sachsen ängstlich geworden bei Hessen anfragte, ob man nicht dem Kaiser doch zuvorkommen müsse, antwortete der Landgraf ganz gegen seinen früheren Stil: Nein. Auf bloßen Verdacht hin zu handeln, sei gefährlich. Sie hätten auch nicht das Geld. Der Kriegsplan sei schwer zu machen, da immer ein Teil von Deutschland entblößt sein würde; am ehesten sei noch ein Einfall in die Lande des Herzogs Heinrich von Braunschweig und Georgs von Sachsen zu empfehlen. Besser jedoch, auf ehrlichen Frieden und Vertrag zu sinnen.

Die Saat des Friedens trieb ihre Sprossen auf beiden Seiten.

Denn wir erfahren aus dem Briefe des Kaisers an König Ferdinand vom 28. Juli, wie sehr ihn schon die ersten Mitteilungen aus Hessen beschäftigten. Er bat, der König möge im Sinne seiner Verabredungen mit dem Papst und mit Frankreich tätig sein. Gemeint waren Verabredungen von Aliguesmortes, die der Kaiser in sehr unbestimmter Form selbst verbreitet hatte. Die Schmalzkaldischen witterten darin, wie wir gesehen haben, den Protestantenkrieg. Allein selbst die intimsten Korrespondenzen der habsburgischen Geschwister wissen nichts davon, sondern nur von dem Wunsch, König Franz von seinen deut-

schen Freunden abziehen und dadurch eine friedliche Lösung zu erleichtern. Am deutlichsten ist eine Äußerung Marias in ihrer bald zu besprechenden großen Denkschrift gegen den kaiserlichen Seekrieg, wo sie unter Bezugnahme auf die Mitwirkung Frankreichs ausdrücklich davon spricht, daß der Kaiser die deutschen Fürsten zur Türkenabwehr heranziehen solle durch friedliche Mittel und dadurch, daß er ihre und ihrer Untertanen Herzen gewinne — Umgruppierung also dieser Fürsten von Frankreich zum Kaiser.

In der Tat stoßen wir in den ursprünglichen Akten auch im weiteren Verlauf dieser Jahre 1538/39 nur auf die gerade Fortsetzung der in der Geheiminstruktion für Held erkennbaren Linie kaiserlicher Politik in Deutschland. „Es handelt sich darum, ihnen entgegenzukommen in einzelnen Punkten, die nicht die Substanz des Glaubens betreffen und kein grobes Ärgernis erregen, durch Abrede auf Zeit oder für immer“, schrieb Karl dem Bruder am 22. September.

Karls hochgespannte Gedanken ergriffen noch einmal in absonderlich kühner Phantastik die ganze Welt. Welche Beruhigung in England eingetreten war, sahen wir. Heinrich VIII ließ im Januar 1538 den Kaiser wissen, daß er zwar ein päpstliches Konzil ablehne, nicht ein kaiserliches. Aber es verwundert doch aufs höchste, nun zu erfahren, daß der Kaiser nach allem was vorgefallen war, und in wirklich erschreckender Kälte gegenüber dem Schicksal seiner Nichte Christine allen Ernstes auf den zwischen Chapuns und Heinrich VIII ausgeheckten Plan einging, für den König die Hand der noch immer blutjungen Herzogin-Witwe von Mailand und damit Ansprüche auf den dänischen Königsthron zu gewinnen. Als Bedingung verlangte der König, daß Pfalzgraf Friedrich und seine Frau Dorothee ihrerseits verzichten sollten. Der Kaiser korrespondierte mit seinem Bruder über diese ganz unerwarteten Aussichten des Hauses Habsburg im Mai und Juni 1538 eingehender. Lund sollte die pfalzgräfliche Familie, die ja doch aus eigenen Mitteln die Unternehmung gegen Dänemark nicht wagen könne, zum Rücktritt von ihren Ansprüchen bewegen — was bereits die größten Schwierigkeiten machte; Dorothee hörte nie auf, sich in offiziellen Unterschriften als „der dänemarkischen Königreiche geborene Prinzess und Erbin“ zu bezeichnen. Auch abgesehen davon sträubten sich die Pfälzer gegen die englische Heirat.

Gewichtiger noch waren die Forderungen und Einwendungen der niederländischen Regierung, die sich wieder einmal als das nüchterne Gegenstück zu Karls dynastisch maßloser Politik darstellte. Die erste undatierte Denkschrift der Königin stellte Mindestforderungen für die Verhandlungen mit England auf. Im Jahre 1506 sei Philipp der Schöne bei seiner Notlandung in England ge-

zwungen gewesen, jenen schlechten Handelsvertrag, den Intercursus malus abzuschließen; alle Bemühungen, ihn zu verbessern, seien vergeblich gewesen, da er als ewig bezeichnet werde und auch 1515 und 1520 maßgebend geblieben sei. Weil auch die Anstrengungen der jetzigen Regentin, ihn zu ändern, bisher fehlgeschlagen seien, müßte man auf diesen Punkt in erster Linie Wert legen. Lasse sich der ewige Vertrag nicht beseitigen, so dürfe man ihn jedenfalls nicht ausdrücklich bestätigen.

Weiter solle für die Abtretung der Rechte auf Dänemark für alle Untertanen der Niederlande volle Freizügigkeit und Handelsfreiheit in allen Gebieten, Salz- und Süßwässern, in Belt und Sund, auch zum Verkehr nach Preußen, Riga, Reval und Danzig verbrieft werden, ohne neue Auflagen, sondern zu den alten Rechten. Der König müßte auch Sicherheiten bieten gegen jede Piraterie und Belästigung des Handels. Hinterlasse der König mehrere Söhne, so solle der älteste in England, der zweite in den dänischen Reichen folgen, denn eine Erbvereinigung wäre für die Niederlande noch bedenklicher als die Verbindung von Geldern mit Cleve-Jülich, Berg und Mark. Bei allen Verträgen mit dem Herzoge von Holstein oder den Ostseestädten sollten die Belange der Niederlande gewahrt bleiben.

In einer zweiten Denkschrift wurde das Unsinnen des Kaisers zur Hilfeleistung gegen Dänemark rundweg abgelehnt, aber auch das Bedenken gegen den ganzen Plan noch mehr unterstrichen. Der König würde den gesamten Osthandel, der jetzt nach Holland, Seeland, Brabant und Flandern gehe, nach England ablenken. Nicht nur das. Auch in Dänemark habe man es mit den Ostseestädten zu tun, die nie dulden würden, daß ein so mächtiger König diese Reiche besitze. Der Kampf gegen Dänemark verstoße außerdem gegen den Genter Vertrag und schließe die ganz große Gefahr in sich, daß man alle Folgen allein tragen müsse, falls der König sich eines Tages von der Unternehmung zurückzöge; er sei in England unangreifbar, während der Handel im Osten zur See und die Niederlande selbst zu Lande allen Zugriffen und kriegerischen Überraschungen ausgesetzt blieben, wie man das bereits erlebt habe.

Die kluge und mutige Königin-Regentin wagte noch mehr.

Die englische Sorge verflüchtigte sich bei dem schon von Karl gefürchteten Wankelmuth des Königs von selbst; aber eine andere war um so drohender heraufgezogen. Die Königin entnahm genau so wie ihr Bruder Ferdinand aus allen Briefen des Kaisers während dieses Sommers und Herbstes 1538, daß er sich in einem Laumel der Begeisterung befand für einen Türkenfeldzug von bisher unerhörten Ausmaßen, den er persönlich führen wollte. Jetzt, wo er durch die

Freundschaft mit Frankreich in der Lage sei, so las man es in seinen Briefen, müsse das große Werk gelingen. Schon mitten aus den Festtagen von Uiguesmortes hatte er seiner Schwester erstaunlich ausführlich geschrieben von dem sehr familiären und freundschaftlichen Zusammensein mit Eleonore und ihrem königlichen Gemahl und dem ganzen Hof von Frankreich, von der Heimstellung aller Streitigkeiten an die Minister und von dem Willen der Monarchen, auch ohne Rücksicht auf die Verständigung der Minister die Waffenruhe zu halten, ja sie als einen vollkommenen Frieden zu betrachten. Sie seien bereits darüber einig geworden, die „Abgewichenen vom Glauben“ durch den König und den Kaiser friedlich und freundlich zur Kirche zurückzuführen; auch der Papst billige ihr Vorhaben — alles nur, damit man sich mit vereinten Kräften gegen die Türken wenden könne. Die folgenden Briefe zeigten den Fortgang solcher Verhandlungen durch mündlichen und schriftlichen Austausch.

Warum soll sich Franz I in dem seltenen Genuß dieser Kaisertage des Juli 1538 nicht genau so überschwänglich über den Kreuzzugsgedanken geäußert haben, wie im Oktober 1529 zu Paris? Nur daß bei ihm alles ohne nachhaltige Wirkung verrauschte, während des Kaisers schwerfällige Natur entsprechend daran zu tragen hatte.

Natürlich trieb das nächstbetroffene Glied der Türkenliga, Venedig, in die griechischen Gewässer, an den Eingang der Adria, wenn nicht weiter in die Levante. Der Kaiser folgte auch diesen Ideen. Er habe neue Briefe aus Rom und Venedig, schrieb er dem Bruder am 30. November 1538, und man sei einig über die Stärke und Verteilung der Truppen. Nunmehr lasse er die nötigen Zusammenstellungen machen für Lebensmittel, Geschütze, Munition und sonstiges Zubehör. Mit Ferrante Gonzaga und Andrea Doria verständige er sich darüber im einzelnen. Man sprach nicht mehr von den Küstengewässern, vom Schuß der heimischen Gestade. Mehrfach fiel das Wort Konstantinopel.

Durch alle Einreden seiner Umgebung ließ sich Karl in solchen Plänen so wenig stören wie in den Zeiten vor Tunis.

In diese Lage traf mahnend eine warme und doch großartig besonnene Denkschrift der Königin Marie, ganz gewiß ihr eigenes Werk, nach Stil und Orthographie — in der Stimmung unzweifelhaft mit bedingt von den flandrischen Unruhen, die uns bald beschäftigen werden. Es sind die Töne, wie sie früher von Gattinara oder aus Mecheln von Margaretes Lippen klangen. „Eure Majestät sind der erste Fürst der Christenheit, aber ein Kampf für diese ist nur dann eure Pflicht, wenn er mit genügenden Mitteln und mit der Aussicht auf Sieg durchgeführt werden kann.“ Der Weg in die Levante ist weit, und man muß doppelt

gerüstet sein; das ist etwas ganz anderes als Tunis, so nahe vor den Häfen von Sizilien. Und wenn der Türke, anders als Barbarossa, dem Kampf ausweicht, zerstörte Länder ohne Lebensmittel hinterläßt? Erfolge sind hier nicht in raschen Griffen, sondern nur in Jahren zu gewinnen, und das kostet unendlich viel Geld. Was werden denn die anderen dazu beitragen, der Papst, Venedig oder gar der König von Frankreich? Auf diese unerprobte junge Freundschaft ist noch kein Verlaß, denn das, „was er begehrt, ist ja noch in Euren Händen“. Die Finanzen dieser Reiche sind schlecht; alle Länder, Spanien, Neapel und die Niederlande brauchen Ruhe und Frieden auf mehrere Jahre. Die Niederlande sind ohne den Kaiser verloren, besonders wenn unterdessen der Herzog von Cleve in den Besitz von Geldern kommt. „Und es ist nichts so sicher, als daß Eure Majestät vor Gott in erster Linie Ihren eigenen Ländern und Untertanen verpflichtet ist.“

Der Kaiser möge vor allem bedenken, was der Einsatz seiner Person bedeute, was er schußlos hinterlassen würde, „die Kaiserin, Eure Kinder, Eure Länder und uns alle, nicht zuletzt den christlichen Glauben, der doch nur an Euch hängt. Wie werdet Ihr das vor Gott verantworten?“ Den Türken zu besiegen wäre nur möglich, wenn man seine ganze Macht vernichten könnte. „Das aber geht nicht ohne lange Zeit. Und in welcher Lage wären wir, wenn Ihr verlöret oder gar nicht heimkehrtet! O, um Gottes Willen, ich bitte Euch, doch an das zu denken, was Ihr gegen Gott zu tun verpflichtet seid! Ein großer Fürst wie Ihr darf nur siegen, nie besiegt werden.“ „Wartet ein oder anderes Jahr, ordnet alle Eure Länder von langer Hand, vor allem Deutschland mit Hilfe Frankreichs, gewinnt die Fürsten, daß sie Euch lieben und dann in dieser großen Sache helfen. Zieht von Spanien quer durch Frankreich, regelt alles mit dem Könige, dann kommt in die Niederlande und nach Deutschland und von hier nach Italien. Das wäre mein bescheidener Rat.“

Als Karl diesen leidenschaftlichen Appell an seine wahren Pflichten las, waren seine Schiffe unter Doria und Ferrante Gonzaga bei Korfu endlich zu den Venezianern unter Capello und den päpstlichen Schiffen unter Grimani gestoßen. Ihr Gegner war wieder Barbarossa, jetzt an der Spitze der türkischen Flotte, an Zahl unterlegen, an Erfahrung zur See und Einheitlichkeit der Führung überlegen. Seltsam, daß die beiderseits gesuchte Entscheidung nun doch nicht zustande kam. Vor Beginn des Kampfes trat Barbarossa auf Korfu durch den früher von ihm gefangenen Alonso Marcon in Verbindung mit den kaiserlichen Admiralen. Es scheint sich wirklich um seinen Übertritt zum Kaiser gehandelt zu haben, was von ähnlicher Bedeutung hätte werden können,

wie einst der Parteiwechsel des Andrea Doria. Aber die Bedingungen, etwa seine Wiedereinsetzung in Tunis, schienen den Kaiserlichen zu hoch angesehen des gänzlichen Mangels an Sicherheiten für die Zukunft. So kam es doch am 27. September zum Gefecht vor Prevesa am Eingang der Bucht von Arta, nördlich der Insel Leukas. Aber auch dieser Kampf behielt etwas Lahmes. Die Kaiserlichen nützten ihre Möglichkeiten nicht aus, die türkische Flotte einzuschließen, und das Ergebnis war eher eine Niederlage. Sie suchten bald nachher die Scharte auszuweihen durch Wegnahme des weiter nördlich, an der Bucht von Cattaro gelegenen Castelnovo. Aber wieder gab es, wie schon vor Prevesa, Streit zwischen den Venezianern und den Spaniern unter Doria. Man einigte sich schließlich über die Garnison in der Burg, aber man unterließ es, ihr rechtzeitig Hilfe zu senden, als Barbarossa heranzog, den Ort belagerte und wieder nahm.

Schon die ersten unerfreulichen Nachrichten von diesen Vorgängen werden den Eifer des Kaisers abgekühlt haben. Die Berichte der venezianischen Gesandten vom Kaiserhofe, die von diesen Monaten an durch alle folgenden Jahre in geschlossener Reihe vorliegen, lassen uns das Aufsteigen der großen Pläne und dann ihr langsames Versickern deutlich beobachten. Im Frühjahr meldete Mocenigo, daß sich der Kaiser im nächsten Jahre an die Spitze der Unternehmung stellen werde. Am 24. Mai schrieben alle Gesandten, Tiepolo, Corner, Contarini, Venier und Mocenigo zusammen an den Dogen, daß ihnen der Kaiser eine lange, lebhafte und sehr eindrucksvolle Rede gehalten habe. Die Türkenabwehr zu Lande, habe er gesagt, sei dadurch so außerordentlich erschwert, daß der Sultan mit seinen flinken Reitern immer einer größeren Entscheidung ausweichen könne, sie aber beliebig zu Plünderungen und Überfällen auseinanderziehe und wieder vereinige. Das habe er in Osterreich gesehen; es habe ihn, obwohl er sonst hart sei, zu Tränen gerührt, als ihm sein Bruder auf dem Wege nach Wien erzählte, daß die starken christlichen Truppen dem Lande mehr Schaden täten, als die Ungläubigen. Zureichende Verteidigung liege unter solchen Umständen nur in starken Grenzfestungen. Er wolle dieses Jahr allgemein auf die Verteidigung bedacht sein; im nächsten Jahr aber einen großen Angriff machen, und zwar zur See. Nach seinen Erfahrungen in Tunis, bei denen er lange verweilte, brauche man mehr als 200 Schiffe und mindestens 60 000 Mann, darunter möglichst viele Deutsche, die sich wie Burgen hielten, und 2000 Pferde für die Artillerie, die man am besten in den großen flandrischen Schiffen zu je 100 transportiere. Wenn einmal ihre Rüstung vollendet sei — dann könne man gleich auf Konstantinopel steuern, das, wie er höre, gerade zur See von drei Seiten wohl zu nehmen sei.

So hoch verfliegen sich seine Hoffnungen. Monatelang war immer noch von diesen Rüstungen die Rede. Freilich auch von den Gegenströmungen in Spanien. Die Castilianer wollten wohl einen Angriff auf Algier zulassen, nicht mehr. Als die Nachricht von Prevesa am 27. Oktober eintraf, gab es lange Erörterungen über die mangelnde Unterordnung der Venezianer unter Doria. Die Gesandten verteidigten Capello. Im Dezember erlebte man neuen Streit über das gemeinsame Überwintern. Im Januar 1539 ist immer noch von den Rüstungen die Rede, aber mehr schon von den Schwierigkeiten, die Karl bei den Cortes fand. Auch klangen trotz fortgesetzter Verhandlungen über mehrfache Familienverbindungen wieder Dissonanzen zwischen dem Kaiserhof und Frankreich durch. Vollends gelangte man in die Nöte der hohen Politik, als mit dem Besuche des englischen Kardinals Reginald Pole ein Angriff auf England zur Vollstreckung der päpstlichen Sentenzen erörtert wurde, wofür man auch Frankreich gewinnen wollte. Am 12. März meldete Mocenigo zuerst den Plan eines Waffenstillstandes mit den Türken unter Vermittlung von Frankreich. Das war einstweilen das Ende.

Inzwischen bemühten sich in Deutschland König Ferdinand und der Kurfürst von Brandenburg sehr ernstlich um die von ihnen vorgeschlagene Vermittlung — Ferdinand in erster Linie zur Gewinnung der Türkenhilfe alten Stils. Wie die Verschärfung des konfessionellen Gegensatzes, so gingen, wie man sieht, auch die Ansätze zur Versöhnung von den deutschen Fürsten selbst aus. Daß ihr der Kaiser geneigt war, wissen wir. Dagegen verhielt sich der päpstliche Nuntius Morone am meisten ablehnend, und als gemäß den früheren Besprechungen des Kaisers mit dem Papste von diesem schon am 4. Juli 1538 ein Legat in der Person Aleanders, jetzt Erzbischofs von Brindisi, mit einer (wie zu erwarten) wenig entgegenkommenden Instruktion geschickt wurde, befürchtete Ferdinand in Erinnerung an die Lage von Worms vor siebzehn Jahren mehr eine Erschwerung, als eine Förderung der Sache. So wurde dem Legaten wenigstens der Nachfolger Morones am österreichischen Hofe, Fabio Mignanello, zugeordnet. Den eigentlichen Verhandlungen blieben beide fern.

Schwierigkeiten gab es auch weiterhin in Fülle. Die Schmalkaldischen zögerten lange mit der Formulierung ihrer Forderungen; sie verlangten kaiserliche Vollmachten für Ferdinand und deren Weitergabe an die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, sowie Frankfurt als Beratungsort. Ferdinand dagegen hätte eine ihm günstiger gelegene Stadt vorgezogen, auch fühlte er sich ausgeschaltet und schlug deshalb als kaiserliche Bevollmächtigte Lund und Hild vor, die Kurfürsten nur als Vermittler.

Der Kaiser ging trotz innerer Geneigtheit sehr vorsichtig zu Werke, verlangte von Ferdinand eine streng vertrauliche Behandlung der Sache und daß man nur „Schritt für Schritt“ vorgehe. Aber am 28. Oktober kündigte er doch den Erzbischof von Lund an, den er mit Instruktion vom 30. November aus Toledo abfertigte. Sie ist in allgemeinen Wendungen gehalten, rechnete noch mit der Mitwirkung des Papstes und des Königs von Frankreich und wollte für die Zurückführung der Abgewichenen nur Zugeständnisse machen in bezug auf den äußeren Verkehr mit dem päpstlichen Legaten, aber in Glaubenssachen höchstens, soweit sie wesentliche Punkte nicht berührten. Dafür sollte man beiderseits Frieden halten und Hilfe gegen die Türken gewähren. Ende Dezember traf Lund beim Könige in Linz ein. Anfang Januar 1539 beriet man dort. Als die ersten protestantischen Forderungen eintrafen, war Alexander entzückt; sie erschienen ihm völlig unannehmbar. In der That, auf die Bestätigung des Nürnberger Friedens, den Anspruch auf Sistierung der Prozesse am Kammergericht, vielleicht auf seine paritätische Besetzung durfte man gefaßt sein; aber die Glaubensfreiheit für alle Reichsstände, das, was man später die „Freistellung“ nannte, weiter das Bekenntnisrecht für alle Untertanen, gegebenenfalls mit dem Recht zur Auswanderung — waren Forderungen, die geistig bereits auf der Vorstellung dauernder Trennung der Konfessionen beruhten und noch hundert Jahre lang umstritten bleiben sollten.

Man durfte von den Frankfurter Verhandlungen um so weniger Gutes erwarten, als die Schmalkaldischen auf ihrem gleichzeitig in derselben Stadt abgehaltenen Bundestag sich allen Ernstes mit Rüstungen beschäftigten und den Gedanken eines Präventivkrieges erwogen. Daß der König von Frankreich auf die vom Kaiser gewünschte Mitwirkung verzichtete, war für ihn ein Gebot der Klugheit; er hätte bekennen müssen. Dafür schien ein Angebot des längst in seinen Diensten stehenden deutschen Söldnerführers Wilhelm von Fürstenberg an die Schmalkaldischen auf ihn zurückzugehen. Nicht minder große Versuchungen kamen von dem Könige von England, der wegen einer Familienverbindung für sich oder seine Tochter mit Jülich-Cleve verhandelte und mit diesem und Dänemark zusammen auf Bündnis antrug; es war die Zeit, da die katholischen Mächte einen Angriff auf England erwogen. Dem jungen Herrn von Cleve mochte die Verbindung mit den Schmalkaldischen wegen seiner Verschwägerung mit Kursachsen und wegen seiner Ansprüche auf Geldern nahe liegen. Die Schmalkaldischen aber sahen sehr deutlich die Gefahren, durch einen noch nicht einmal der Augsburger Konfession zugewandten Fürsten in rein politische Zwiste hineingezogen zu werden. Auch sonst besaßen die friedlichen

Kräfte unter ihnen noch das Übergewicht; Kaisertreue und Abneigung gegen Frankreich bestanden noch immer. Auch den Landgrafen sah man von Tag zu Tag mehr auf der friedlichen Seite. Er lag übrigens jetzt öfter für Lage an seiner Krankheit danieder.

Gleichwohl war in Frankfurt die Hartnäckigkeit der Ansprüche auf Seite der Schmalkaldischen ebenso groß, wie die Gebundenheit des Erzbischofs von Lund, nichts Dauerndes bewilligen zu dürfen. Die kurfürstlichen Vermittler waren verzweifelt, aber sie blieben unermüdet im Zureden und in der Wiederanknüpfung schon zerrissener Fäden. Indessen auch Lund zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen. Alles was Held vermissen ließ, erfüllte er in ausgezeichnete Weise. So fest er in der Sache blieb, so umgänglich und klug zeigte er sich im Verhandeln. Mehrfach nahm er Einladungen an, beim Landgrafen oder beim Kurfürsten, um sich nach dem Essen in oft stundenlangen Gesprächen menschlich in Fühlung zu halten und letzte Möglichkeiten der Gegner zu erkunden. Man bemerkte nach und nach, daß der Schlüssel zur Lage in dem Vorschlag eines Religionsgesprächs gefunden sei. Wurde ein solches beiderseits gewünscht und zugestanden, dann konnte der eigentliche Anstand enger befristet und selbst in seinem Inhalte begrenzter sein.

Und so kam es denn nach endlosem Hin und Her schließlich am 19. April 1539 doch zu der über den Nürnberger Frieden von 1532 bemerkenswert hinausgehenden Abrede des „Frankfurter Anstandes“. Er sollte für alle gegenwärtigen Anhänger der Augsburgischen Konfession gelten, die Versicherung gegen Gewalt und die Stilllegung der Kammergerichtsprozesse auf sechs Monate enthalten, ja, falls der Kaiser entsprechend dem Verzicht der Schmalkaldischen auf Erweiterung ihres Bundes und auf neue Säkularisationen das gleiche für den Nürnberger Bund genehmige, sogar auf fünfzehn Monate. Außerdem verabredete man die Beschickung eines Türkentages in Worms zum 18. Mai und — vor allem — die Anberaumung eines Religionsgesprächs in Nürnberg zum 1. August. Damit wurde der Gedanke, der innerhalb der protestantischen Welt vor kurzem mit der Wittenberger Concordie durchgedrungen war, kühn auf das Verhältnis zwischen den Konfessionsverwandten und den Altkirchlichen übertragen; im Sinne des Kaisers aber an das angeknüpft, was er zu Augsburg 1530 schon sehr ernstlich versucht hatte.

Noch schien die Welt im Zeitalter des Erasmus zu stehen, wenn er selbst auch schon am 11. Juli 1536 in Basel aus dieser Zeitlichkeit geschieden war. Doch wirkt es symbolisch, daß eben jetzt, unter dem 1. Juni 1540, Beatus Rhenanus die Gesamtausgabe seiner Werke mit einem biographischen Nachruf in aller Form dem Kaiser gewidmet hat.

Erste Regentschaft Philipps in Spanien
Karls Reise durch Frankreich 1539

In Toledo gab es in denselben Wochen ernste Sorgen im Hause des Kaisers. Am 20. April hatte die Kaiserin ihr siebtes Kind geboren; es starb wiederum bald nach der Geburt; am Leben geblieben waren nur Philipp, Maria und Juana. Die Kaiserin war seit Monaten leidend, und ihretwegen verließ der Kaiser in diesem Winter auch nicht den Alcazar von Toledo. Aber die frühzeitige Entbindung schien sie zu überstehen. Da steigerte sich das Fieber aufs neue, und am 1. Mai verschied Isabella. Karl schrieb seinem Bruder, er habe bei diesem großen und höchsten Verlust keinen anderen Trost als ihr gutes und katholisches Leben und ihren heiligmässigen Tod. Er tue alles, sich in den Willen Gottes zu fügen, den er gebeten habe, sie zu sich in sein Paradies zu nehmen, wo sie nun gewißlich weile.

Für einige Tage zog sich der Kaiser in das Hieronymitenkloster la Cisla bei Toledo zurück.

In seinen Memoiren gedenkt er des Todes der Gemahlin, der aller Welt großen Schmerz verursacht habe, und fährt dann fort: „Nach der Zusammenkunft in Niguesmortes und den weiteren Verhandlungen über einen guten und dauerhaften Frieden zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich kamen zwischendurch beunruhigende Nachrichten aus den Niederlanden, von denen Seine Majestät seit 1531 abwesend war. Er urteilte, daß seine längere Abwesenheit diese Übel nur vergrößern könne. Er sah sich allein und empfand den tiefsten Wunsch, alles zu tun, was ihm möglich sei, einen guten Frieden zu erhalten, und obwohl er sich sagen mußte, daß der Prinz, sein Sohn, noch zu jung sei, um in seiner Abwesenheit zu regieren und die Kaiserin zu ersetzen, und obwohl man ihm auch andere Bedenken vorstellte, horchte er doch nur auf seine eigene gute und reine Absicht, das zu tun, was er seinen Untertanen schuldig sei, und zu verhindern, daß sie in noch größere Nöte gerieten. Auch wollte er gewisse Angelegenheiten durchführen, die er in Deutschland unerledigt gelassen hatte. Seine erste Absicht war, sich in Barcelona einzuschiffen und über Italien zu ziehen, aber da eben damals der König von Frankreich lebhaft in ihn drang, doch durch sein Königreich zu reisen, wo er ihm jegliche Sicherheit und gute Aufnahme versprach, und der Kaiser sich sagte, daß er bei Ablehnung dieser Einladung großen Kummer und den Eindruck des Mißtrauens erzeuge, so entschied er sich, Spanien zu verlassen, und hier zum ersten Male die Regierung in die Hände seines Sohnes, des Prinzen, zu legen, so jung er auch noch war.“

Aus Anlaß dieser noch zögernden Bestellung des zwölfjährigen Prinzen zum Regenten in Spanien setzte Karl das erste jener großen politischen Testamente auf, die an der Spitze aller Quellen für unsere Kenntnis seines Wesens und seiner letzten Absichten stehen. Denn mehr noch als in den Briefen an die Gemahlin legte er hier die innersten Gedanken, an denen sein Herz hing, mit derjenigen Nachdrücklichkeit und Ausführlichkeit dar, die ihre Durchführung auch in seiner Abwesenheit, ja nach seinem Tode, gewährleisten sollten.

Er begründete darin zunächst das Verlassen Spaniens — wie in den Memoiren — vor allem mit der Absicht, alles zu tun, was zu einem ewigen Frieden zwischen seinem Hause, demjenigen des römischen Königs und des Königs von Frankreich dienlich sein könnte. Den Eingang wählte er, wie einst Gattinara in seinen großen Staatschriften, von der Ermahnung des Prinzen zur Furcht Gottes und zur Ehrerbietung gegen die Heilige römische Kirche, zur Erfüllung seiner Pflichten gegenüber der Christenheit und den ererbten Ländern und Untertanen.

Dann aber ging er unvermittelt zu den Gedanken über, die ihn vollends nach dem vorzeitigen Scheitern seiner großen Türkenpläne ganz und gar erfüllten, deren Durchführung auch über seine Lebenszeit hinaus sichergestellt werden sollte. Ihm schwebte eine dynastische Ordnung Europas vor, für Generationen bestimmt, unter Führung der beiden großen Häuser Burgund und Valois, mit Anlehnung von England und Portugal. Das Kaisertum stand einstweilen noch außerhalb der dynastischen Ordnungen, war aber selbstverständliche Voraussetzung für den Vorrang des Hauses Habsburg. Diese Idee einer Familienverbindung der beiden habsburgischen Linien mit dem französischen Königshause und der Übertragung strittiger Herrschaften an Ehepaare aus beiden Häusern hatte sich aus dem Fehlschlag von Nizza und den Familienbesprechungen von Liguesmortes als eine neue große Hoffnung ergeben. Sie enthielt allerdings fast in jedem Falle die französische Lösung der europäischen Frage im Gegensatz zu der italienischen Gattinaras. Denn sie gründete den Frieden nicht auf das freie Bündnis angestammter Herrschaften Italiens, in das immer der Kirchenstaat einzuordnen war, sondern auf die dauernde Beherrschung Mailands durch eine der beiden verbündeten Dynastien. Sie bedeutete auch nur in dem Falle die deutsche Lösung des burgundischen Problems, daß die Infantin Maria als Erbin der Niederlande Ferdinands ältesten Sohn heiratete, während ihre Verbindung mit dem Herzog von Orléans das altburgundische Verhältnis der Secundogenitur zur Krone Frankreich erneuert hätte. Hinter beiden Lösungen stand außerdem immer noch die dritte, die spanische, auch für die Niederlande.

Denn der Gesamtplan rechnete mit der Vererbung der spanischen und überseeischen Reiche an Karls Sohn Philipp, ebenso der Niederlande, falls deren Stände ihn annähmen. Sonst aber sollten diese, offenbar entsprechend ihrer bisherigen Regierung durch fürstliche Frauen, an Karls Tochter Marie fallen. Die österreichischen Länder waren ohnehin durch die Hausverträge der Linie Ferdinands zugewiesen. Mailand aber würde nicht nur zur Versöhnung Frankreichs, sondern auch zum Ausgleich für Ferdinand, der sich oft darum bemüht hatte, an den Herzog von Orléans und eine Tochter Ferdinands fallen. Für seine jüngste Tochter dachte Karl an den Erben von Portugal, für den Infanten von Portugal an Mary von England.

Aber alle diese Dinge, vor allem auch die „Alternativen“ Philipp oder Maria für die Niederlande, weiter die Einsetzung des Herzogs von Orléans mit der Hand Marias in den Niederlanden oder Marias von Österreich in Mailand beschäftigten die fürstlichen Geschwister während dieser Monate auf das lebhafteste. Ihre Korrespondenzen sind voll davon, Gesandtschaften gingen hin und her. Sehr menschliche Züge wurden offenbar, wenn die Königin Marie einmal Ferdinand zur Vorsicht mahnte: Der Kaiser sei schwierig und er lehne Dinge ab, die nicht von ihm ausgingen. Auch Eleonores Wünsche für ihren Stiefsohn Orléans oder für ihre portugiesische Tochter spielten immer wieder hinein.

Daß Karl für Philipp an Margarete von Frankreich oder an die Erbin von Navarra dachte, ist besonders bezeichnend für ihn; das zweifelhafte Recht Ferdinands des Katholischen zum Erwerb Navarras und seine eigenen Pflichten aus dem Vertrag von Noyon machten ihm noch in späteren Testamenten zu schaffen. Falls Philipp nicht Margarete heirate, bliebe diese verfügbar für den zweiten Sohn König Ferdinands oder für den Infanten von Portugal; — selbst diese Paare zog Karl für Mailand in Betracht.

Alles das, sagte er in dieser Instruktion, sollte lediglich dem gemeinen Frieden in der Christenheit und der Wiedergewinnung der Abgewichenen dienen; daneben der Sicherung von Geldern und Ungarn, also der Fernhaltung Frankreichs von den Feinden der Habsburger. Wie die ganze Gedankenwelt Karls war auch dies System sehr einfach und durchsichtig; man kann auch nicht leugnen, daß in den verschiedenen Alternativen viel Biegsamkeit und politische Klugheit lag.

Nach seinem Brauch vor allen großen Reisen ordnete Karl seinen letzten Willen auch in privatrechtlicher Form. Es geschah diesmal durch ein notarielles Codizill zum Testament von 1535. Darin ist dies ganze System der politischen Heiraten mit aufgenommen. Außerdem streng altkirchlich ein Legat für 30 000

Seelenmessen mit der Bitte, beim Heiligen Vater den vollkommenen Ablass für die Besucher dieser Messen zu erwerben. Seine letzte Ruhestätte wünschte Karl jetzt endgültig in Granada an der Seite der Gemahlin.

Der Regentschaftsrat, auf dem nun anders als zu Lebzeiten der Kaiserin-Regentin die Summe der Geschäfte ruhte, erhielt die üblichen Vollmachten und Anweisungen; der Kardinal Tavera wurde wieder der vornehmste Träger der Verantwortung. Wie immer nahm Karl auch vor dieser Reise Abschied von seiner kranken Mutter in Tordeillas.

Der Weg ging von hier über Burgos, San Sebastian, Bayonne, Bordeaux nach Poitiers, dann aufwärts in das Gebiet der Loire. Wohl von Amboise oder von Blois aus kam König Franz mit großem Gefolge dem Kaiser nach Loches am Indre entgegen. In der Sänfte; er konnte das Reiten nicht mehr vertragen. Aber der Kaiser rühmte, daß man sich trotzdem jetzt und später unterwegs nicht zu lange aufhielt. Er rühmte auch, daß man ihn mit Geschäften nicht behellige, nur zu viel des Guten an Turnieren und Jagden vorgesehen habe. Zu den anscheinend wirklich eingehaltenen Abreden gehörte auch der Verzicht auf Verhandlungen wegen der neuen Familienverbindungen. Trotz allen Drängens der französischen Königsfamilie lehnte Karl seine eigene Wieder-
verheiratung beharrlich ab. Für Franz eine schwere Probe, denn er träumte noch einmal die Eitelkeit seiner Jugend, den Kaiser zum Schwiegersohn zu erhalten. Seine Margarete pries er ihm als eine Rose unter Dornen und als einen Engel unter Teufeln. Aber der Kaiser blieb zurückhaltend, so gern er sonst die gehäuften Liebeserklärungen des Königs entgegennahm. Dabei gefiel er sich selbst etwas in seinem Mut und schrieb dem Bruder gern, König Franz rechne es ihm besonders hoch an, daß er so vertrauensvoll durch sein Land ziehe.

Eines Abends habe es beim Einzug in ein Schloß eine peinliche Aufregung gegeben, weil die Bedienten viel zu viel Fackeln auf einmal angezündet hätten und die Pferde vor dem Feuer und dem Rauch scheuten; aber, fügte der Kaiser hinzu, wir hatten keinen Grund zum Mißtrauen. Daß die Zimmerische Chronik eine rührende Geschichte erzählt von der Noblesse des Kaisers gegen ein ihm zur Verfügung gestelltes junges Mädchen, wollen wir nur als Zeichen dafür nehmen, wie die Welt den Kaiser sah. Weihnachten weilten die fürstlichen Herrschaften in Fontainebleau, Anfang Januar in Paris. Dann ging es über Chantilly, Soissons, St. Quentin, immer in höfischer Begleitung, nach Valenciennes und Cambrai. Ende Januar war Karl in Brüssel.

Die Korrespondenz des Kaisers mit Ferdinand, die ein gutes Bild von der Reise gibt, war lebhafter als sonst, weil Karl den Bruder gebeten hatte, im

Januar mit ihm in den Niederlanden zusammenzutreffen. Alle jene dynastischen Fragen, die ja Ferdinand sehr mit angingen, wollte man im Familienrat besprechen. Dahin gehörten auch Marias immer wieder erneute Ansprüche auf ihre Mitgift und ihr ungarisches Wittum.

Die Königin Marie kam ihrem Bruder schon nach Valenciennes entgegen. Sie hatte mit ihm noch andere sehr ernste Dinge zu regeln.

Der Kaiser in Gent. Scheitern der französischen Freundschaft

Seit mehr als zwei Jahren lebte die Stadt Gent in offenem Konflikt mit der Regierung, und aus diesem Konflikt und seinen tieferen Voraussetzungen hatten sich sehr radikale Erscheinungen in der Stadt ergeben. Es liegt viel Allgemeines darin, und weite Vergleiche stellen sich ein. Wie vor Jahrhunderten bei den Kämpfen Kaiser Friedrichs des Hohenstaufen um die Stadt Mailand spielten wirtschaftliche Dinge eine kaum geringere Rolle als die aufsteigende Idee des Fürstenstaates gegen die alte Welt der kleinen Räume und der Privilegien. In Gent handelte es sich freilich nicht wie bei dem Mailand des 12. Jahrhunderts um eine aufwärts strebende Entwicklung, sondern eher um ein Sinken, wie bei Lübeck. Die Verschiebung des wirtschaftlichen Schwergewichts von Flandern nach Antwerpen brachte in dem industriellen Gent einen Rückgang der Aufträge, peinliche Arbeitslosigkeit und schwindende Finanzkraft der öffentlichen Hand mit sich. Dergleichen pflegt politische und soziale Gereiztheiten zu erzeugen. Die Stadt besaß eine sehr demokratische Verfassung, insofern die „Drei Glieder“ aus Bürgern, Zünften und Wollwebern bestanden; wirkliche Weber gab es zwar nur noch wenige, aber an ihre Stelle waren andere Arbeiter getreten, besonders aus dem Transportgewerbe. Die Vertreter der „Drei Glieder“ saßen gemeinsam in der Volksversammlung, der Collace.

Die laufenden Geschäfte lagen bei den 26 Schöffen, 13 auf jeder Bank; von diesen wählten die Bürger nur drei, die Zünfte und Weber je fünf.

Nun erinnern wir uns, daß der letzte französische Krieg in Artois sehr scharfe und häßliche Formen angenommen hatte und die Regierung der Königin sich lange Zeit in äußerster Verlegenheit befand. Sie erhielt Bewilligungen der Stände zur Landesverteidigung, aber die Stadt Gent hatte sich ausgeschlossen. Die Königin atmete auf, als der Waffenstillstand von Bomy gesichert war, der vom 30. Juni 1537 an lief. Indessen, die finanziellen Nöte endeten natürlich

nicht mit der Waffenruhe, und der Königin lag viel an dem Anteil, den Gent im Gegensatz zu den anderen Ständen von Flandern versagte. Mindestens ebenso sehr erregte sich aber auch die Stadt, die jede von ihr nicht bewilligte Zahlung ablehnte und die Sache von der grundsätzlichen Seite immer mehr zuspitzte. Es war auch keine Verbesserung der Lage, daß sie in diesen Verhandlungen anbot, Leute zu stellen statt Geld, denn Marie setzte den Vertretern der Stadt vergebens auseinander, daß man zur Landesverteidigung nicht nur Leute brauche, sondern auch Pferde, Fahrzeuge, Munition und anderes, und daß man mit beliebig zusammengestellten Milizen nicht Krieg führen könne; daß sie zahlen müßten, wie alle anderen. Als ihre Vorstellungen nichts fruchteten, griff Marie mit ähnlichem Ungestüm wie früher Margarete zu Gewaltmaßregeln.

Das Rechtsgefühl der Bürger stützte sich auf die alten, wie man meinte, verletzten oder gar von den Vornehmen verheimlichten Privilegien. Da die Schöffen und ihre Vertreter eine Neigung zum Entgegenkommen zeigten, setzte sich der Konflikt mit der Königin um in einen Kampf zwischen den Radikalen und den Amtsgesessenen. Das übliche Mißtrauen der kleinen Leute gegen die Geschäftsführung der Herren, die angeblich im privaten Leben wie im diplomatischen Verkehr auf Kosten der Stadt lebten, nahm immer bissigere Formen an. Der Streit griff auf die Städte und Städtchen der Landschaft über, die das Beispiel Gents für sich verwerteten und, weniger widerstandsfähig, gleichwohl die Freiheiten von Gent begehrten.

Marie sandte ihre besten Leute nach Gent; im April 1538 Louis van Schore, später Lambert de Briarde und Adolf de Bourgogne, Herrn von Beveren; den Grafen Lalain nach Audenarde — eigentlich vergebens. Die Boten der Königin gerieten selbst in Lebensgefahr. Die Gegensätze trieben zur offenen Revolution und zum Landesverrat, als die Genter Verbindung mit Frankreich suchten, wo sie der König freilich in seiner damaligen Stimmung abfahren ließ. Aber es entwickelte sich auch sonst etwas Ähnliches wie bei den Comuneros in Spanien. Man behauptete, der Kaiser wisse von alledem nichts. Sie wollten an den Kaiser appellieren. Bis zur Ankunft des Kaisers sollte alles verschoben werden.

Neuwahlen brachten erst recht innere Erregungen, und der äußere Konflikt schlug nun um in persönliche Gehässigkeiten. Die Flucht einzelner Bürger vor der Leidenschaft der Massen rächte sich an ihren Standesgenossen; nichtige und schlecht begründete Vorwürfe zogen altangesehene Glieder des Rats in Verfolgung. Der große Saal des Gravesteen sah empörende Szenen, als man den fünfundsiebzigjährigen Lievin Pyn schamlos auf der Folter verhörte, ihn durch Abrasieren der Haare schändete — wie man meinte zur Vertreibung teuflischer

Hilfe —, ihn bei seiner Standhaftigkeit wiederholt marterte und schließlich zum Tode verurteilte. Der alte Mann bewies heroischen Mut, und als man ihn zur Richtstätte trug, sprach er zum Volk noch überlegene Worte des Verzeihens. Aber wie an ihm, so handelte man an vielen anderen unter dem Einfluß gemeinschädlicher Schreier, die es in solchen Zeiten überall gibt. Die Richter bewiesen weniger Mut als die Angeklagten. Einer der grotesk volkstümlichen Tiefpunkte dieser Revolution war die Zerschneidung des Calfvel, der Stadtordnung, die der Kaiser 1515 noch als Erzherzog vollzogen hatte. Die Feszen und die Partikelchen der vernichteten Urkunde trugen sie stolz und johlend an Hüten und Kleidern. Von der Königin Marie sagten sie, man solle sie in ein Kloster schicken; sie wollten nicht von Weibern regiert werden.

Es ist richtig, daß Marie unerschütterlich und mit unverhüllter Härte auf dem Standpunkt der Souveränität verharrte. Aber vertrat sie nicht das Interesse des größeren Staates, dessen Schutz sich sonst die Wirtschaft so gern gefallen ließ? Und zeigten nicht die radikalen Führer des Volkes denselben Starrsinn in viel brutaleren Formen und zum offenkundigen Ruin der Stadt? Handel und Gewerbe litten gewaltig. Lange Zeit wurde nicht gearbeitet, und die Ausfuhrverbote nützten nichts, wenn die Vorräte versiegten. Die Erregung griff in immer schärferen Formen auf das Land über, und im Herbst 1539 sah man, daß Flandern sich in einem Fieberrauch des Aufstandes befand. Das war einer der Gründe, von denen Karl in Spanien gesagt hatte, die Verhältnisse seiner Untertanen nötigten ihn, in die Niederlande zu ziehen.

Daselbe wiederholte er trocken und kühl der ersten Deputation der Genter in Valenciennes. Am 14. Februar zog er selbst pomphaft und eindrucksvoll in Gent ein, begleitet von der Königin, von dem päpstlichen Legaten, von Gesandten, Fürsten und Herren aus den Niederlanden, Deutschland und Spanien. Aber auch von beträchtlichen Truppen zu Pferde und 5000 Landsknechten. Mit all dem Gepäck und Zubehör dauerte der Einzug sechs Stunden. Karl nahm Quartier in seinem Geburtshaus, dem Prinzenhof; die Truppen wurden auf die Stadt verteilt, die sich nun nicht mehr zu rühren vermochte.

Auf das Bild der Willkür folgte das nicht minder schreckliche der neuen Fürstenmacht mit ihren Söldnern.

Am 17. Februar 1540 wurden die Führer der Bewegung vorgeladen; einige waren entkommen; auf ihre Köpfe wurden Preise gesetzt. Am 18. erfolgten weitere Verhaftungen. An seinem Geburtstag, dem 24., beschied der Kaiser den Rat in das Palais, wo ihm der Generalprokurator von Mecheln die Untaten der Stadt vorhielt, Aufruhr, Willkür und Majestätsverbrechen.

Während die Stadt noch ihre Antwort vorbereitete, holte der Kaiser seinen Bruder in Brüssel ab, in dessen Gegenwart sich das Weitere abspielte. Zunächst die schroffste Ablehnung des Rechtfertigungsversuches der Stadt. Am 3. März begannen die peinlichen Verhöre, denen die Exekutionen folgten an derselben Stelle, wo Lievin Pyn hingerichtet war und so mancher andere. In der höchsten Not wandte sich die Stadt an Marie um Fürbitte in ehrerbietiger Begrüßung. Die Königin antwortete, es sei etwas spät, sie zu begrüßen, da sie schon einen Monat da sei; aber wie sie verzeihe, so wolle sie auch nach Kräften mit für die Herstellung der Ordnung sorgen. Mehr noch als die Gerichte lasteten auf der Bevölkerung die einquartierten Knechte mit ihrem Übermut. Darüber hinaus legte Karl ein ganzes Stadtviertel mitsamt den Kirchen nieder, um eine Zitadelle zu errichten; sein nächstes Codizill enthielt dafür ein Sühnelegat von 30 000 Gulden aus spanischen Einkünften.

Am 29. April erfolgte der feierliche kaiserliche Spruch über die Stadt. Gent habe durch Empörung gegen seinen Erbherrn und Souverän alle Rechte und Freiheiten verwirkt. Das gesamte öffentliche Eigentum wurde konfisziert, der Stadt ihr Waffenschmuck genommen, Geschütze und Munition, auch die große Glocke, der Roland. Der Kaiser verlangte feierliche Abbitte, und diese erfolgte am 3. Mai in den herzerreißenden Formen, wie sie einst Mailand erlebt hatte. Die Schöffen und ihre Leute, dreißig vornehme Bürger, alle in Schwarz, barhaupt und barfüßig, sechs Vertreter jeder Zunft, fünfzig Weber und fünfzig Vertreter der Radikalen, die man Creesers nannte, in Hemden und mit dem ihnen vom Henker angelegten Strick um den Hals, begaben sich in traurigem Zuge vom Schöffenhause zum Schloß, um hier kniefällig Verzeihung zu erbitten. Am nächsten Tage wurde die karolinische Concessie, das neue fürstliche Statut, verkündet und damit das mittelalterliche Gent begraben.

Während der Kaiser in seinem tiefverletzten Souveränitätsgefühl furchtbare Justiz übte, fanden gleichzeitig in den Gemächern des Prinzenhofs diplomatische Verhandlungen statt über die Familienfragen und die weitere Behandlung der deutschen Dinge, auch über Verwaltungsangelegenheiten der Niederlande.

Noch von Gent aus, am 24. März, gab der Kaiser dem französischen Hofe durch seinen Gesandten Bonvalot, Abt von St. Vincent, Bescheid. Die Mitteilung ist eins der merkwürdigsten Schriftstücke. Alle jene Alternativen schienen vergessen; einseitig und mit dem Anspruch eines ganz großen Entgegenkommens bereitete der Kaiser seinem Schwager die herbste Enttäuschung. Statt zu verhandeln oder in bezug auf das eigentlich umstrittene Mailand

eine neue Form zu finden, rührte er das Problem von Burgund wieder auf durch den Vorschlag einer Ehe seiner Tochter Maria mit dem Herzog von Orléans, denen die Niederlande und Burgund mit allem Zubehör erblich übertragen werden sollten. Der König müsse zugeben, daß diese Herrschaft um vieles stattlicher sei als Mailand. Seine Geschwister hätten unter Zurückstellung eigener Wünsche auch nur zugestimmt, um die Freundschaft mit Frankreich auf alle Weise zu fördern. Mit Geldern und Bütphen zusammen wären diese Länder eines der schönsten Königreiche der Christenheit. Das fürstliche Paar solle schon zu seinen Lebzeiten in seinem Namen die Niederlande regieren. Beim kinderlosen Tode der Infantin müßte freilich das Land an ihn zurückfallen und, da er zugunsten dieses Paares auf Burgund verzichte, so erwarte er vom Könige den Verzicht auf Mailand; außerdem dessen Hilfe zum Erwerb von Geldern, Rückgabe von Charolais, St. Pol und Hesdin. Sonderbestimmungen würden notwendig sein für den Fall, daß Maria Spanien erben sollte oder der Herzog von Orléans Frankreich. Um Ferdinands ältesten Sohn, dem Maria früh bestimmt war, zu entschädigen, schlage er dessen Ehe mit Madame Margarete vor, die dann eine mächtige Königin werde, wofür Frankreich gewiß schon jetzt gern König Ferdinand in Ungarn unterstütze. Für den Prinzen von Spanien kam er auf die Erbin von Navarra zurück, „damit auch diese Ansprüche bereinigt würden“. Für Eleonores Tochter müsse man sorgen, dem Herzoge von Savoyen seine Länder zurückgeben. Auf seine eigene Wiederverheiratung verzichte er, schon wegen seines Alters — für König Franz gewiß ein besonders bitterer Satz. Endlich solle man zum Heile der Christenheit einen allgemeinen Frieden schließen zwischen ihnen, dem Papst, dem Reich, Portugal, Polen, England, Schottland, den Herren von Italien und der Schweiz.

Konnte Karl wirklich hoffen, so leichten Kaufes alle in den letzten Jahren umstrittenen Gebiete zurückzuerlangen oder zu sichern? Vor allem Burgund und die verlorenen Teile von Artois mit St. Pol und Hesdin, dazu Geldern und Bütphen, auch Savoyen und Ungarn, und alles das unter förmlicher Anerkennung seines Rechtes auf Mailand? Karl muß das geglaubt haben, denn er war höchst verwundert, als von Frankreich Antworten kamen, die seine eigene Unbescheidenheit allerdings noch übertrumpften. Er teilte sie Ferdinand mit und bemerkte dazu, sie wollten sich zunächst zurückhalten und an die erneuten eigenhändigen Versicherungen des Königs glauben, daß er ihr wahrer und bester Freund sei. Allein konnte er dergleichen annehmen, wenn er die französischen Gegenforderungen auch nur flüchtig las?

Der Herzog von Orléans müsse schon das uneingeschränkte Erbrecht auf die Niederlande erhalten, begehrte der König; in diesem Falle wolle er zur Zeit keine Forderungen wegen Mailand erheben — für den Fall eines unbeerbten Todes des Herzogs aber alle seine Rechte auf das Herzogtum behalten. Sterbe Maria vor dem Herzog, so solle dieser ihr Erbe sein, wenigstens bis zur Restitution Mailands. Er lehne es auch ab, die Verträge von Madrid und Cambrai erneut zu bestätigen. Savoyen wolle er behalten im Interesse seines Landes, den Herzog vielleicht in Frankreich entschädigen.

Der Kaiser antwortete entsprechend, daß er neben den Niederlanden nicht auch noch irgendeinen Anteil an Italien zugestehen könne. Nun kam Frankreich auf die alte Forderung zurück, mit Mailand belehnt zu werden, wie einst Ludwig XII. Es wurde immer deutlicher, daß die beiden Schwäger in den letzten Monaten von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgegangen waren und zu ernstlichem Entgegenkommen keine Neigung verspürten. König Franz stürzte sich alsbald wieder in die europäischen Parteiungen gegen den Kaiser. Hatte er früher nach dem bewährten französischen System eines Verbündeten im Rücken des Gegners bei allen Kämpfen dem Herzoge von Geldern Rückhalt gegeben, so bot er jetzt dem viel mächtigeren Herzog von Cleve dieselbe Anlehnung und beschwor damit für den Kaiser und die Niederlande noch größere Gefahren herauf, als früher.

Dem hier lag längst die dritte große Sorge, die Karl nach den Niederlanden gerufen hatte und die ihm auch für Deutschland die friedlichen Mittel so nahe legte. Der Herzog von Geldern, Karl von Egmont, der noch am 10. Dezember 1536 im Vertrag von Grave seine Ansprüche auf Drenthe und Groningen aufgegeben und erneut die Erbfolge Karls V anerkannt hatte, kündigte im Oktober 1537 seinen Ständen an, daß er beabsichtige, sie nunmehr durch einen mächtigen Fürsten zu schützen, den König von Frankreich. Das löste eine allgemeine Entrüstung aus, insbesondere bei den Städten Nymwegen, Zutphen, Roermond und Venloo. Indessen der Marschall Martin van Rossem und andere huldigten wirklich Frankreich. Der Herzog verhandelte in Arnheim mit den Städten. Legitimer Erbe wäre sein Neffe Anton, der Sohn des Herzogs von Lothringen und der Philippine von Egmont gewesen. Die Stände von Geldern aber bestimmten, ebenfalls ohne Rücksicht auf die Abmachungen mit dem Herrn der Niederlande, den Sohn des Herzogs von Cleve zu ihrem Herrn. Alsbald reklamierte der Vater die alten Anrechte seines Hauses auf Geldern, die einst Gerhard von Jülich an Karl den Kühnen verkauft hatte. Nach Empfang dieser Nachrichten schritt die Königin sogleich ein, aber der

Kaiser wünschte, bei der damaligen Lage die Dinge hinzuziehen. Da starb am 30. Juni 1538 nach fast fünfzigjähriger Regierung der Herzog von Geldern; im nächsten Winter, am 6. Februar 1539, folgte ihm Johann von Jülich-Cleve im Tode. Sein Sohn Wilhelm war nun Herr von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg, sowie Prätendent von Geldern und Zutphen. Gerade ihn aber zog nun König Franz in die engste Verbindung mit der französischen Politik, um durch seine Person so gut an der niederländischen, wie an der pyrenäischen Front gleichsam Sturmschanzen vorzuschieben. Am 15. Juli 1540 wurde zu Châtellerault seine Ehe mit der zwölfjährigen Jeanne d'Albret, der Erbin von Navarra, wenigstens rechtsförmlich vollzogen. Die Prinzessin hat gegen die Nötigung durch ihre Mutter und ihre Gouvernante leidenschaftlich protestiert und diesen Protest am 14. Juni 1541 vor Zeugen wiederholt. Aber der König von Frankreich ließ nicht nur die kirchliche Trauung vornehmen, sondern ebenfalls vor Zeugen den jungen Herzog auch das Bett der Braut teilen.

Ohne noch von diesen Dingen zu wissen, schilderte der Kaiser schon durch sein Schreiben an König Ferdinand vom 17. Juni die Lage durchaus ernst. „Da ich angesichts der Verhältnisse in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden wirklich nicht in der Lage bin, Gewalt zu gebrauchen, so wäre eine Verhandlung mit den Vertretern des Herzogs und der Stände, etwa in Holland, wohin ich mich begeben, sehr erwünscht, damit ich mein ganz evidentes Recht auf Geldern vertreten und die Einwohner des Landes versichern könnte, daß ich sie bei allen Freiheiten und Gewohnheiten belassen würde.“ Gut wäre auch, schrieb er weiter, die Beziehungen zu Lothringen zu pflegen und für den Fall, daß es nicht zur Verbindung der Herzogin-Witwe von Mailand mit dem Erbprinzen von Lothringen kommen sollte, diesem dann eine der Töchter Ferdinands in Vorschlag zu bringen. „Denn von seiten Frankreichs wird alles geschehen, zu verhindern, daß sie sich an uns anschließen.“

Lebhaft ergriff der Kaiser am 2. Juli auch Ferdinands Idee, den Kurfürsten von Sachsen vom Landgrafen zu trennen durch Bestätigung seiner Erbverbrüderung mit Jülich-Cleve, sowie durch das Angebot einer Verbindung des Kurprinzen mit einer Tochter König Ferdinands. Ja, man erwog sogar, dem Kurfürsten, falls er gegen Geldern Hilfe leiste, die Jülich-Cleve abzuerkennenden Lehen zu übertragen — ein ähnlicher Plan, wie er später bei Moritz gegen eben diesen Kurfürsten glückte.

So blieb die Losung des Kaisers noch für lange Zeit diplomatische Rüstung, aber Vertagung der Entscheidung. Darüber wurde die Lage für ihn immer

schwieriger. Denn man erfuhr, daß nicht nur auswärtige Mächte, jetzt auch der König von England, der am 6. Januar 1540 Anna von Cleve geheiratet hatte, sondern auch deutsche Fürsten aus beiden Lagern geneigt waren, die Politik des Herzogs von Cleve zu unterstützen. Grund genug, in Deutschland äußerst behutsam vorzugehen.

Die von Lund in Aussicht gestellte kaiserliche Verfügung, die den Frankfurter Anstand auf fünfzehn Monate verlängert hätte, erfolgte nicht. Aber es gab auch keine Widerrufung oder Verlesung des Anstandes von seiten des Kaisers. Dagegen wurde Lund von der Kurie und von den schroff altkirchlichen Kreisen in Deutschland mit der Verdächtigung verfolgt, er habe sich in Frankfurt bestechen lassen. Sein politischer und persönlicher Gegner Matthias Held tat das Seinige dazu, und aus einem Briefe Karls an seinen Bruder erfahren wir, mit welcher Heftigkeit die beiden vornehmen Räte sich auch beim Kaiser übereinander beklagten. Im ganzen überzeugte sich der Kaiser wohl bald, wie wenig gut der Heißsporn Held zur Zeit in seine Politik paßte; und ohne viel Bedauern ließ er den alten Vizekanzler nach und nach aus seinem Amte scheiden; sein Nachfolger wurde, wohl im Mai des nächsten Jahres, Johann von Naves.

Daß der Türkentag von Worms ohne Erfolg verlief, war die erste Enttäuschung der auf den Frankfurter Anstand gesetzten Hoffnungen. Aber gegen die erneuten Bestrebungen der Kurie, nun doch das Konzil zustande zu bringen, hielt der Kaiser, immer mit Rücksicht auf seine ältere Abrede mit Frankreich, an seiner Concordienpolitik fest. Dabei mußte er sich des Druckes von beiden Seiten erwehren; an demselben 24. Februar, an dem er in Gent sein Urteil ankündigte, hat er sowohl den Kardinal Farnese, wie die Schmalkaldischen in Audienz empfangen; Anfang März folgte ihnen Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der wie früher auf den Krieg gegen die Schmalkaldischen drängte. Farnese klagte über des Kaisers Schwäche, wie nur je ein bayrischer Rat. Der Kaiser dagegen zweifelte prophetisch an der Zuverlässigkeit der Kurie, wenn es Ernst werde. Hinter dem ungestümen Drängen des Braunschweigers vermutete er eigensüchtige Motive —, den Besitz von Goslar. Schon die Klugheit zwang ihn zum Verhandeln.

Die Religionsgespräche von 1540
und der Fall des Landgrafen von Hessen

Für uns liegen die theologischen Verhandlungen der nächsten beiden Jahre ohne Bruch in der bisherigen Richtung der kaiserlichen Politik. Noch sind sie keine Irreführung, auch nicht bloß ein Mittel zum Zeitgewinn, sondern genau so wie 1530 zu Augsburg durchaus Selbstzweck. Eine andere Frage bleibt natürlich, ähnlich wie bei dem so lange gepflegten Konzilsplan, wie weit und wie lange sich der Kaiser Illusionen hingegeben hat in bezug auf die Durchführbarkeit seiner Mittel. Er selbst sollte erst nach und nach Einblicke gewinnen in die Tiefe der Gegensätze, die ihm in den letzten Jahren durch die loyale Haltung der protestantischen Fürsten verdeckt waren.

Ein gebildeter Theologe und genauer Kenner der deutschen Verhältnisse, wie der Nuntius Morone am Hofe König Ferdinands, und mit ihm ein Teil der maßgebenden Persönlichkeiten an der römischen Kurie, wie der Kardinal Aleander, hielten die Religionsgespräche für aussichtslos, ja im Sinne des kirchlichen Lehramts für entwürdigend. Sie taten alles, ihr Zustandekommen zu verhindern und die begonnenen Gespräche zu verschleppen. Auch auf der Gegenseite gab es die radikal ablehnende Meinung von der Unvereinbarkeit des Gegensatzes, und wir wissen heute, nicht nur aus dem Verlauf der deutschen Reformation, sondern schon aus ihren tieferen kirchenpolitischen Voraussetzungen, daß es sich damals in der Tat um viel mehr handelte, als um einzelne dogmatische Meinungsverschiedenheiten. Unter den Zeitgenossen aber gab es genug ernsthafte Theologen, die sich der gemeinsamen christlichen, ja patristischen Grundlagen bewußt blieben. So konnten in dem von Carlowitz noch zu Lebzeiten des Herzogs Georg Anfang 1539 in Leipzig abgehaltenen Religionsgespräch durch Bucer und Wicel in voller Ehrlichkeit Formulierungen des Abendmahls oder des Verhältnisses von Glauben und Werken gefunden werden, die der lutherischen Anschauung so gut genügten wie der altkirchlichen. Man hat freilich ganz richtig bemerkt, daß eine Vergleichung auf solcher Grundlage nur gelang, indem man gewisse Nebenfragen von doch entscheidender Bedeutung umging; bei der Transsubstantiation zum Beispiel die Frage der dauernden Gegenwart des Herrn in der gewandelten Hostie, unabhängig von ihrem Empfang durch den gläubigen Christen — was nicht nur tief in dogmatische Grundanschauungen und in die Bedeutung des Priestertums zurückführte, sondern auch für den Kirchenraum, den Kultus oder die Schändung der geweihten Hostie die ungeheuerlichsten Folgen haben mußte.

Die Freunde solcher Gespräche täuschten sich keineswegs darüber. Aber ihre Meinung ging dahin, zu erproben, wie nahe man sich kommen könne, und dann zu erwägen, welche unter den unverglichenen Punkten man gegenseitig tolerieren dürfe. Daß es erlaubt sei, in Fragen des Ritus, etwa des Laienfeldes oder der noch heftiger erregenden Frage der Priesterehe, entgegenzukommen, meinte man zeitweilig bis in den Schoß der römischen Kurie. Die Auffassung der Politiker aber ging noch einen Schritt weiter, insofern sie neben den Anschauungen immer auch ihre menschlichen Träger und deren weltliche Möglichkeiten im Auge behielten. Wenn es gelang, die Gegner aufzuspalten, sei es durch Aufdeckung von Meinungsverschiedenheiten unter ihnen, sei es durch Gewinnung einzelner Persönlichkeiten aus politischen Motiven, so war nicht nur die Gefahr des Augenblicks überwunden, sondern auch einer späteren Regelung vorgearbeitet. Alle diese Umstände gaben der Diplomatie um die Religionsgespräche gerade im Zusammenhang der kaiserlichen Gesamtpolitik eine eigentümlich beispielhafte Bedeutung.

Daß der Papst überhaupt in die Religionsgespräche willigte, war neben dem auch an der Kurie nicht ganz fehlenden Bestreben, das Letzte zu versuchen, eine Frucht des kaiserlichen Entgegenkommens gegen das Haus Farnese in bezug auf die Herrschaft Camerino. Aber die Mitwirkung der Kurie blieb doch eine sehr eingeschränkte. „Wenn sie Euch sagen“, hieß es in der Instruktion für Morone vom 15. Mai 1540, „die Beilegung des Zwistes dränge sehr, so antwortet: das Seelenheil dränge noch mehr.“ Nur der Papst könne geeignete Mittel durch das Universalkonzil oder als Repräsentant der universalen Kirche aus eigener Machtvollkommenheit genehmigen. „Sagt man, ohne die Beilegung der Glaubenssache sei der Friede in dieser Nation nicht herzustellen, so antwortet: dann müsse man andere Wege suchen“ — was unmißverständlich war. Sich selbst an der Disputation zu beteiligen, war dem Nuntius verboten; nur in seinem Hause dürfe er die katholischen Colloquenten empfangen und beraten; und auch dafür erhielt er sehr gemessene Richtlinien.

Der Kaiser bereitete sich auf die ihm bevorstehenden Entscheidungen genau so von langer Hand vor, wie König Ferdinand und die Parteien in Deutschland. Auch er durch Korrespondenzen, Beratungen und Erörterungen über die entscheidenden Punkte. Ihn beschäftigte in den Gesprächen mit seinem Beichtvater und anderen Theologen vor allem die Abgrenzung des „ewigen gegen das gesetzte Recht“, des *droit divin ou positif*; er suchte gegenüber der starren Ablehnung nach den Grenzen des Möglichen. Als dann das wegen ansteckender Krankheiten von Speyer nach dem nicht weit entfernten Hagenau

verlegte Gespräch durch König Ferdinand am 12. Juni wirklich eröffnet war, betonte der Kaiser zwar ausdrücklich, daß nichts ohne Zustimmung des Papstes geschehen solle, wirkte aber den Störungen durch Morone und die Bayern ebenso bewußt entgegen. Zum Ausgangspunkt empfahl er die bereits in Augsburg zwischen Campegio und Melanchthon beglichenen Artikel. Dazu wollten sich jedoch die Protestanten keineswegs verstehen; „sie wüßten sich nicht zu erinnern“, sagten sie. Das war nicht verheißungsvoll.

Beiderseits sah man die angesehensten Theologen. Natürlich konnte Luther selbst, so wenig wie in Augsburg, dabei sein. Auch Melanchthon nicht, wegen Krankheit. Dafür waren Cruciger, Myconius, Bucer, Osiander, Link und Blarer erschienen; auch Calvin in seiner entschiedenen Art war nicht unwichtig; er kam mit den Straßburgern. Von altkirchlicher Seite standen, schon wegen der Gegenwart Ferdinands, seine eigenen Theologen Faber und Nausea und der von ihm herangezogene Cochlæus im Vordergrund; daneben natürlich Eck von Ingolstadt. Indessen, zur eigentlichen Arbeit war man noch nicht gekommen, als Verlegungsvorschläge auftraten, denen man nachgab. Und doch war es nicht umsonst gewesen, daß Theologen und Politiker einmal in die erste Fühlung traten und die Art eines solchen Vorgehens erörterten. Die Verlegung geschah nach Worms zum 20. Oktober.

Ferdinand war durch dringende Nachrichten in seine Erblande abgerufen. Er reiste zur rechten Zeit, da am 21. Juli Johann Zapolya gestorben war, dem er nach dem Vertrag von Großwardein in Ungarn nachfolgen sollte. Leiter der Gespräche blieben Kurpfalz, Bayern und der Bischof von Straßburg; für Trier rückte Mainz ein. Die Fürsten ließen sich durch ihre Räte und Kanzler vertreten. Der Kaiser aber sandte dieses Mal seinen ersten Rat, Nicolaus Perrenot, Herrn von Granvelle, und betonte dadurch seinen ganz persönlichen Anteil. Für uns tritt damit der bisher vornehmlich im diplomatischen Dienst bewährte Staatsmann in den Vordergrund der deutschen Geschichte. Er war Diplomat geblieben und gab auch den Wormser Verhandlungen durch kluge Regie und unermüdlischen Fleiß einen gewissen äußeren Erfolg. Die Lage des Kaisers, aber auch der Zufall wollten es, daß besondere Umstände ihn in seiner Auffassung von der Ersprießlichkeit einer vorwiegend politischen Behandlung der Dinge bestärkten.

Der Kaiser hatte Anfang Oktober unter dem Eindruck des raschen Abgleitens der französischen Freundschaft zwei wichtige Maßnahmen getroffen, die zwar in gewissem Sinne nur hinhaltend waren, ihn aber um so empfänglicher machten für neue Verbindungen oder Sicherungen. Am 2. Oktober

war er entsprechend seinem politischen Testament von 1539 an die vornehmsten Herren der Niederlande mit der schwerwiegenden Frage herangetreten, was ihnen besser schiene, den Prinzen Philipp, natürlich in der Hoffnung auf männliche Nachkommenschaft, zum Herrn zu haben, oder mit dessen Zustimmung die Infantin Maria, die dann mit dem zweiten Sohne des römischen Königs verheiratet werden sollte. Die Herren scheinen ihm freie Hand gelassen zu haben.

Aber unabhängig von dieser Erörterung belehnte der Kaiser am 11. Oktober 1540 den Prinzen bereits mit Mailand — vielleicht in Erinnerung an eine Bemerkung Gattinaras, aber doch nicht in dessen Sinne, sondern im Zuge der neuen rein dynastischen Politik, die er nun auch ohne Frankreich betrieb. Nach dieser Vorbereitung kassierte er am 28. Oktober zu Brüssel „in Ansehung der Veränderlichkeit aller Dinge“ das eben erst aufgesetzte Codicill von 1539. Er sagte, der König von Frankreich stelle für die damals in Aussicht genommenen Ehen so unerhörte Bedingungen, daß sich aus ihrer Annahme nur größere Unzuträglichkeiten ergeben müßten. Deshalb habe er unter Zuziehung der Großen des Landes diese Pläne aufgegeben und die Entscheidung über die spätere Regierung hinausgeschoben — bis auf Mailand, das in den Händen eines nicht ganz zuverlässigen Fürsten dem Reiche verloren gehen könnte, da doch alle Länder, besonders Castilien und Aragon, dafür so große Opfer gebracht hätten; deshalb habe er mit Mailand den Prinzen Philipp investiert. Das war Liquidation der Vergangenheit und folgenschwere Vorbereitung der Zukunft, ein Hinüberschieben der Gewichte nach Spanien.

Für die Gegenwart aber schien etwas anderes noch bedeutungsvoller. War der Landgraf von Hessen vor Jahresfrist durch Naves an die Königin Marie herangetreten, dann durch den Erzbischof von Lund an den Kaiser und im März zu Gent erneut durch seinen Gesandten Siebert von Löwenberg, so bot er jetzt unter den üblichen Vorwänden von Anträgen und Bitten in Landes- sachen noch dringender und vertraulicher dem Kaiser durch Granvelle seine Dienste an. Granvelle befand sich bereits auf der Reise nach Worms in seiner Heimat Ornans, und der Kaiser beauftragte Cornelius Schepper mit der vorläufigen Behandlung dieser sehr delikaten, aber aussichtsreichen Angelegenheit. Aus Scheppers Berichten an Granvelle mit ihren Beilagen wissen wir das Nähere; die Marburger Akten bestätigen ihre Zusammenhänge.

Der Landgraf fühlte sich wegen seiner am 4. März dieses Jahres vollzogenen Doppelhehe in der größten Verlegenheit, da gerade seine Konfessionsverwandten, vor allem Kursachsen, ihn im Stiche zu lassen drohten. So wandte er sich merkwürdigerweise in demselben Augenblicke an den Kaiser, wo dieser,

wie wir wissen, seinerseits Kursachsen vom Landgrafen zu trennen hoffte. Er tat es mit dem Angebote, den bedrohlichen Machenschaften gegen den Kaiser in Deutschland entgegentreten zu wollen, weil ja Seine Majestät durch die Ankündigung des Wormser Gesprächs und des nächsten Reichstages zeige, daß sie nichts anderes wolle, als den Deutschen Ruhe und Frieden bringen. Jene Machenschaften hätten im Juli durch kursächsische Bündnisverhandlungen in Frankreich eingesetzt, um die vom Kaiser angestrebte Union im Reiche zu hindern. Er habe das bislang verhütet und werde es auch in Zukunft tun, wenn der Kaiser ihn unter Verzeihung alles dessen, was bisher geschehen sei, zu besonderer Gnade aufnehmen wolle. Dann würde er ihm sogar gegen Frankreich, die Türken, England und in Ungarn zur Verfügung stehen, nur nicht gegen Deutsche. Der Landgraf sei bereit, vertraute Räte zur Verhandlung zu senden, auch zu weiteren Eröffnungen. Er werde nicht nur alle französischen Werbungen und Praktiken hindern, sondern auf Reichstagen die Partei des Kaisers nehmen und für Bewilligungen eintreten, auch für den römischen König und zukünftigen Kaiser. Er würde dem Kaiser wohl auch dienen können in den Niederlanden, vor allem gegen Geldern.

Nichts konnte dem Kaiser willkommener sein.

Schepper notierte sich in seinen Papieren: „Am 28. Oktober, 2 Uhr nachmittags, hat mir der Kaiser aufgetragen, folgende Antwort mündlich an den hessischen Doktor zu geben“: Wegen der Anträge, auch wegen Bestätigung der Hohen Schule in Marburg, werde sich der Kaiser demnächst in Deutschland nach Gebühr verhalten. Was aber das persönliche Erbieten des Landgrafen betreffe, so sei klar, daß der Kaiser nie Grund gegeben habe zu dem Verdacht, daß er gegen christliche Fürsten, wer sie auch seien, irgendwie mit Gewalt vorgehen wolle; er habe auch jetzt nicht die Absicht. Deswegen habe er den Herrn von Granvelle mit Vollmacht nach Worms abgesandt, um für Frieden und Einigkeit zwischen den Fürsten zu wirken. Wenn also der Landgraf in seiner Ergebenheit verharre und in ein noch engeres Verhältnis zum Kaiser treten möchte, so würde er den Herrn von Granvelle auch dazu bevollmächtigt finden.

Granvelle bedankte sich bei Schepper für so reichliche Informationen in einem eleganten Humanistenbriefe noch aus Ormans. Dann begab er sich nach Worms zu dem schon ein wenig verspäteten Religionsgespräch. Von hier aus schrieb er oft und eingehend an den Kaiser, und wir sehen durch seine aufmerksamen Augen diese deutschen Fürsten und Räte sich in den Geschäften dieser Wochen bewegen, besonders die Hessen. Bei Eröffnung des Wormser Gesprächs durch Granvelle am 25. November war der päpstliche Nuntius

Tomaso Campegio, Bruder des inzwischen verstorbenen Kardinals, nicht zugegen. Aber am 8. Dezember erschien er in der Versammlung und sprach zur allgemeinen Überraschung friedlich und freundlich, beklagte die Spaltung und mahnte zur Eintracht. Die Protestanten waren auf etwas ganz anderes gefaßt und Melancthons peinlich vorbereitete Antwort mit der Ablehnung päpstlicher Ansprüche verfehlte die Lage. Man beschloß dann schriftliche Verhandlung. Dabei ergab sich ein offenkundiger Mangel, dieses Mal auf Seite der Altkirchlichen. Die elf protestantischen Vertreter fußten einhellig auf der Konfession; von den elf Altkirchlichen aber wichen diejenigen von Brandenburg, Pfalz und Jülich-Cleve bemerkenswert von den übrigen ab. Der Kaiser schien in die Lage zu kommen, statt geschlossener Parteien, beiderseits aufgespaltene Gruppen zu finden. Denn nun wirkte sich auch die neue Haltung des Landgrafen aus. Granvelle stand mit ihm durch Räte und Theologen in ununterbrochener Beziehung.

Das Bild, das sich Granvelle von der Lage machte, war begreiflicherweise dasjenige einer geflüchteten Annäherung einzelner protestantischer Fürsten an ihn; auf Seite der Altkirchlichen dagegen das einer unausgesetzten Folge von Schwierigkeiten. Von dem kurmainzischen Kanzler sagte man, daß er nichts ohne Held tue; bei den Bayern stieß Granvelle auf eine ausgesprochene Verschleppungspolitik. Er gewann außerdem den Eindruck, daß sich die protestantische Partei nach und nach ansehnlich verstärkte; er rechnete bestimmt mit Kurpfalz und der ganzen kurpfälzischen Familie. Auch mit Cleve. Vor allem mit Brandenburg, dessen Kurfürst klug und rührig sei, des Lateinischen gut mächtig und von Einfluß auf Luther, zu dem man durch ihn ganz gewiß Zugang gewinnen könne. Kurzum, der kaiserliche Rat sah im Sinne seines Herrn die Rollen sonderbar vertauscht: sachliche Schwierigkeiten, aber mancherlei Entgegenkommen und erst recht die politische Zukunft auf der protestantischen Seite; dagegen eine zur Zeit unerwünschte Kriegsstimmung und kühle Ablehnung der Vermittlung bei den eigenen Glaubensgenossen.

So war es ein Erfolg, daß es ihm gelang, vor und neben den beiderseits schwierigen öffentlichen Verhandlungen, wiederum mit Hilfe des Landgrafen, ein Geheimgespräch im engsten Kreise zustande zu bringen. Es kam zu eingehenden theologischen Besprechungen zwischen Bucer und Capito einerseits, Veltwyß und Gropper andererseits. Dieses Gespräch nahm in der That einen sehr hoffnungsvollen Verlauf. Bucer ist uns längst als kirchenpolitischer Vertrauter des Landgrafen bekannt. Auch von einem Straßburger, wie Capito, durfte man Sinn für die Forderungen des Tages erwarten. Neu traten Grop-

per, der sehr aufgeschlossene Theologe des reformatorisch gesinnten Kurfürsten von Köln, und Gerhard Veltwyf auf den Plan. Dieser Konvertit aus Kabe-stein, wendig und werbend, hatte in einem Jugendwerke, der Schwile tohu, der „Wanderung durch die Wüste“, in hebräischer Sprache, sogar in den gebundenen Formen alttestamentlicher Schriften, seine jüdischen Stammesbrüder offenbar aus innerer Ergriffenheit für das Christentum zu gewinnen versucht. Wie er von den Zeitgenossen unter die ersten Hebräisten gezählt wurde, so erregte er als kaiserlicher Rat in Worms doppelt das Interesse der protestantischen Theologen. Man fand sich auf neutralem, gelehrtem Boden. Veltwyf schloß sich theologisch an die Formulierungen seines niederrheinischen Landsmanns Gropper an, und man versteht, daß in den Gesprächen dieser vier, denen wohl die inzwischen auch an den Kaiserhof geratenen Leipziger Aufzeichnungen von 1539 gute Dienste leisteten, nicht nur der beste Wille herrschte, sondern auch die Möglichkeit tragbarer Formulierungen.

Das Hauptgespräch hatte viel Umständlichkeiten. Die Redner hielten sich nicht an die ihnen zur Verfügung gestellte Zeit. Indessen auch hier gab es eine gewisse Verständigung und schließlich gute Mienen, als Granvelle vorschlug, sich mit Rücksicht auf den nahe bevorstehenden Reichstag mit dem bisher Erreichten zu begnügen.

Über den theologischen Gesprächen und in eigentümlicher Wechselwirkung mit ihnen gingen die Verhandlungen zwischen Granvelle und dem hessischen Kanzler über die „Versicherung“ des Landgrafen von seiten des Kaisers ihren Weg. Wie der Landgraf sich nicht von seinen Glaubensgenossen trennen wollte, so hielt Granvelle seinerseits daran fest, daß der Vertrag nur bedingungsweise formuliert werden könne, ohne Zugeständnisse in der Religion. Nach vielem Hin und Her war man Mitte Januar so weit, daß Verzeihung wegen Württemberg und anderer weltlicher Dinge zugesagt werden konnte. In Heidelberg, wo der Kaiser sich Anfang Februar kurz aufhielt, bekam Granvelle die Nachricht, daß der Landgraf alles billige, was sein Kanzler mit den Herren de Praet und Granvelle abgeredet habe: Zusicherung der kaiserlichen Gnade in der Erwartung guter Dienste auf dem kommenden Reichstage. Auch sonst hatte man zum persönlichen Besuch des Reichstags nicht ohne Erfolg geworben.

Zu alledem hatte sich auch am Kaiserhof die Lage insofern gebessert, als der sehr einflußreiche Kardinallegat Marcello Cervino, der zwar nicht an den Gesprächen hatte teilnehmen sollen, wohl aber ihretwegen an den Kaiserhof gesandt war und neben Alessandro Farnese gegen sie wirkte, wie so viele seiner Vorgänger sich dem starken Eindruck von der Art und von den Absichten des

Kaisers nicht entziehen konnte. Cervino war Erzieher und vornehmster Berater des Kardinalnepoten, selbst später Legat am Tridenter Konzil und Papst. Jetzt war er schon abberufen, erhielt aber auf seine Berichte einen Nachfolger, der für die jetzt in Rom geduldete Fortführung der Gespräche außerordentlich viel bedeuten sollte, den schon früher nicht ohne Mitwirkung des Kaisers dafür bestimmten Gasparo Contarini.

Regensburg 1541

Von dem zum 6. Januar 1541 nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstage durfte man nach diesen Vorbereitungen im Sinne des Kaisers und Granvelles das Größte erwarten. Für den Ausgleich traten noch einmal die besten Kräfte auf den Plan. Die Geschichte selbst steuerte ihre wirksamsten Hilfen bei, die Hoffnung auf ein Gelingen, die man den Wormser Verhandlungen entnahm, und die Not, die den Kaiser zwang, schon im Sinne seiner kaiserlichen Autorität eine friedliche Verständigung anzustreben, da er so wenig wie sein Bruder zur Anwendung von Gewalt in der Lage war. Ferdinand stand ein neuer gefährlicher Türkenkrieg in Ungarn bevor; er belagerte vergeblich die Burg von Ofen und mußte jeden Augenblick auf einen türkischen Entsatz gefaßt sein. Dem Kaiser drohte der alte Druck von Frankreich, ganz zu schweigen von seiner immer noch nicht aufgegebenen Absicht, zum Schutz der Küsten seiner Reiche wenigstens im westlichen Mittelmeer nochmals offensiv vorzugehen, und zwar sobald als möglich.

Ärgerlich, daß sich nun doch alles aufreibend in die Länge zog.

Der Kaiser kam aus den Niederlanden über Speyer, wo er — gleich einem Friedensgeläut am Vorabend großer Tage — die Aechtserklärungen gegen Goslar und Minden, ebenso die schwebenden Kammergerichtsprozesse gegen die Protestanten suspendierte. Schon in Heidelberg festlich aufgenommen, erfreute er auch die protestantische Reichsstadt Schwäbisch-Hall durch gnädigen Besuch. In Nürnberg und am 23. Februar in Regensburg zog er großartig ein, für seine Person freilich im Gegensatz zu früher in schlichtem schwarzen Gewand. Er bedurfte nicht mehr des jugendlichen Gepranges.

In der Stadt merkte man noch nicht viel vom Reichstage. Nur die Herzöge Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig warteten dem Kaiser auf. Einige Tage nachher erschien Herzog Wilhelm mit Gemahlin. Karl war in

Verlegenheit, wie er seinem, auch noch verhinderten Bruder schrieb, wegen der gesellschaftlichen und reichsrechtlichen Formen und bat um Anweisungen. Einweilen ließ er das Herzogspaar von Bayern durch den Herrn de Praet begrüßen. Als bald erschien Herzog Wilhelm bei ihm mit einigermaßen freundlichen Erbietungen. Gar vieles erinnerte jetzt und später an Augsburg 1530. Der Herzog drückte sogar sein lebhaftestes Verlangen aus nach einer Verbindung seines einzigen, jetzt dreizehnjährigen Sohnes mit der gleichaltrigen österreichischen Nichte des Kaisers. Einige Wochen später wurde nach Verhandlungen durch die Königin Marie eine andere kaiserliche Nichte, die so oft umworbene Herzogin-Witwe Christine mit dem Erbprinzen von Lothringen vermählt, deren Tochter Renate, wieder eine Generation weiter, in das bayrische Herzogshaus hineinheiraten sollte. So bereitete sich in diesem Sommer schon die denkwürdige Verbindung der altkirchlichen Häuser bis tief in die Gegenreformation hinein vor.

Dem entsprach die politische Haltung der Bayern. Die sogenannten Protestanten, sagten sie, mißbrauchten die Güte des Kaisers. Hätte man das Wormser Edikt durchgeführt, so wäre man jetzt nicht in dieser Lage. Lund habe sich in Frankfurt sehr verkehrt benommen, ebenso gegenüber der Stadt Augsburg. Die Gespräche von Hagenau und Worms hätten nichts anderes ergeben, als die Unzuverlässigkeit gewisser katholischer Fürsten. Jetzt komme es darauf an, die katholische Liga zu stärken. Im übrigen gäbe es drei Mittel. Einmal die Verhandlungen; davon versprächen sie sich nichts; die seien weitläufig und die anderen christlichen Fürsten würden das Ergebnis doch nicht annehmen; denn, fügten sie spitzig hinzu, man lebte bisher des Glaubens, daß die Beschlüsse der alten Konzilien und die Bräuche der Kirche seit der Apostelzeit nicht mehr in Zweifel gezogen werden dürften. Das zweite Mittel wäre, die alte Religion zur Ehre Gottes und des Kaisers unbedingt zu erhalten mit Hilfe anderer Fürsten und Potentaten der Christenheit. Das dritte ein Generalkonzil in Deutschland binnen anderthalb Jahren und bis dahin die Erhaltung des Landfriedens unter Stärkung des katholischen Bundes, um die Gegner im Zaum zu halten. Alles dieses, auch die Hereinziehung fremder Mächte, war Programm der Gegenreformation.

Die Antwort des Kaisers, die auch schriftlich festgelegt wurde, hielt sich in allgemeinen Dankfagungen mit dem Hinweis auf die vielfältigen Behinderungen des Kaisers durch Türken und andere Feinde. Seine Bemühungen für das Konzil seien von den christlichen Fürsten selbst, auch in Deutschland, durchkreuzt worden. Wenn erst andere Stände zum Reichstage erschienen

seien, könne man von diesen Dingen weiter reden. Die Antwort ließ sich kaum zurückhaltender geben.

Es dauerte bis zum 5. April, bis der Reichstag eröffnet werden konnte. Der Kaiser hatte mehr als einen Monat verloren, und die Jagden bei Straubing waren dieses Mal wirklich nur Zeitvertreib gewesen. Nach dem üblichen Meinungsaustausch an Hand der Reichstagsproposition nahm man sogleich die Frage der Religion in Angriff durch die Anberaumung eines Gesprächs, für das man sich der bisherigen Erfahrungen bediente. Der Kaiser selbst ernannte je drei Kolloquenten, Gropper, Julius Pflug und Eck von der altkirchlichen, Melanchthon, Bucer und Pistorius von der Gegenseite. Von Laien wurden ihnen Pfalzgraf Friedrich als Präsident und Granvelle zugeordnet, sowie die Kanzler von Sachsen und Hessen, nebst Jakob Sturm von Straßburg. Es war wirklich eine sehr kaiserliche Religionspolitik, was man da trieb.

Einen vollen Monat, von Ende April bis Ende Mai, dauerten die Gespräche. Sie bildeten den weitaus denkwürdigsten Teil des Reichstages, und man möchte verweilen bei diesen von ehrlichem Streben, politischer Not und zugleich von entschlossener Ablehnung begleiteten Versuchen, zur Union zu kommen. Ein geheimnisvolles Schriftstück, das anscheinend auf das Wormser Geheimgespräch zurückging und in einigen Exemplaren bekannt war, wurde den Beratungen zugrunde gelegt. Am ersten Morgen brachte es Granvelle versiegelt mit, um es abends wieder unter Verschluss zu nehmen. Man nannte die auf Grund dieser Besprechungen festgelegten Sätze später das Regensburger Buch. Die katholischen Kolloquenten traten täglich vor dem Gespräch mit Contarini in Vorbesprechungen ein, so daß der Legat auf diese Weise unmittelbar mitwirkte. Aber auch der Kaiser beteiligte sich. Es kam in diesen Wochen öfter zu beglückender Einigkeit, und berühmt ist Contarinis Brief nach Rom, Gott sei Dank habe man in der Rechtfertigungslehre die einigende Formel gefunden. Gegenüber der groben Art von Eck erwies sich Contarinis urbane Höflichkeit als bezwingend. Er tadelte offen das geflissentliche Streben des Ingolstädter Theologen, möglichst bald an offene Kontroverslehren, wie den Primat des Papstes, heranzukommen, um das Gespräch zu sprengen. Er wirkte selbst einmal sogar durch eine schriftliche Formulierung mit und ließ erkennen, daß auch er persönlich befriedigt war über jede in Sicherheit gebrachte Erklärung der Einigkeit. Am 1. Mai, also noch in der Frühzeit des Gesprächs, führte Beltruy sogar Bucer bei ihm ein. „Wie groß die Frucht der Einigung und der Dank aller sein werde“, betonte der Legat. „Es sei auf beiden Seiten gefehlt“, erwiderte Bucer, „wir haben einiges zu stark betont, Ihr habt die Mißbräuche

nicht abgeschafft. Mit Gottes Willen werden wir uns finden in der Wahrheit.“

Wichtiger als Bucer erschien noch Melanchthon. Auch er befeiligte sich des größten Entgegenkommens in der Form. Sachlich freilich blieb er offener und härter als in Augsburg. Als man zum Sakrament des Altars kam, erklärte er vor den protestantischen Ständen unumwunden, daß hier eine Vergleichung unmöglich sei. Ähnliches wiederholte sich öfter und bedeutete stets für Granvelle eine so schwere Enttäuschung, daß er sich in seinem Temperament mehr als einmal vergaß und es mit Drohungen versuchte, wodurch die Sache natürlich nur schlimmer wurde. Daß man sich ernstlich und zugleich naiv bemühte, lehrt jene luxuriöse Abendgesellschaft beim Kurfürsten von Brandenburg, auf der auch der Landgraf, der Pfalzgraf, Granvelle, de Praet und die sächsischen Räte erschienen und die Kaiserlichen sich anschickten, „den Fürsten in freundschaftlichen Gesprächen die Wahrheit des allerheiligsten Sakraments nahebringen; der Abend war nicht ganz nutzlos“, schrieb Sanzio am 13. Mai dem Kardinal Garnese.

Wie Melanchthon seinen Glaubensgenossen und dem kaiserlichen Rat, so legten Contarini und Morone dem Kaiser selbst wiederholt die Unvereinbarkeit einer Formulierung mit ihrer Glaubenslehre dar, wodurch auch dieser oft unliebsam in die Gespräche hineingezogen wurde. So sehr hing er doch an der Hoffnung einer Verständigung, daß er dabei den Legaten einmal sehr unfreundlich anließ. Er sei kein Theologe, aber er habe gehört, daß man über das Wort Transsubstantiation streite, während die Protestanten sogar geneigt seien, die Ohrenbeichte zuzulassen. Daran solle man sich halten und zunächst alles Vergleichene sammeln und zum Schluß in Gottes Namen auf die unstrittenen Punkte zurückkommen; die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen, sei kein Kunststück.

Wir begreifen, wie schwer es der Kaiser nahm, daß Amsdorf von der Kanzel herab gegen die Vergleichung predigte. Am Hof sprach man auch davon, daß französische Einflüsterungen die Theologen so halsstarrig machten, da man eines Tages Melanchthon im Gespräch mit dem französischen Orator gesehen hatte. Deshalb wandte sich der Kaiser von den Theologen an die Fürsten und Räte, zuerst an Landgraf Philipp. Kein Zweifel, daß dieser seine Zusagen auf Unterstützung der kaiserlichen Politik getreulich erfüllte; er nahm auch innerlichen Anteil an den Gesprächen. Wir haben sein Exemplar des Regensburger Buches mit höchst persönlichen Glossen; ebenso Aufzeichnungen über seine Unterredungen mit dem Kaiser und dessen Räten.

Da hören wir den Kaiser den Fürsten gut zusprechen. Der Sinn solcher Gespräche sei doch, sich nach Möglichkeit entgegenzukommen. Bitter beschwerte er sich über Amsdorfs Predigt, daß diese Gespräche „eitel Betrügerei“ seien, während sie ihm gar sehr „am Herzen lägen“. Philipp antwortete, es gehe nicht alles so rasch und auf einmal; die Theologen seien gegenüber der Concordie gewiß auch verschiedener Meinung. Sehr übel habe gewirkt, daß Eck öffentlich geprahlt habe, wieviel sie schon zugestanden hätten. Jedenfalls wolle er alles zur Concordie tun, was er gegen Gott und Gewissen verantworten könne. Der Kaiser fiel ihm einmal in die Rede bei Erwähnung der Franzosen. Der Landgraf aber nahm Melancthon nachdrücklich in Schutz. Amsdorf sei freilich ein heftiger Mann. Das, was mit dem Evangelium zu vereinigen sei, wie Pfaffenehe und Laienkelch, müsse man ihnen zugestehen.

Neben dem Kaiser redeten Pfalzgraf Friedrich und Navas auf den Landgrafen ein. Beide Teile besäßen doch nur ein Evangelium, und der Kaiser könne die Einigung nicht herbeiführen, wenn sie sich nicht in der Hauptsache verglichen. „Es würde gut sein“, bemerkte der Landgraf, „Luther selbst hier zu haben, er sei schiedlicher als der anderen keiner.“ Auch Weltwyß hatte Sonderverhandlungen mit dem Landgrafen. Immer wieder hieß es, daß der Kaiser dem Landgrafen aus der Verlegenheit helfen wolle, wenn er in der Religion das Seinige tue. Noch immer hoffnungsvoll meinte die kaiserliche Politik, von den Theologen allgemein an die Stände selbst gehen zu müssen.

Das ist denn auch geschehen und brachte die Enttäuschung.

Am 31. Mai endete das Gespräch der Theologen über die 23 Artikel des ihnen nach und nach vorgelegten Buches. Am 8. Juni wurde das auf Grund dieser Besprechungen formulierte Regensburger Buch den Ständen übergeben. Am 5. Juli erhielt der Kaiser die erste Antwort von den altkirchlichen Ständen; am 12. Juli von den Protestanten. Beide lehnten ab.

Es ist bekannt, daß Luther die ersten Mitteilungen aus Regensburg nicht ohne Hoffnung aufgenommen hat, dann aber die entscheidenden Formulierungen, gerade auch in dem Artikel von der Rechtfertigung, gänzlich verwarf. Das Entsprechende widerfuhr Contarini von der römischen Kurie. Selbst die von ihm gepriesene Formulierung wurde schon am 27. Mai vom Konsistorium der Kardinäle mißbilligt. Am 15. Juni entschloß sich Paul III sogar zur Nachricht an den Legaten, er werde nun unverzüglich das Konzil berufen. Karl äußerte sich höflich dazu. Ferdinand aber, der die Türkenhilfe brauchte, sagte dem Nuntius sehr bitter, solange der Papst keinerlei Anstalten zur Reform treffe, gäbe es Leute, die behaupteten, er rede immer nur dann vom Konzil, wenn man es

nicht halten könne. Daß die Kurie in erster Linie die Concordienpolitik stören wollte, liegt auf der Hand.

So war denn die Lage die, daß die Theologen zu Regensburg, Luther in Wittenberg, der Papst in Rom, die katholischen und die protestantischen Reichsstände alle nach der Reihe des Kaisers Vermittlungspolitik verwarfen. Sie war ganz sicher ernst gemeint. Man braucht nur die Darlegungen zu hören, die er einmal persönlich den sächsischen Räten gab. „Man breche wohl ein altes Haus ab, wovon doch die Steine und anderes zum Wiederaufbau eines neuen dienlich seien und keineswegs zu verachten. Wenn also Mißbräuche eingerissen seien und deshalb das Ganze angefochten werde, so dürfe man doch das einzelne darüber nicht gering schätzen.“ Er sprach davon, auch ohne die römische Kurie eine Reform durchführen zu wollen, wie er ja zu einem Konzil bereit gewesen war, falls er sich auf Deutschland hätte stützen können. Beides konnte er nicht, vor allem weil die altkirchlichen Fürsten seit Jahren jede Vermittlung für aussichtslos erklärten und auf Gewalt drängten. Seine Politik war das bisher nicht.

Nun aber änderte sich offenbar etwas im tiefsten Innern des Kaisers. Er hatte nicht umsonst schon einmal, in Augsburg, eine ähnliche Enttäuschung erlebt. Angesichts dieser mit noch größeren Erwartungen begonnenen, aber so völlig gescheiterten Gespräche hielt er sich zwar äußerlich mehr zurück als damals. Er hatte an seiner Seite auch nicht mehr den hitzigen Joachim I von Brandenburg, sondern dessen sehr gemäßigten Sohn, der sogar vertraglich zum Schutz seines Kirchentums mit ihm in ein nahes Verhältnis trat. Er begann wichtige protestantische oder zweifelhafte Fürsten planmäßig an sich zu fesseln. Vor allem vollzog er nun den so lange vorbereiteten Vertrag mit dem Landgrafen von Hessen. Alles Weitere begrub er in seinem Herzen. Aber wir dürfen annehmen, daß er im Grunde seines Wesens in diesen Tagen, nicht wie in Augsburg aus Enttäuschung und gekränktem Hoheitsgefühl, sondern aus wachsender Einsicht in die Natur der Dinge an der Durchführbarkeit einer Einigung Deutschlands mit friedlichen Mitteln zu verzweifeln begann, daß er jetzt — aber erst jetzt, nachdem er alles versucht hatte — auch die Wege der Herzöge von Braunschweig und Bayern zu gehen geneigt war, sobald die allgemeine Lage es ihm ermöglichte.

In der endgültigen Fassung seines Vertrags mit Philipp von Hessen vom 13. Juni klingt das zum ersten Male mit trockenen Worten an. Der Landgraf verpflichtete sich, kein Bündnis einzugehen mit dem Könige von Frankreich oder irgendeinem auswärtigen Potentaten, bei jeder Bündniserneuerung den Kaiser auszunehmen, auch nicht zuzulassen, daß der Herzog von Cleve in den Schmalfeldischen Bund aufgenommen werde. „Will auch für sich mit gemeltem Her-

zog von Cleve in kein Bündnis kommen“, vielmehr den Kaiser in seinen Ansprüchen auf Geldern und Bütphen unterstützen, falls das auch andere Reichsstände thun, jedenfalls dem Kaiser im Kriege gegen Frankreich beistehen — er sowohl wie sein Schwiegersohn Herzog Moritz von Sachsen. Dafür, versichert nun der Kaiser, „haben wir aus sonderer gnädiger Zuneigung Sein Lieb in unsere besondere Gnade und Freundschaft genommen und ihme alles und jedes, was das sey, so er wider uns, unseren Bruder oder wider kaiserlich Befehl und Recht und des Reichs Ordnung bis auf diesen Tag öffentlich oder heimlich gehandelt hette oder gehandelt zu haben geachtet wurde, genzlich nachgelassen und verziehen“, — doch mit dem unmißverständlichen Vorbehalt, „es wäre denn, daß von wegen der Religion wider alle Protestantes in gemain Krieg bewegt wurde“.

Sie mochten einstweilen getrost an des Kaisers friedliche Absichten glauben. Sah man nicht täglich den Kaiser im Gegensatz zu den Vertretern der Kurie und den altkirchlichen Fürsten auf das Entgegenkommen gegen die Protestanten bedacht?

Es war vor allem die Not seines Bruders in Ungarn, was ihn zum Entgegenkommen drängte. Schon im Juni hörte man verlässlich, daß der Sultan Suleiman in eigener Person heranziehe, um das verfraglich König Ferdinand zugefallene Ungarn mit seiner Königsburg Ofen für sich in Besitz zu nehmen. Ob er sich damit begnügen würde, war sehr fraglich, wenn man an das Jahr 1529 dachte. Alles kam also auf ausgiebige, mehr noch auf eilige Hilfe an, da Osterreich und seine Nachbarländer selbst auf dem Spiele standen. Ferdinand und seine Vertreter setzten das Letzte in Bewegung; ihre Reden vor den Ständen wirkten ergreifend und überzeugend. Aber, obwohl auch die Protestanten von der Notwendigkeit der Hilfe erfüllt waren, wollten sie darin doch nur willigen gegen Zusicherungen in der Religion. Was sich vor neun Jahren in Nürnberg und Regensburg getrennt abgespielt hatte, der Kampf um den Reichstagsabschied und das Ringen um einen wenn auch nur befristeten Religionsfrieden, drängte sich nun im Reichstag selbst zusammen. Die gerüsteten Parteien standen sich hier unmittelbarer und deshalb noch schroffer gegenüber. Die Schmalkaldischen wollten mindestens den Nürnberger Frieden, die Katholischen die Anerkennung des Abschieds von 1530 ausdrücklich in den jetzigen Reichstagsabschied aufgenommen wissen. Unvereinbare Forderungen!

Jetzt war es der junge Kurfürst von Brandenburg, der sich die erdenklichste Mühe gab, ein tragbares Ergebnis zustande zu bringen. Der Kaiser drängte auf Abschluß. Er wollte nach Italien, nach Spanien, zwischendurch gegen die Ungläubigen nach Algier ziehen, wie er jetzt einzelnen gegenüber nicht mehr

verheimlichte. Spätestens am 26. Juli müsse er aufbrechen. Man bemerkte, daß sein Ton gegen die Protestanten schärfer wurde. Er sah sich zu seinem Ärger gezwungen, noch einen oder anderen Tag zuzugeben. Am 28. Juli fanden die letzten erregten Auseinandersetzungen in seiner Herberge statt, getrennt mit den Altkirchlichen und mit den Protestanten. Die Fürsten und Räte arbeiteten Tag und Nacht, um eine Lösung aus dem Wirrwarr zu finden. Sie fanden eine solche wirklich — aber nur in einem ebenso verwickelten System von geheimen kaiserlichen Deklarationen. Und diese wurden dazu noch so übereilt gefaßt, daß es nachträglich neue Schwierigkeiten gab. Dafür sollte denn der Abschied und die eilige Hilfe von 10 000 Knechten und 2000 Reitern auf drei Monate wirklich bewilligt werden.

Am 29. Juli, früh 4 Uhr, begannen die Schmalkaldischen ihre endgültige Beratung, da man schon für 6 Uhr zum Reichstagsabschied geladen war. Die Verhandlungen spielten dann zwischen den Gruppen hinüber und herüber. Kurbrandenburg, Pfalzgraf Friedrich und der neue Reichsvizekanzler taten ihr Bestes. Die Schmalkaldischen lehnten auch jetzt noch die ihnen erst um Mitternacht zugegangene Fassung einer kaiserlichen Deklaration ab, ersetzten sie aber durch einen neuen, von Feige und Sturm redigierten Entwurf. Eben diesen legte man in der Eile dem Kaiser vor, und er unterzeichnete ihn, auf einen Vortrag des brandenburgischen Rates Eustach von Schlieben hin, in der Meinung, es sei der von ihm früher genehmigte.

Die Deklaration ging in bezug auf den Schutz für Prediger und Anhänger der Augsburgischen Konfession auch in altkirchlichen Gebieten, Zusammensetzung des Reichskammergerichtes, Zustimmung zur kirchlichen Reformation von land-sässigen Stiftern und Klöstern über den Nürnberger Religionsfrieden so weit hinaus, daß der Kaiser auch den Altkirchlichen noch eine geheime Deklaration bewilligen mußte, worin den geistlichen Ständen nicht nur ihre Renten und Zinse, soweit sie in Besitz waren, sondern auch ihre Hoheiten und Gerechtigkeiten gewährleistet wurden.

Erst um 10 Uhr eröffnete man die Schlußsitzung des Reichstags. Es fehlte auch in dieser Sitzung nicht an erregten Auftritten, aber man kam doch zum Abschied, um 2 Uhr nachmittags.

Der Kaiser brach nun sofort auf. Er schien im wesentlichen gescheitert.

Gescheitert war der Friede mit Frankreich in Nizza, gescheitert waren die Familienverhandlungen von Aiguesmortes, von denen er sich zeitweise so viel versprochen hatte; gescheitert auch der friedliche Ausgleich in Deutschland, trotz monatelanger hingebender Arbeit. Unwillig löste er sich vom Reich.

Der Zug vor Algier

Ohne Aufenthalt gelangte der Kaiser über Freising, München und Mittenwald nach Innsbruck. Hier rastete er zwei Tage, um am 6. August die gewichtigste Post zu expeditieren, die neue Fassung der Deklaration für die geistlichen Fürsten, die sehr bemerkenswerte Vollziehung seines Beitritts zum katholischen Bund, die Besetzung des Reichskammergerichts, nicht zuletzt die Abfertigung des Herrn de Praet mit den umfassendsten Instruktionen zur Information der Königin Marie über alles Geschehene und über seine nächsten Absichten. In diesen Erörterungen zieht die ganze politische Welt an uns vorüber, die dänischen und die pfalzgräflichen Dinge, die Sache des Landgrafen, der Reichstag, das Reichskammergericht, vor allem Geldern und Cleve.

Deutlicher als aus allen bisher bekannten Akten erfahren wir aus dieser Instruktion auch die eigentlichen Motive des Kaisers zu seinem Zuge nach Algier. Der Königin war bekannt, daß nur der Geldmangel den Kaiser nach Spanien zurücktrieb. Er gestand ihr, daß dieser Umstand allein ihn auch gehindert habe, persönlich gegen Suleiman zu ziehen, obwohl das seine Ehre eigentlich erforderte, seitdem er gehört habe, daß der Großherr in eigener Person komme. Um so mehr werde der Zug gegen die Ungläubigen in Nordafrika ihn vor der Welt rechtfertigen. Diesen aber könne er unternehmen, da er angesichts der türkischen und französischen Gefahr ohnehin nur mit einer Kriegsflotte nach Spanien zurückfahren dürfe, die Kosten dafür in der Hauptsache von Neapel und Sizilien getragen würden. Er erfülle außerdem einen alten Wunsch der Spanier und hoffe, sie sich dadurch geneigt zu machen, — offenbar für die dringend gewünschten Bewilligungen. Das Unternehmen sei wirklich nur in diesem Augenblicke noch möglich, da den König von Frankreich die Ermordung seiner aus der Türkei heimgekehrten Gesandten Rincon und Fregoso in der Nähe von Pavia sehr erregt habe, er es aber doch nicht wagen werde, den Krieg zu beginnen, solange der Kaiser gegen die Ungläubigen im Kampfe liege.

Über den Brenner, durch die Lombardei, über Mailand und Pavia gelangte der Kaiser nach Genua und von hier auf See. Da ihn inzwischen die trübsten Nachrichten aus Ungarn erreicht hatten über den Fall von Ofen und seine Besiznahme durch die Türken, beschloß er einen Abstecher nach Lucca zum Besuch des Papstes, den er für ein Konzil auf dem Boden des deutschen Reiches, für eine wirksame Türkenhilfe und für Schutz gegen Frankreich gewinnen

wollte. Auch dieser Versuch scheiterte in der Hauptsache, wobei der Papst außerdem Gelegenheit nahm, den Zug gegen Algier zu widerraten. Man hörte aus Ungarn noch von der Niederlage der Deutschen unter Roggendorf. Bald freilich auch von dem überraschenden, fast rätselhaften Abzuge Suleimans. Schreckte den Sultan eine neue Belagerung Wiens? Oder gingen auch ihm die Mittel aus? Oder bestimmte ihn die Nachricht, daß der Kaiser mit seiner Flotte gegen die türkischen Vorwerke in Nordafrika unterwegs sei?

Indessen sollte auch diese Unternehmung scheitern, und es ist müßig, die oft erörterte Schuldfrage eingehender zu behandeln. Die Natur selbst trat in das Bündnis gegen den Kaiser.

Er landete in Corsica und Sardinien, vereinigte dann seine Flotte bei Mallorca, wieder unter Andrea Doria, während die Landtruppen dem Vizekönige von Sizilien, Ferrante Gonzaga, unterstellt wurden. Um Zeit zu gewinnen, ließ er die spanischen Galeeren unter dem Herzog von Alba direkt auf Algier Kurs nehmen. Angesichts der Küste von Afrika sah man wirklich die Schiffe von allen Seiten aufeinander zueilen. Aber das Meer war bereits sehr unruhig. Die erfahrensten Seeleute hatten den Kaiser wegen der Jahreszeit gewarnt. Er aber beharrte eigensinnig auf der Durchführung des Planes und mochte seinem oft erprobten Glück vertrauen. Sein Hauptgrund war bis zuletzt, die erheblichen Aufwendungen nicht ungenutzt zu lassen, obwohl sich alles so sehr verspätet hatte — wie er meinte, zum Teil auch durch den inneren Widerstand der Seeleute.

Am Freitag und Sonnabend, dem 21. und 22. Oktober, war an eine Landung nicht zu denken. Sonntag Morgen aber sammelte der Kaiser den größten Teil seiner Flotte östlich Algier und begann die Landung an einer sehr seichten Stelle, wo allerdings die Truppen, auch mit Gepäck, eine lange Strecke durch halbhohes Wasser waten mußten. Nachmittags folgte wieder so hoher Seegang, daß es unmöglich wurde, Pferde und Lebensmittel aus den Schiffen zu bringen. Abends bezog der Kaiser ein Lager in der Nähe einer Quelle. Mitten in diesen Vorbereitungen eröffnete sich die Aussicht, durch Verhandlungen mit dem Vertreter Barbarossas in Algier, dem Renegaten Hassan Aga, rascher zum Ziele zu kommen. Dieser scheint wirklich geschwankt zu haben, hielt dann aber doch seinem Herrn die Treue.

Man rüstete also weiter zur gewaltsamen Eroberung der nicht allzu festen Stadt. Die Operationen gingen anfangs gut vonstatten. Man kam nahe an die Stadt heran und bemächtigte sich in leichten Kämpfen auch der beherrschenden Hügel. Da erhob sich in der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober ein

fürchterlicher Orkan, der nach und nach an die 150 Schiffe mit Proviant, Munition und Mannschaften vernichtete. Es folgten Stunden der Verzweiflung, da die nur teilweise gelandeten Truppen Lebensmittel lediglich für zwei Tage mitgenommen hatten. Bei strömendem Regen entbehrte man gleich in der ersten Nacht sehr schwer den Rest der Zelte. Einem plötzlichen Überfall am nächsten Morgen hielten die noch kriegsungeübten italienischen Truppen nicht stand. Die Feinde brachen ein und stießen bis zum Lagerplatz des Kaisers vor, der sich ihrer nur eben noch durch seine deutschen Truppen erwehrte. Der darüber allgemein ausgebrochene Kampf führte die Kaiserlichen zwischendurch zu Erfolgen. Sie drangen beinahe in die Stadt ein, die von den Schiffen aus beschossen werden sollte, wenn diese nicht durch den Sturm auseinandergetrieben wären. Einige Besatzungen warfen die Geschütze und die Munition über Bord, andere kappten ihre Masten und hieben die Aufbauten der Schiffe herunter, um wenigstens die Artillerie zu bewahren. Bei dieser Gelegenheit ging auch ein gut Teil der kaiserlichen Kanzleiakten zugrunde, die er mit sich übers Meer genommen hatte. Erst am Mittwoch, dem 26. Oktober, trat eine gewisse Beruhigung des Meeres ein, und eine Zusammenziehung der Flotte wurde möglich. Kaum aber schöpfte man wieder Zutrauen zur Lage, als der Sturm aufs neue losbrauste, so daß der Kaiser sich nun doch entschloß, den Kampf abubrechen; am meisten wegen des Mangels an Lebensmitteln und zur Herstellung der Verbindung mit den Schiffen, zu denen man weiter westwärts zu gelangen hoffte. Immer neue Versuche, Lebensmittel auszuschiffen, erwiesen sich als undurchführbar. Die Soldaten sammelten Früchte und schlachteten Pferde zur Verteilung. Wieder marschierte man zwei Tage in der größten Not. Endlich gelang die Verbindung mit den Schiffen — immer unter Abwehr feindlicher Angriffe.

Mit zahlreichen vornehmen Spaniern befand sich im Heere auch Hernando Cortes, der Eroberer von Mexiko. Er bot dem Kaiser an, umzukehren und die Stadt Algier doch noch zu nehmen. Der Kaiser versagte es. So sah man einem ruhmlosen Abzuge entgegen, und im Heere, wie sonst unter den Zeitgenossen, häuften sich bald die Vorwürfe wegen des unüberlegten Entschlusses und der schlechten Durchführung des Unternehmens. Indessen, so vieles auch besser hätte gemacht werden können, das Verhalten des Kaisers war in sich gegründet und wäre ohne den Sturm im ungünstigsten Augenblicke vermutlich auch erfolgreich gewesen.

Am 2. November schilderte der Kaiser in einem sehr langen Briefe die Hergänge seinem Bruder Ferdinand; er fühlte selbst das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Lange wartete er in Bugia östlich Algier auf gute See, um heim-

zukehren. Endlich in den ersten Tagen des Dezember landete er wieder in Cartagena. Über Ocaña, Toledo und Madrid begab er sich nach Valladolid, wo er Ende Januar 1542 eintraf.

Das ganze nächste Jahr widmete er sich den spanischen Angelegenheiten — noch einmal beschäftigten den Kaiser die Fragen der Menschlichkeit in den Neuen Indien, noch einmal hörte man die Stimme des Las Casas —, während sich am politischen Himmel Europas die Verhältnisse fast mit der Präzision der Gestirne wieder in die gewohnten Bahnen zurückfanden.

10. Der große Plan von 1543

Das Bild eines Lebens vereinfacht sich für den Historiker ähnlich und doch in etwas anderer Weise, als für die eigene Erinnerung. In beiden Fällen verschwinden die nichtigen Stunden und Tage hinter den entscheidenden Erlebnissen. Aber ihr Hervortreten und ihr Zusammenhang bestimmt sich für die persönliche Erinnerung nach den eigenen sehr bedingten Werten, für den Historiker nach ihrer allgemeineren Bedeutung. Eine in ihrem Reichtum innerlich aufgenommene Überlieferung als ungewollter Niederschlag vergangener Wirklichkeiten, nicht willkürliche Stilisierung, ordnet die zahllosen Einzelzüge des Geschehens zu zusammenhängenden Linien, die in einem politisch bedeutsamen Leben mit den Jahren zumeist an Ausdruckskraft gewinnen, steiler und fester werden und sich zu Bildern formen.

Bei Karl V fanden wir bis tief in die zwanziger Jahre hinein weiche und fast ausdruckslose Züge entsprechend der halb natürlichen, halb anezogenen Gehaltenheit seines Wesens. Mit zunehmenden Jahren zeigte die Folge seiner Äußerungen und Handlungen ihren eigenen kräftigeren Kontur — wie ein gereifteres Antlitz uns unmittelbarer die innere Gestalt zu verraten scheint —, vielleicht ohne Lockung, doch fesselnd in ihrer greifbaren Besonderheit. Denn wiederum, nicht die Neigung oder Wahlverwandtschaft, sondern die vollkommenste Hingabe an die überlieferte Wirklichkeit macht den Wert eines historischen Porträts aus. Es beruht auf der Arbeit von Generationen, die sich achten. In dieser planvollen Darbietung unseres Materials und in der gewissenhaften Einfühlung in seine Eigenart, nicht in Wertungen und Umwertungen, liegt der wissenschaftliche Charakter unserer Arbeit und aller Fortschritt der Erkenntnis menschlicher Dinge.

Die Überlieferung ist, wie wir oft bemerkt haben, bei Karl V von einer für den Biographen erdrückenden Überfülle. Wir erfassen in ihr die Einflüsse auf seine Jugend und auf seine Mannesjahre, das Hervortreten des Eigenen, die Hemmungen und Stufen seiner Willensbildung, oft Schriftstück für Schriftstück, nicht von außen gesehen, sondern aus der Werkstatt seiner politischen Arbeit

selbst. Diese Gunst der Überlieferung nimmt von Jahr zu Jahr zu, nicht nur, weil er selbst seit 1540 für die archivalische Aufbewahrung seines Nachlasses durch Cobos als Burghauptmann in Simancas, dem noch heute bestehenden Reichsarchiv, gesorgt hat, sondern weil seine Regierung immer persönlicher und damit seine eigenen Aufzeichnungen für uns immer wichtiger werden sollten. Schließlich hat er selbst die letzten Schleier von dem Bilde seiner Seele gehoben durch die intimsten Anweisungen an seinen einzigen Sohn und Erben, die in ihrer ganz auf Gottes Willen abgestimmten und unbewußt doch wieder sehr persönlichen Haltung selbst zu Bekenntnissen geworden sind.

Seine Kräfte, so schwer ihn zunehmend auch die Gicht plagte, schienen durch die Mißerfolge der letzten Jahre nur gestrafft. Nicht im Sinne eines modernen Persönlichkeitsgefühles, sondern immer in der Gebundenheit seiner religiösen Weltanschauung. Im Rückblick auf Algier schrieb er Granvelle am 28. Dezember 1541 und bald danach ebenso seinem Bruder, „man muß Gott danken für alles und von der göttlichen Güte erhoffen, daß sie uns größeres Glück beschert nach diesem Mißgeschick“. Man könne sagen, fuhr er fort, „er hätte sich in Regensburg verzögert, allein er habe nachträglich gesehen, daß man wegen des Wetters gut noch einen Monat länger hätte warten dürfen, was freilich niemand vorher ahnen konnte. Es kommt eben nicht darauf an, morgens früh aufzustehen, sondern zur rechten Stunde aufzustehen, diese aber steht immer bei Gott“.

Als junger Vierziger gelangte Karl zur Vollendung seiner politischen Persönlichkeit und bei aller, niemals überwundenen Langsamkeit seiner Entschlüsse zu einer doch erstaunlichen Folgerichtigkeit des Handelns. Er werde zwei Jahre brauchen, kündigte er seiner Schwester Marie in jener Instruktion für de Praet vom 6. August 1541 an, bis er alles geordnet habe und zur Durchführung der geldrischen Sache in die Niederlande zurückkehren könne. Er sollte die Frist fast bis auf den Monat genau innehalten. Auf einem eigenhändig beschriebenen Zettel mit Zeichnungen von Geschützkalibern gab er der Königin Auftrag zum Guß von 24 großen Kanonen und 16 kleinen Feldgeschützen mit Angabe der Gewichte und der Munition. Sie sollten einstweilen in Mecheln bleiben zur Ergänzung der in Augsburg bereits hergestellten 48 großen und 36 kleinen Stücke. Er empfahl ihr bis dahin die höchste Wachsamkeit, und wir sehen die Königin alsbald die Grenzen und ihre festen Plätze besichtigen, die Statthalterschaften neu ordnen und nach Anweisung ihres Bruders die diplomatische Isolierung des Herzogs von Cleve bei den rheinischen Fürsten und bei Hessen weiter betreiben.

Kriegerische Stimmungen zum wohlvorbereiteten Angriff setzten sich also schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1541 beim Kaiser endgültig durch. Offen blieb nur, auf welchen Schauplätzen sie sich weiter auswirken würden und unter welchen Umständen.

Denn so pflegen sich die menschlichen Dinge zu vollziehen, daß unsere Pläne gezügelt oder getrieben werden von den unberechenbaren Wendungen des Tages, auf die gefaßt zu sein die schwerste Aufgabe aller Politik bleibt. Karl sollte sich inmitten aller alten Schwierigkeiten von unerwarteten Nöten bedrängt und von überraschenden Einsichten vorwärts getrieben sehen und doch im wesentlichen die einmal eingeschlagene Richtung seiner Politik behaupten.

Spanien und die kaiserlichen Finanzen

Der Kaiser hatte schon in den Niederlanden, erst recht während des ganzen Sommers 1541 in Regensburg, zur Rückkehr nach Spanien gedrängt wegen seiner Finanzen. Den Zug nach Algier schob er damals ein, weil er doch nur mit gerüsteten Schiffen über das Mittelmeer glauben zu können; daneben um den spanischen Königreichen seinen guten Willen zu beweisen, ihre Küstenbevölkerung zu schützen. Die Kosten waren, wie wir gehört haben, Neapel und Sizilien aufgebürdet. Denn gerade in der letzten Zeit stand es besonders schlecht um seine Finanzen.

Eingestandenermaßen ist er wiederholt dem Türkenkriege in Ungarn ausgewichen, weil ihm die Mittel fehlten. Er könne nicht einmal seinen Hof mehr bezahlen, schrieb er der Königin Marie im letzten Jahre. Obwohl die blühenden Niederlande für das reichste Fürstentum der damaligen Welt galten, waren sie doch durch die unausgesetzten Kriege seit vielen Jahren fast erschöpft. Die Kosten für die Kämpfe mit Geldern, um Friesland und Utrecht, die französischen Kriege in Luxemburg, Hennegau und Artois wurden immer wieder den Ständen auferlegt. Welche Schwierigkeiten das machte, hat uns der Genter Aufstand gezeigt; die Königin Marie erlebte sie genau so wie ihre Vorgängerin Margarete. Außerdem belasteten die fürstliche Landesverwaltung und der kaiserliche Hof die Niederlande mit erklecklichen Summen. Von Deutschland bezog der Kaiser seit Beginn seiner Regierung in Wahrheit so gut wie nichts. Von der Romhilfe hatte er keinen Gebrauch gemacht, sie vielmehr für die Türkenabwehr zur Verfügung gestellt. Die österreichischen Erblande

hatten mit sich selbst genug zu tun. So wurden auch die Kosten für die Reichspolitik, alte Schulden, Gesandtschaften, Pensionen, wie diejenige des Pfalzgrafen in Höhe von mindestens 5000 Goldgulden jährlich, sogar der Vizekanzler Navas von den Niederlanden aus bezahlt.

Dagegen brachten Neapel und Sizilien aus den Getreideabgaben, das Herzogtum Mailand aus dem Salzmonopol nicht unbedeutende Mittel auf, abgesehen von Sonderbewilligungen und Belastungen. Aber alle diese Einkünfte gingen dahin für die Verwaltung und gewisse Renten, vollends für die Durchführung der langwierigen Kriege, die ohnehin am Wohlstand dieser Länder zehrten.

Einzig Spanien war seit den Wirren der Comuneros und dem kurzen Kriege um Navarra von schweren Nöten verschont geblieben. Dafür waren umgekehrt die Einnahmen der Krone hier trotz aller Verschleuderung von Kronsgütern doch ungewöhnlich hoch. Sie bestanden in Castilien aus der direkten Steuer und dem periodischen Servicio, den Einnahmen der drei großen Ritterorden und den Bewilligungen der Kurie vom Kirchenvermögen, sowie der Cruzada, also Ablafgeldern. Dazu traten, jetzt spürbar ansteigend, die Einnahmen aus den Neuen Indien. Aus Aragon bezog der König vornehmlich das Servicio.

In Castilien war die direkte Steuer der Alcabala ursprünglich eine Umsatzsteuer von 10% gewesen, dann aber durch die Umlegung ihres Normalertrages auf die Gemeinden unter dem Namen des Encabezamiento zu einer von den politischen Verbänden selbst erhobenen Personalsteuer geworden.

Die Listen der rund 140 Einheiten, Gemeinden, einzelner Herrschaften und Bistümer gestatten für bestimmte Jahre lehrreiche Vergleiche, wobei etwa in der Gesamtsumme von 284 Millionen Maravedi der letzten Zeit Isabellas die Stadt Sevilla allein mit mehr als 30 Millionen, also mit mehr als einem Zehntel, beteiligt erscheint, Burgos, Valladolid, das Marquesat von Villena mit je 5 Millionen, die Handelsstadt Medina del Campo, Cuenca und das Bistum Salamanca je mit 7 bis 8 Millionen, Santiago und Toledo mit 10, Cordoba mit 11, Xeres de la Frontera mit 12, Madrid freilich nur mit 2 Millionen. Seit Beginn der Regierung Karls V war das Encabezamiento, das außer der alten Alcabala noch die Tercias der geistlichen Zehnten enthielt, von 300 Millionen auf 310 bis 325 Millionen gestiegen, also leidlich stetig geblieben; besonders, wenn man die langsame Geldentwertung beachtet. Die Millionen oder Cuentos Maravedi lassen sich verhältnismäßig leicht in Goldwerte und Kaufkraft umrechnen, insofern 150 Cuentos 400000 Dukaten, 300 Cuentos also 800000 Dukaten oder rund 10 Millionen Goldmark bedeuteten,

bei Annahme einer durchschnittlich auch nur fünffachen Kaufkraft etwa 50 Millionen unserer Währung.

Die Königreiche von Aragon kannten diese Steuer nicht, trugen aber dafür die Kosten der gesamten Landesverwaltung selbst. Dagegen wurde in Aragon wie in Castilien das periodische Servicio meist auf drei Jahre von den Cortes bewilligt. Bis zum Jahre 1526 belief es sich, nach Jahresraten, in Castilien zumeist auf 50 Cuentos, dann auf 100, von 1539 an sogar auf 200 Cuentos; in Aragon nebst Valencia und Cataluña unverändert auf rund 66 Cuentos, anfangs also relativ sehr viel. Dazu traten die hohen Einkünfte der drei Ritterorden von Santiago, Alcantara und Calatrava mit 40 bis 66, durchschnittlich etwa 50 Cuentos. Das ordentliche und außerordentliche Servicio nebst den Maestrazgos brachte noch in den dreißiger Jahren aus ganz Spanien wiederum 30 Cuentos, also annähernd dieselbe Summe wie die laufende Steuer des Encabezamiento in Castilien.

Viel umstritten sind früher die Einnahmen aus den Neuen Indien. Sie wechselten anfangs begreiflicherweise gewaltig. Nach den Rechnungsbüchern der Casa de Contratacion in Sevilla schwankten sie in der Frühzeit von Karls Regierung um 20 Cuentos, in den späteren dreißiger Jahren überstiegen sie die 100, seit 1550 sogar die 500. Im Durchschnitt der dreißiger und vierziger Jahre berechne ich rund 90 Cuentos, also immerhin 240000 Dukaten oder wiederum erheblich mehr als 15 Millionen unserer Währung.

Zu diesen bedeutenden Einnahmen gesellte sich ein weiterer Posten von beträchtlicher Höhe in den Einkünften aus dem Kirchenvermögen auf Grund besonderer Bewilligungen der Kurie; obwohl schwankend, überstiegen sie doch meist weit die 100 Cuentos. Endlich die Erträge der kleinen Außenzölle und die ziemlich zahlreichen aus der arabischen Zeit übernommenen Sondereinnahmen, wie der Seidenzoll von Granada und andere Abgaben, zum Beispiel aus der Landschaft der Alpujarras südlich der Sierra Nevada, Abgaben von Inseln und Häfen, insgesamt rund 150 Cuentos — also, die Kirchengüter eingeschlossen, weitere 400000 Dukaten oder 25 Millionen Goldmark.

Die Gesamtsumme ergibt durchschnittlich etwa $2\frac{1}{4}$ Millionen Dukaten an regelmäßigen Einnahmen. Dazu waren aber ein paarmal sehr erhebliche außergewöhnliche Einnahmen getreten, wie 1525 die portugiesische Mitgift in Höhe von (umgerechnet) 370 Cuentos oder rund 1 Million Dukaten, sowie das Abkommen mit dem Könige von Portugal über die Molukken mit 350000 Dukaten, das Lösegeld der französischen Prinzen sogar mit erheblich mehr als 1 Million Dukaten.

Der Höhe dieser Einnahmen und der Sauberkeit ihrer Buchführung entsprachen nun aber keineswegs die Gesichtspunkte der Finanzpolitik. Daß Cobos als Generalschatzmeister die Schuld nicht treffe, hat Karl selbst später behauptet. Der Vergleich mit Gattinara entlastet ihn nicht ganz.

Wie oft hatte Gattinara gemahnt, wenigstens die laufenden Einnahmen und Ausgaben in Ausgleich zu bringen! Aber gerade die unverhofft großen außerordentlichen Einnahmen der späteren zwanziger Jahre enthielten die Versuchung zu noch größeren Ausgaben, wie sie die Kriege dieser Jahre förmlich rückweise erforderten. Einen vorweg gesicherten Kriegsschatz gab es nur ganz ausnahmsweise. Die infolgedessen unentbehrliche Hilfe der Banken aber kostete nicht nur hohe Zinsen, sondern fortwährend Verpfändungen wichtiger Einnahmequellen selbst und damit eine unausgesetzte Verminderung der Substanz. Denn die Schulden wurden nicht aufgenommen für produktive Zwecke und damit für Verbesserung des Staatsvermögens, sondern durchweg nur für den laufenden Verbrauch. Dieses Geld aber setzte sich noch dazu größtenteils nicht im Lande um, sondern außerhalb Spaniens. Darin lag trotz des wachsenden Goldstromes aus Amerika doch einer der Hauptgründe für die Verblutung Spaniens im Laufe seines glorreichen 16. Jahrhunderts.

Jedenfalls war die Abdeckung der Schulden auch unter Karl V das dringendste Problem einer Reichsfinanzreform; daneben wie immer die gerechte Verteilung der Steuerlast. Zu beidem nahm man im Jahre 1538 für Castilien einen ernstlichen Anlauf. Der Versuch zeigt uns zugleich die eigentlichen Mängel des ganzen Systems.

Der Kaiser berief damals zum 15. Oktober nicht nur wie herkömmlich die Procuratoren der Städte, sondern wie in Aragon auch den Adel und die Geistlichkeit. Den Delegierten wurde dargelegt, daß sich die ordentlichen Einnahmen (wohl aus den Steuern) auf 1074000 Dukaten beliefen, die aber durch Renten und Verpfändungen zu erheblich mehr als der Hälfte vorbelastet seien. Dazu komme eine schwebende Schuld von mehr als 1 Million, die man durch außerordentliche Mittel abzudecken beabsichtige. Die königliche Regierung machte dafür den Vorschlag einer neuen, auf alle Stände zu verteilenden Verbrauchsabgabe, der Sisa, was zum ursprünglichen Sinn der Alcabala zurückgeführt hätte und einen bedeutend höheren Steuerertrag als bisher zu versprechen schien. An sich war die Idee nicht so unerhört, zumal auch sonst Umsatz- oder Verbrauchssteuern bei den Steuereinheiten längst zur Aufbringung des Servicio und stellenweise sogar des Encabezamiento verwandt wurden. Aber der Adel fühlte sich in seinen Privilegien verletzt, und nach seinem Vor-

gange lehnten auch die Städte die von der Regierung ja zugestandenermaßen beabsichtigte Erhöhung der Gesamtsteuer gänzlich ab. Ein Nebenvorschlag des Herzogs von Bejar, der die Verhältnisse aus seiner Tätigkeit im Finanzrat kannte, lief doch nur auf Herabsetzung des Zinsfußes und einige neue Zölle hinaus, nicht auf Annahme der Cisa in irgendeiner Form. Auch ein gewisses Entgegenkommen der Geistlichen förderte in der Hauptsache nicht. Man verhandelte bis zum Frühjahr 1539. Da jedoch der Kaiser nicht durchzugreifen wagte, scheiterte der ganze Plan.

Denn auch mit einem zweiten Vorschlag, in Castilien, so wie in Aragon, die Kosten der Landesverwaltung, des Hofes, der Gerichte und Verwaltung, der Landesbefestigungen und Garnisonen vorweg auf die Cortes abzuwälzen — worin man mit Unrecht ein Zugeständnis an ihre Selbstverwaltung gesehen hat —, dafür aber das ganze Servicio und alle außerordentlichen Einnahmen zur Schuldendeckung zu verwenden, kam man ebensowenig zum Ziele.

Die Bilanzen, die der Kaiser in den nächsten Jahren aufstellte, waren dementsprechend wahrhaft erschütternd. Er handelte wie ein allzu großartiger Hausvater, der, statt von dem Verfügbaren auszugehen, zunächst die wünschenswerten Ausgaben und dann erst die Mittel zu ihrer Deckung zusammenstellt. Aber im Staatsleben pflegt man es meistens so zu halten.

Mustern wir die nicht immer ganz durchsichtigen Ausgaben von über 2 Millionen Dukaten etwa des Jahres 1543 in großen Zügen, so scheinen mir jetzt doch nur 10% auf die Hofstaaten des Kaisers, der alten Königin und der Infanten zu kommen, weitere 10% auf Restzahlungen für das Vorjahr. Dann aber rechne ich 10% auf die Flotte, also diejenige Dorias und die spanischen Galeeren, 20% für den Grenz- und Küstenschutz, auch gegen Afrika. Der ganze Rest, die Hälfte aller Staatsausgaben, entfällt vollends auf Rüstungen oder Wechsel zur Verfügung des Kaisers, offenbar ebenfalls wesentlich für Kriegszwecke.

Das wäre ein Ausgabenetat, der auch sonst in Zeiten erhöhter Kriegsgefahr seinesgleichen finden dürfte. Das Befremdende oder geradezu Erschütternde liegt jedoch in der Dürftigkeit der Deckungsmittel. Da erscheinen zwar noch die 150000 Dukaten regulärer Staatseinkünfte aus den *rentas reales*; aber schon die Einkünfte der *Maestrazgos*, also der Großmeisterschaften, nur noch als Pachtsumme der *Jugger* in Höhe von 50000 Dukaten. 150000 sind aus den Einkünften des nächsten Jahres einfach vorweggenommen, ja, 120000 sogar von denjenigen des übernächsten Jahres durch entsprechende Belastungen. Mit sehr hohen Posten sind die kirchlichen Einkünfte aus der *Cruzada* und den

medios frutos der Geistlichen angelegt, fast 350 000 Dukaten. Vollends vage ist die Schätzung der Einnahmen aus den Neuen Indien. Alles in allem aber kommt der Etat mit Vorwegnahmen und Verkäufen notdürftig auf zwei Drittel der Ausgaben. So ist es wirklich fast verzweifelt, wenn der Kaiser auf seinem Notizzettel „hofft“, auch noch das letzte Drittel durch Wechsel und Verkauf von Juros oder Rentenbriefen nach Möglichkeit zu decken.

Gewiß handelte es sich für den Kaiser um ein ungeheures Reichsgefüge, und es war schon etwas Außerordentliches, daß er sich wenigstens über den entscheidenden spanischen Teil des Gesamthaushalts durch persönliche Aufzeichnungen Rechenschaft zu geben versuchte. Daß die kleinen deutschen Territorialfürsten, wenigstens der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, etwa in Sachsen und Hessen, ihn darin übertrafen, ist kein Wunder, wenn man den unendlichen Abstand der Größenordnungen und des Gesichtskreises in Rechnung setzt. Das für uns Entscheidende ist aber nicht so sehr die moralisch-landesväterliche Seite der Finanzverwaltung, als ihre absolute Unzulänglichkeit. Bei der gläubig zuversichtlichen Gesamteinstellung des Kaisers wäre es irrig, das maßgebende Moment für die ungeheure Unrast seiner Politik in dem Druck der Finanzsorgen zu suchen. Sie aber zu übersehen, wäre noch weniger richtig. Schon ihr Reflex lähmte allenthalben die Tätigkeit der Organe des Kaisers, in erster Linie seiner Feldherrn, Statthalter und Regenten; am meisten die unermüdliche Tätigkeit der Königin Marie.

Gerade in den Niederlanden sollten sich bald wieder alle Sorgen dieses Reiches sammendrängen; richtig zu beurteilen freilich erst im Zusammenhang der nun immer weiter ausgespannten Reichs- und Kirchenpolitik des Kaisers.

Kaiser, Papst, Frankreich und die Türken

In Deutschland war der Reichsvizekanzler Naves zurückgelassen zur Abwicklung der Reichstagsgeschäfte von Regensburg und zur Vorbereitung eines neuen Tages, der 1542 in Speyer stattfinden sollte.

Es handelte sich hier, wie seit Jahren, einmal um die Türkenhilfe für König Ferdinand und um die Gegenforderungen der Protestanten, bei denen die politische Ausnutzung ihrer günstigen Lage zur Sicherung gegen Kammergericht und Gewalt mehrfach im Widerstreit lag mit dem Gefühl der Verpflichtung zum Aufgebot gegen die Ungläubigen. Daneben um die Versuchungen, die

den Ständen von den auswärtigen Feinden des Kaisers bereitet wurden. Dementsprechend hatten die kaiserlichen Bevollmächtigten die Türkenhilfe zu betreiben unter möglichst geringen Zugeständnissen in der Religion, da diese ohnehin von den Altkirchlichen bekämpft wurden; außerdem aber ihren Herrn gegenüber Frankreich, Dänemark und dem Herzog von Cleve zu verfechten. Der Speyerische Reichstag, schon zum Januar anberaumt, spielte sich vom 19. Februar bis zum 11. April, also verhältnismäßig kurz ab. Als bezeichnend für die Zunahme der konfessionellen Spaltung beachten wir die einmal auftauchende Idee, gegen die Türken ein eigenes protestantisches Kontingent aufzustellen. So lag auch die Lösung, die nach vieler Mühe zum Abschied führte, wieder nur in der Bewilligung einer doppelten Nebenerklärung, wie in Regensburg. Im übrigen hatte man viele Angelegenheiten nicht erledigt und ging deshalb auseinander mit dem Plane, im Sommer zu Nürnberg wieder zusammenzutreten.

In Italien aber hatte Granvelle den Auftrag, zusammen mit Aguilar an der Kurie die Verhandlungen von Lucca über das Konzil, die Türkenhilfe und die Stellung des Papstes zwischen dem Kaiser und Frankreich weiter zu treiben. Da in Regensburg den Ständen „ein gemein christlich Concilium in teutscher Nation“ oder ein Nationalkonzil und nur als letzte Aushilfe ein weiterer Reichstag versprochen war, hatte der Kaiser in Lucca dem Papste erneut Trient als Konzilsort vorgeschlagen, die Kurie aber auf Mantua, Vicenza oder Cambrai zurückgegriffen. Für die Türkenabwehr großen Stils knüpfte der Kaiser die Bereitwilligkeit zum Einsatz seiner eigenen Person an die Voraussetzung umfassender Rüstungen der Christenheit. Mehr noch wünschte er mit dem Papste ein Verteidigungsbündnis gegen die Türken, womöglich gegen jede Macht einzugehen, die den Frieden Italiens störe. Der Papst glaubte das ablehnen zu müssen, um dem Könige von Frankreich nicht, wie er sagte, berechtigten Grund zum Mißtrauen zu geben.

Bei Frankreich lag wieder der Schlüssel zur Lage. Frankreich brauchte kein Konzil, es verbrannte seine Ketzer und zog der kostspieligen und gefährlichen Türkenabwehr das zwar gehässige, aber nützliche Türkenbündnis vor. König Franz mochte in seinem immer noch leicht aufflackernden Temperament nach der materiellen und moralischen Einbuße des Kaisers vor Algier hoffen, den Kampf um Mailand, vielleicht um Neapel, unter glücklicheren Zeichen wieder aufnehmen zu können. Wir erinnern uns der sachlich ganz fruchtlosen Verhandlungen vor und nach Nizza, auch des völligen Scheiterns der dynastischen Verabredungen von Liguesmortes. Zwar bestand noch die damals durch den

Papst vermittelte Waffenruhe, und der Kaiser hätte dafür jetzt den Papst gern auf eine möglichst wirksame Art zum Garanten gemacht. Allein Paul III entzog sich allen Verbungen unter Hinweis auf die möglicherweise der Kirche von seiten Frankreichs drohenden Gefahren.

Unter solchen Umständen hatte jener höchst peinliche Zwischenfall von Anfang Juli 1541 die empfindlichste Verschärfung der europäischen Spannung herbeigeführt. Der französische Gesandte an der Pforte, Rincon und sein Begleiter Cesare Gregoso, waren auf dem Po bei Pavia durch kaiserliche Soldaten angegriffen und getötet worden. Als bald kreuzten sich heftige Vorstellungen des französischen Gouverneurs in Turin, du Bellay, mit beruhigenden Erklärungen des neuen kaiserlichen Statthalters in Mailand, der die Beteiligung eines französischen Vertreters an der Untersuchung anbot und den Grafen von Ladriano zur Aufklärung an den König nach Frankreich sandte. Du Bellay lehnte jede Entschuldigung ab und erklärte bissig, der Marchese werde doch nicht glauben, daß der König und sein Rat blind genug seien, sich dergleichen weismachen zu lassen. Dem Könige selbst erschien der Fall geradezu als erwünschter Vorwand.

Seine erste Antwort war die Gefangensetzung des Georg d'Autria, eines natürlichen Sohnes Kaiser Maximilians, der vor kurzem (1539) mit 34 Jahren Erzbischof von Valencia geworden war, sich aber jetzt auf der Fahrt von Spanien nach Lüttich befand, wo er mit der Coadjutorie die Aussicht auf dieses große und reiche deutsche Fürstbistum antreten sollte. Denn der Bischof von Lüttich, Cornelius de Berghe, Herr von Zevenbergen, der Nachfolger des energischen Kardinals Eberhard von der Mark, war als ein kranker und schwacher Herr seiner Aufgabe nicht entfernt gewachsen, so daß die kaiserliche Regierung auf das baldige Eintreffen des Coadjutors den größten Wert legte. Seine Gefangennahme war also eine sehr wirksame Repressalie; sie legte die Widerstandskraft des mit den Niederlanden verbündeten Hochstiftes gerade in dem Augenblicke lahm, wo Frankreich beabsichtigte, hier und im Luxemburgischen den Krieg gegen den Kaiser zu beginnen.

Der Kaiser faßte es auch so auf. Er sah sich überall in die Lage von 1530 zurückgeworfen: Mißerfolge seines Bruders in Ungarn und geringe Aussicht auf wirksame Türkenhilfe; Scheitern seiner Religionsverhandlungen und Verschlimmerung der Lage in Deutschland, falls wegen der Erfolglosigkeit seiner Vorstellungen beim Papst keine der Versprechungen von Regensburg in bezug auf General- oder Nationalkonzil, auch keine seiner Hoffnungen auf ein starkes Bündnis erfüllt werden sollten; Gefährdung der Niederlande mehr als je

infolge der Haltung des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Cleve in Geldern und der Schwäche des auf der Verbindungslinie liegenden Lüttich. Noch hoffte der Kaiser durch Einwirkungen auf die Kurie Ungerer zu verhüten, womöglich seinen Oheim, den Coadjutor von Lüttich, zu befreien, und auch sonst in irgendeiner Form den Papst auf seine Seite zu ziehen, sobald der König von Frankreich den Waffenstillstand von Nizza wirklich bräche.

Schon durch diese Lage gewann der briefliche Austausch des Kaisers mit dem während der Herbst- und Wintermonate 1541/42 in Italien verbliebenen Granvelle eine ungewöhnlich große Bedeutung. Für uns steigert sie sich noch, da wir durch diesen Briefwechsel deutlicher als sonst in das zwar entsetzlich schwerfällige, aber einheitliche Gefüge dieser Reichspolitik hineinblicken. Auch jetzt wurde der Kaiser für seine Korrespondenz mit Ferdinand und Marie noch durch Granvelle beraten, und wir erfassen oft genug in einem einzigen Schriftstück die politische Leitung des Gesamtreichs. Granvelle erörtert Ende November von Siena aus in einer langen Reihe von 48 Artikeln unter den Stichworten der Religionsfrage in Deutschland, der Türkenabwehr und der Spannung mit Frankreich alle Angelegenheiten des Tages für den Kaiser. Die Denkschrift ging, wie mehrere der folgenden Berichte, chiffriert auch in die Niederlande. Hier finden wir sie mit eigenhändigen Randnotizen der Königin. In Spanien aber lag sie dem Staatsrat vor, erhielt am Rand die Entscheidungen des Kaisers, auf Grund derer dann eine zusammenhängende Beantwortung erfolgte.

Die Entscheidung wich in einigen Punkten bemerkenswert von den Gedanken Granvelles ab, obwohl diese ohnehin schon stark auf den Kaiser abgestellt waren. Eben darin aber und in den Unterstreichungen treten die Hauptfragen uns nur noch greller vor Augen. Für den Reichstag rechnete Granvelle natürlich mit neuen Anträgen auf Türkenhilfe und mit unverminderten Gegenforderungen der Protestanten etwa auf einen Religionsfrieden für zwanzig Jahre. Er erwog, ob man diesem Verlangen nicht begegnen sollte unter Hinweis auf die Unzufriedenheit des Papstes mit dem letzten Abschied von Regensburg. Der Kaiser lehnte es rundweg ab, überhaupt jedes Zurückkommen auf neue „Sicherheiten“; er verlangte nur, daß man es jetzt nicht zum Bruch treibe und nötigenfalls Zeit gewinnen solle durch Rückfragen bei ihm. Das war in solchen Lagen seine Art zu verhandeln, die alle Beteiligten zur Verzweiflung brachte, ihm aber die Hand frei hielt.

In bezug auf die Türkenhilfe des Papstes war auch Granvelle nicht weitergekommen als der Kaiser in Lucca. Er schrieb, der Papst sei geizig mit seinem Gelde wie mit seinem Leben. Der spanische Staatsrat aber forderte für den

Anteil des Kaisers überhaupt die Gegenseitigkeit, also für Hilfe in Ungarn auch Unterstützung des Reiches für die spanischen Erblande. Überall, schrieb Granvelle, sei die persönliche Anwesenheit des Kaisers erwünscht, besonders in den Niederlanden, wo angesichts der Kriegsheße der Damen d'Estampes und d'Albret bei dem von ihnen so stark beeinflussten König die Kriegsgefahr ganz dringend werde; nicht minder im Reich und in Italien. Komme es aber zum Krieg mit Frankreich, woran schon niemand mehr zweifelte, so könne der Kaiser aus Ungarn oder Italien wahrscheinlich gar nicht nach Spanien zurück, wo er ebenso nötig sei, wie anderswo — was der Staatsrat gebührend unterstrich. Bereitwillig nahm der Kaiser auch den Gedankengang Granvelles auf, man dürfe sich mit dem schismatischen Könige von England ruhig in Verhandlung einlassen, da das inzwischen alle christlichen Fürsten getan hätten und der König eigentlich weniger schlimm sei, als die Ketzer in Deutschland, mit denen man doch auch verhandle. Ob man gegen Frankreich nicht publizistisch vorgehen solle, fragte Granvelle. Das fruchte nichts, bemerkte der Kaiser — doch wohl in tieferer Abneigung gegen dieses Hilfsmittel populärer Stimmungsmache.

Das hoffnungslose Bild, das sich Granvelle von der päpstlichen Politik machte, hellte sich ein wenig auf, als er in einem heute halb vermoderten Schreiben dem Kaiser die Sondergesandtschaft des päpstlichen Geheimkammerers Montepulciano ankündigte, die ihn hoffen ließ, daß die Kurie doch Wert lege auf ein gutes Verhältnis zum Kaiser und daß sie wenigstens für den Fall eines Angriffs der Franzosen auf Neapel geneigt schien, auch äußerlich auf die Seite des Kaisers zu treten. Indessen, gerade aus dem geringen Maß des Entgegenkommens und aus der Fruchtlosigkeit der Bemühungen um Befreiung des Erzbischofs von Valencia erkennt man erst recht die Geringswertigkeit der päpstlichen Politik für den Kaiser, der sich in den universalen Fragen ebenso wie in seinen eigenen Interessen überall vom Papst im Stich gelassen fühlte.

Für Deutschland sah Granvelle sehr schwarz. Die „Abgewichenen“ seien auf dem besten Wege, nicht nur den Rest der katholischen Stände, sondern durch die Untertanen sogar die Erblande für sich zu gewinnen. Das alles angesichts der Gefährdung Navarras und Frankreichs Verbindung mit England, wo die Ehe zwischen der Prinzessin Mary und dem Herzoge von Orléans erwogen werde. Abenteuerliche Vorschläge, die zur Entlastung des Kaisers gelegentlich von anderen Seiten gemacht wurden, zeigten mehr die Not der Lage, als ernsthafte Aussichten. Die Königin Marie hatte Anstalten gemacht, den Herzog von Cleve bei seiner Rückkehr aus Frankreich abzufangen; sie entschuldigte sich, daß

es nicht gelungen sei; es gäbe zu viele Wege. Ferdinand hatte ein Angebot, für 500 Dukaten das türkische Arsenal in Brand zu stecken. Das sei wohl kaum so einfach, meinte der Kaiser, stellte die Summe gleichwohl später noch einmal bereit.

Auch ihn überkam doch wieder eine gewisse Unsicherheit in bezug auf seine nächsten Pflichten. Im Laufe des Dezember und Januar hatte sich die Lage soweit geklärt, daß zwar England sich von Frankreich mehr und mehr entfremdete und dem Kaiser ferne Aussichten bot, dafür aber Christian III von Dänemark statt einer Verlängerung des Vertrags von Gent am 19. November 1541 zu Fontainebleau ein förmliches Bündnis mit Frankreich einging, dem auch Schweden nahetrat, da Pfalzgraf Friedrich auf beide Kronen Anspruch machte. Schottland und Cleve waren ohnehin als ältere Freunde Frankreichs eingeschlossen.

Das Heraufziehen des clevischen und französischen Krieges

Unter diesen Umständen war es schon eine, wenn auch noch verdeckte Kriegshandlung, daß der König von Frankreich aus Ärger über die kaiserfreundliche Haltung des Herzogs von Lothringen den wichtigen Maasübergang von Stenay nördlich Verdun besetzte. Während der Kaiser den Ort als luxemburgisches Lehen an Lothringen betrachtete, reklamierte ihn Frankreich als Lehen von Bar. Ganz richtig forderte der Kaiser von der Königin Marie am 26. Januar 1542, nun ja Dvoy (heute Carignan) und Damvillers, die eigentlichen Grenzfesten des damaligen Luxemburg, zu halten. Noch deutlicher trat die Kriegsabsicht des Königs hervor in der Unterstützung des tollen Marschalls von Geldern, Martin van Rossem, der die Unbändigkeit seines verstorbenen Herrn noch weit übertraf. Von Frankreich mit Mitteln versehen, rühmte er sich alsbald, derartig in die Niederlande vorzustößen, daß man noch hundert Jahre davon reden werde.

Marie entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit. Nie war sie größer als in diesen Jahren, wo der Krieg rings um sie her drohte und dann in den rohesten Formen aufblühte, die junge Frau von Ort zu Ort zog, von Generalständen zu Staatsratsitzungen, von militärischen Besprechungen mit den Gouverneuren Roely, Urschot, Büren, Dranien und anderen immer wieder zurück in ihre Schreibstube, um den Bruder auf das genaueste zu unterrichten, ihre

klugen Ratschläge zu erteilen und doch in vorbildlichem Gehorsam alles auszuführen, was der Kaiser befahl.

Ende Januar 1542 sandte Karl Wechsel auf Antwerpen, auf Deutschland und Genua von je 50000 Dukaten mit sehr genauen Instruktionen; er wolle auf allen Seiten gerüstet sein, erwarte von Deutschland 6000 Knechte für Navarra und wünsche im übrigen die Wechsel so verwandt, wie es die allgemeine Lage erfordere. Er begleitete seine mannigfachen Informationen und Anweisungen aus Tordefillas, dem Witwensitz seiner kranken Mutter, noch mit einem eigenhändig ungelentken, dann chiffrierten Schreiben an Marie, das uns wieder besonders aufschlußreich in seine Überlegungen blicken läßt.

Nach allem, was man erfahre, beabsichtige der König von Frankreich, schrieb er, gleichzeitig Navarra und die Niederlande anzugreifen, was ihn zur Verteidigung zwingen werde. „Indessen erinnert Ihr Euch an meine Absicht, in zwei Jahren Geldern zurückzugewinnen und den Herzog von Cleve zu züchtigen; ich brauchte diese Zeit zur Ordnung dieser Königreiche und um Geld zu beschaffen. Aber meine Pläne sind zerbrochen, wenn mir jetzt diese Kriege aufgezwungen werden, weil ich nun das zur Verteidigung nötig habe, was ich für später zurückzulegen hoffte. So überlege ich, ob ich nicht doch die Defensive gleich zur Offensive mache, da man mir zuvorkommen droht. Erinneret Euch, daß ich nach der Rückkehr aus der Provence schon einmal erwog, mit 5 bis 6000 Spaniern unvermutet übers Meer in die Niederlande zu ziehen, um den König zu überraschen; aber dieser nahm dann Hesdin, wie jetzt Stenay, und drängte mich dadurch in die Verteidigung. Damals freilich griff er mich nicht in Navarra an, wie vielleicht jetzt, wo es also Unrecht wäre, diese Königreiche zu verlassen, um andere zu verteidigen, und noch dazu mit ihrem Geld, das ihnen dann fehlen würde. Dazu kommt, daß ich eben mit diesen Cortes von Castilien beginne und dann noch diejenigen von Aragon halten muß, inzwischen aber der König von Frankreich längst begonnen haben kann.“ Außerdem, fuhr er fort, sei seine Absicht immer gewesen, über Italien nach Deutschland zu ziehen und von dort gegen Geldern, was unter den gegenwärtigen Umständen viel zu zeitraubend wäre. Allerdings habe auch die Fahrt über den Ozean schwere Gefahren. So bitte er sie um Rat, ob sie nach Rücksprache mit de Praet sein Kommen für klug und dringend halte, sei es zur Verteidigung gegen den König von Frankreich, sei es zum Angriff oder auch nur zur Unternehmung gegen Geldern. In Abwesenheit Granvelles habe er niemand, mit dem er darüber sprechen könne. „Denn im hiesigen Staatsrat, könnt Ihr Euch denken, haben sie niemals die Meinung, daß ich diese Reiche verlassen

solle; sie würden es vielmehr hindern.“ Gewiß könne man im Winter über das Eis in den Niederlanden überraschend etwas unternehmen oder wenigstens für das nächste Jahr Vorbereitungen treffen; jedenfalls wolle er auch fragen, wie viele Truppen er mitbringen solle und auf welche Hilfe er in den Niederlanden rechnen könne, wenn diese sähen, daß er persönlich zu ihnen komme.

Marie antwortete mit verdoppeltem Eifer in allen Dingen. Sie hätte natürlich das baldige Kommen ihres Bruders am liebsten gesehen, und sagte das auch; sie hätte wenigstens zur einheitlichen Leitung einen Generalkapitän gewünscht, behalf sich aber mit dem kaiserlichen Auftrag, gute Verbindung zwischen den Generalen zu halten, was im Grunde genommen auch die oberste militärische Leitung in ihre jugendlichen, aber nervigen Hände legte.

Frankreich maskierte seine Kriegsvorbereitungen zwischendurch noch einmal durch Wiederaufnahme der alten Verhandlungen über eine Verbindung der Prinzessin Margarete mit dem Kaiser, als wenn Karl nicht schon sehr deutlich abgewinkt hätte. Die Königin, Frau von Stampes und der Admiral sagten dem Gesandten Marnol darüber gleichwohl viel Schönes und Verheißungsvolles, so daß der Kaiser es für nötig hielt, seinen Gesandten noch am 10. Juli sehr vorsichtig, sowohl über seine innere Ablehnung, wie über seinen Wunsch zu instruieren, bei den weiteren Verhandlungen die Angebote des Königs näher kennenzulernen und jedenfalls zu vermeiden, daß ihm seinerseits der Abbruch der Beziehungen zugeschrieben werden könnte. Ähnlich hinhaltend behandelte er die päpstliche Vermittlung durch den Kämmerer Montepulciano.

Immerhin, solange Karl noch auf die Möglichkeit des Friedens mit Frankreich hoffen durfte, erwog er von neuem, anscheinend ganz ernstlich, doch noch mit spanischen und italienischen Truppen persönlich nach Ungarn zu ziehen. War es die alte Idee, gegen die Ungläubigen Ehre einzulegen und dann sieggekrönt mit erprobten Truppen seine, man möchte sagen, weltlichen Feinde zu bestehen? Oder bestimmte ihn die Einsicht in die zur politischen Einheit gewordene Verbindung der Franzosen mit den Türken, die man neuerdings wieder in der aufregenden Besetzung von Marano zu erkennen glaubte?

Dieser feste Platz an einer Lagune östlich Venedig, gegen Aquileja hin, war jetzt, im Winter 1541/42 gegen die hier seit Maximilian sitzenden Österreicher durch einen Condottiere aus Friaul im Handstreich genommen und den Franzosen unter Blaise de Monluc in die Hände gespielt, wobei man die Besatzung niedergemacht hatte. Den empörenden Gewaltstreich beschönigten die Franzosen sehr verdächtig damit, daß sie den Platz vor den Türken hätten bewahren wollen, was nun doch auch die Venezianer im Sinne einer unmittelbaren Be-

drohung empfanden. Denn alles sah auch sonst danach aus, daß Franzosen und Türken bereits gemeinsame Stützpunkte an den Küsten des Mittelmeers ins Auge faßten, und daß sie die Venezianer durch eine so grobe Drohung durchaus vom Kaiser trennen wollten.

So scheint der Kaiser wirklich den Zug über Italien nach Ungarn erwogen zu haben. Er überschüttete Ferdinand auf Grund seiner Erfahrungen vor Algier mit Kritik und guten Ratschlägen für den Kriegsplan, für Nachschub, Munition, Schiffe auf der Donau und Befestigung von Pest; ja, er kündigte ihm am 10. Mai 1542 zwar geheim, aber ausdrücklich sein persönliches Erscheinen an. Die Reichshilfe der Niederlande hatte er früher grundsätzlich abgelehnt — außer für das nicht altburgundische Utrecht mit Dverysseel —, jetzt aber gab er der Königin Marie anheim, freiwillig einen stattlichen Beitrag zu geben, wie er sagte, in der Hoffnung auf eine Gegenseitigkeit von Reich und Niederlanden, wohinter wohl noch mehr steckte. Denn auf die Niederlande war in seinem Innern doch alles wieder bezogen.

Erst gegen den 20. Juli wurde ihm endgültig klar, daß der König von Frankreich nunmehr an den zwei Hauptfronten „trotz aller heiligen und schrecklichen Eide, nur zur Verteidigung die Waffen ergreifen zu wollen“, bereits mitten im Angriffskrieg stand.

Im übrigen hatten sich alle Pläne des Kaisers verzögert und verzögerten sich weiter durch furchtbare Sichtanfälle, die ihn in zwei heftigen Attacken zehn Wochen lang peinigten, im Fuß, in der rechten Seite, im Hals und in der rechten Hand. Noch hatte er nicht die Medizin der Chinawurzel seines späteren Leibarztes, des berühmten Vesalius; Ratschläge zu vernünftiger Diät schlug er auch später noch in den Wind. Der Königin Marie schilderte er sein Aussehen drastisch durch Vergleich mit bekannten Persönlichkeiten des Hofes; er schleiche am Stocke einher, und sie möge sich vorstellen, wie sehr er zur Zeit einem „übermütigen Helden“ gleich sehe.

Von Logroño aus machte er auf dem Wege nach Monzon einen Abstecher in das Gebiet von Navarra, um sich von dem Zustande der Verteidigung zu überzeugen. Verspätet kam er zu den Cortes von Aragon. „Die Zeit wird mich lehren“, schrieb er der Königin, „was ich zu tun habe. Gott führe mich!“ Juli, August und September hielten ihn die Cortes fest.

Inzwischen war ein wahres Unwetter über die Niederlande hereingebrochen.

„Seit den Tagen unseres Großvaters, des Kaisers Maximilian, waren die Niederlande nicht in solcher Gefahr“, beteuerte Marie schon am 30. Juni, als der Sturm noch in den ersten Atemzügen stand. Die Küstenlandschaften erwarteten Angriffe von den Dänen; der geplante Gegenstoß nach Dänemark zur Abwehr und zur Öffnung des Sundes kam längst nicht mehr in Betracht. Die Holländer waren schon froh, sich der Angriffe zu erwehren und dabei die Elemente selbst im Bunde zu haben. Der Herzog von Vendôme stieß von der Picardie her gegen Artois und Flandern vor. Von der Maas her bedrohte der jüngere Sohn des Königs, der Herzog von Orléans, unter Anleitung des Herzogs von Guise die Grenzen Luxemburgs. Das alles lag im Juli 1542 wie aus dem Nebel entschleiert vor den Augen.

Noch furchtbarer aber schien die Gefahr, die sich durch Martin van Rossem in Geldern zusammenballte. Seine deutschen Knechte, Dänen, Schweden und niederländische Emigranten zogen zwar nicht, wie Oranien fürchtete, zu einem neuen Raubzug gegen den Haag, sondern was viel schlimmer war, quer durch die ungeschützten offenen Lande Nordbrabants von der mittleren Maas zur Schelde, geradenwegs auf Antwerpen und Gent. Das hieß, die Niederlande regelrecht aufschlißen und völlig zerreißen, wenn es den Geldrischen gelang, in Flandern dem Herzog von Vendôme die Hand zu reichen. Sie rechneten dabei stark auf Hilfe im Lande selbst, auf Unzufriedene aller Art, besonders in den reichen Städten, auch aus Gründen der Religion.

Die Königin hatte wie immer mit harter Energie vorgesorgt, alle Verdächtigen festnehmen und nach freiwilligen oder erpressten Geständnissen unbarmherzig hinrichten lassen. Sie hatte auch zur Verteidigung alles aufgeboten, die Milizen in Stadt und Land, die Gensdarmes der großen Herren, geworbene Knechte und leichte Reiter. Ihr entschlossener Wille teilte sich anderen mit. Antwerpen besaß noch keine zureichende moderne Befestigung. Deshalb ließ sie Oranien auf dem sicheren Wege über Bergen-op-Zoom zu Hilfe eilen. Der Statthalter hielt sich leider nicht an die ihm gebotene Marschrouten und erlitt, da er unerwartet mit den feindlichen Truppen zusammenstieß, eine empfindliche Schlappe bei Hoogstraeten. Doch gelangten mehr von den Seinigen, als man gefürchtet hatte, noch am Abend des 24. Juli kurz vor den Feinden nach Antwerpen. Hier aber war längst alles in die halbfertigen Schanzen geströmt, zuerst die fremden Kaufleute unter Vorgang eines Italieners. Dann halfen selbst Frauen und Kinder, überall bei guter Leitung durch den Rat.

So bestand die fast überraschte Stadt in Not und Ehren den Ansturm, den Martin van Rossem noch mit einer Durchstechung von Deichen unterstützte, um sich in seiner Flanke zu sichern. Da er aber zu einer nachhaltigen Belagerung nicht gerüstet war, zog er weiter.

Doch nur um größeren Schrecken zu verbreiten. Er schwor zu seinem Wort, das Brennen sei das Magnifikat des Krieges. Seine Spuren zeichneten Feuerfäulen und Rauch. Hart an Mecheln und Brüssel vorbei, fast unter den Augen der Königin, zog das Unwetter dahin. Nächstes Ziel war Löwen, wo er im Begriff stand, durch einen Herold mit französischem Wappen, sämtliches Geschütz und eine stattliche Brandschatzung zu erpressen, als Teile des Volkes und die entrüsteten Studenten sich der Verteidigung annahmen und die Belagerer auch hier zum Abzuge nötigten. Vor Ivoy vereinigte er sich mit dem Herzog von Orléans, der inzwischen von der Maas her seine Plänkler bis in die Vororte von Metz vorgeschickt und den Protestanten in der Stadt seinen Schutz versprochen, Damvillers genommen und zerstört hatte, während Ivoy sich noch mannhaft hielt. Jetzt, verstärkt durch Martin van Rossem, zwang er das Häuflein der Belagerten am 16. August doch noch zur Übergabe. Luxemburg lag vor ihm offen; die Hauptstadt fiel am 31. August.

Dann kamen die überraschend begonnenen Operationen der Franzosen fast plötzlich zum Stehen. War es die Unlust des Prinzen? Mangel an Geld und klarer Leitung? Oder die inzwischen nachhaltiger gewordene Verteidigung? Jedenfalls stockte alles, wie in Luxemburg, so in Artois. Am 9. September gaben die Franzosen auch die Stadt Luxemburg wieder preis.

Vollends auf dem dritten Kriegsschauplatz, von dem sich die Franzosen am meisten versprochen zu haben schienen, in Roussillon, wo der Dauphin führte, versagten sie gänzlich. Gegen Navarra hatten sie nur eine Demonstration gemacht. Aber Perpignan und das Gebiet nördlich der Ostpyrenäen dachten sie leichten Kaufes zu gewinnen. Karl hatte den Hauptplatz durch den Herzog von Alba so gut rüsten lassen, daß er selbst eine längere Belagerung ausgehalten hätte. Am 31. August war das starke Belagerungsheer eingetroffen. Am 2. September begann man Laufgräben und Schanzen anzulegen, zunehmend unter Verlusten, die durch entschlossene Ausfälle noch verstärkt wurden. Schließlich befahl der Dauphin notgedrungen, schon vor Ende des Monats, wieder den Abzug von der Stadt und aus dem Lande. Die Franzosen machten noch einen Halt in einem Lager, wie man am Kaiserhofe annahm, um erst von hier, aus Anlaß einer päpstlichen Intervention, zur Bezeugung ihres guten Willens scheinbar freiwillig abzuziehen.

So konnte der Kaiser aufatmen. Erst recht die Regentin der Niederlande.

Die Generale aber drängten nun auf Rache an den Ländern des Herzogs von Cleve, in dessen Haltung man die tiefere Ursache der letzten Nöte sah. Auch die Königin meinte, die Bevölkerung bemerke bereits mit Befriedigung, wie nun die Kriegsfurie über den Feind dahingehe. De Boussu drang im Oktober nach Jülich vor, Oranien nahm Sittard an der Grenze Limburgs gegen Jülich. In mehrere Orte wurden kaiserliche Besatzungen gelegt, andere geschleift. Dann bezog man Winterquartiere, soweit man die Truppen nicht abdankte.

Auf der Stelle erschienen frische Truppen des Herzogs von Cleve. Sie nahmen Düren zurück, auch Sittard, wo der tüchtigste Genosse des „schwarzen Martin“, Maynaert van Ham, einzog. Selbst de Boussu erlebte einen Überfall in seinem Lager bei Aachen. Marie machte ihre Truppen wieder mobil, doch mußte man wegen des scharf einsetzenden Winters die Kampfhandlungen einstellen und das Geschehene hinnehmen.

Die Pause wurde von der Königin benutzt zu finanziellen und politischen Rüstungen. Der Papst hatte die *medios frutos*, die Hälfte der Jahreseinkünfte der Geistlichen, bewilligt — in zwei Terminen zahlbar, die Marie zu verkürzen suchte. Neu trat sie auch an die Generalsstaaten heran, ohne Scheu vor den endlosen Weiterungen dieser Verhandlungen. Trotz ingrimmiger Entrüstung in manchen Häusern zog sie sogar die Güter französischer Malteser heran.

Noch viel größere Sorgen als die Beschaffung der Mittel machten ihr die Mängel in der Leitung der Operationen und der politischen Geschäfte im Lande selbst. Was Margarete erfahren hatte, durchkostete Marie in seiner ganzen Bitterkeit noch einmal. Der straffen landesherrlichen Führung setzten die großen Herren nicht geringeren Widerstand entgegen, als die Städte. Dabei beanspruchten sie die Statthalterschaften mit hohen Einnahmen, sowie die Führung der Aufgebote und Armeen, ohne der Sache gewachsen zu sein.

Seit dem Oktober korrespondierte die Königin mit ihrem Bruder über diese Dinge. Neben den Korrespondenzen gingen vertrauliche Botschaften Mariens einher, zuerst ein Herr von Galair und am 22. Dezember Philipp von Stavele, Herr von Olajon, mit Mariens eigenhändigen oder für die Chiffrierung eigenhändig entworfenen Schreiben. Sie legte genaue Rechenschaft ab über die Verwendung der Mittel, die Verteilung der Befehlshaberschaften und die Besetzung der festen Plätze. Aber sie klagte beweglich über die Herren. Sie habe eigentlich nur an dem Herrn de Praet eine wirkliche Stütze. Für die Stelle des dringend notwendigen Generalkapitäns kämen Roeluz und Urschot in Betracht, aber keiner von ihnen genüge auch nur notdürftig. Oranien habe guten Willen,

sei aber zu jung und unerfahren. Der vom Kaiser geschätzte Großtallmeister de Boussu machte ihr Schwierigkeiten wegen seiner Ansprüche auf den persönlichen Bezug der Brandschatzungen, was im Staatsrat der Niederlande lange erörtert wurde. „Ich kann doch nicht mit jedem einzelnen sprechen“, schrieb Marie verzweifelt, „nicht selbst an jeder Stelle sein.“ Nichts dringender als das persönliche Erscheinen des Kaisers.

In ihrer schwierigen Lage scheint die Königin selbst auf die Möglichkeit hingewiesen zu haben, den Landgrafen von Hessen zum Generalkapitän zu bestellen. Großartiger und gar nicht auszudenkender Plan! In der Tat liegt bei den Akten ein Zettel von der Hand Scheppers, wonach der Landgraf seine Bedingungen für die Führung einer Armee gegen Frankreich stellte; er wollte nicht durch Geld, sondern durch Land entschädigt werden, und seine Armee müsse stark und wohl gerüstet, in Finanzen und Kanzlei gut verwaltet sein. Der Kaiser gab zu, daß man an den Landgrafen denken könnte, bemerkte aber zutreffend, daß der Landgraf gewiß nicht ohne Erfahrung sei, einem ernsthaften Gegner aber noch nicht gegenübergestanden habe. Er bat seine Schwester erneut, sich in den Niederlanden so gut wie möglich zu helfen. Er habe schon am 31. Oktober den Herrn von Granvelle nach Deutschland gesandt, auch zur Königin, um ihr ganz geheim über seine weiteren Ziele Mitteilungen zu machen „gemäß dem großen Vertrauen, das ich zu ihm hege“. Granvelle war in der Tat schon damals in Oberdeutschland, zusammen mit Pier, eifrigst mit der Aufstellung von Truppen beschäftigt, was ihn doppelt in enge Fühlung brachte zu der jüngeren deutschen Fürstengeneration.

Die Lage der Königin war nicht beneidenswert. Von Lothringen versuchte sie umsonst die Burg von Longwy, den Zugang zu Luxemburg von Süden her, etwa so zu erhalten wie die Franzosen Stenay. Dafür gewann sie die Aussicht auf Hilfe von England. Schon Anfang Juni verhandelte sie über eine „enge Freundschaft“, offensiv und defensiv, wobei es allerdings unter anderem zwei scheinbar große Schwierigkeiten gab. Die Beschränkung auf die Niederlande, also der Ausschluß Spaniens von der Gegenseitigkeit der Hilfspflicht, wurde vom Kaiser zur sichtlichen Beruhigung der Königin ohne weiteres angenommen. Schwieriger war die von Heinrich VIII geforderte Anerkennung des Titels „Defensor fidei und Haupt der Kirche von England“. Dazu bemerkte der Kaiser sehr geschickt, daß der Titel nicht von ihm stamme, er ihn also weder nehmen noch geben könne; der König möge sich nennen, wie er wolle; er werde seinerseits nach wie vor schreiben „König von England usw.“, womit die Herren hoffentlich zufrieden sein würden. In der Tat kam man über diese und andere

Punkte hinweg, aber erst am 11. Februar 1543 schlossen Kaiser und König ihren Geheimvertrag auf Vergeben und Vergessen und gegenseitige Hilfe. König Franz sollte zum Verzicht auf sein Türkenbündnis gezwungen werden; die Verbündeten ihrerseits erhoben ihre alten Ansprüche auf große Teile von Frankreich. Dem dynastischen Empfinden des Kaisers war genügt durch Anerkennung der Erbrechte seiner Base Mary.

Im Hintergrund des Ganzen stand wie immer die Wiederherstellung geregelter Handelsbeziehungen zwischen England und den Niederlanden. Die Unentbehrlichkeit und Leistungsfähigkeit des umfassenden niederländischen Marktes zeigte sich eben damals sehr lehrreich angesichts ungewöhnlicher Dürre und Mißernten in Spanien. Karl erbat große Ladungen von Getreide bei der Königin, und diese stellte sie sofort in Aussicht.

In der clevischen Sache führten mannigfache Friedensvermittlungen der benachbarten Fürsten und auf dem Reichstage zu nichts, da der junge Herzog durch die Bedeutung seiner Bündnisse und die Erfolge seiner Waffen, trotz des Rückschlags in Jülich, übermütig geworden war. Bald stand auch Martin van Rossem wieder im Lande und mit französischen Subsidien an der Spitze stattlicher Truppen. In den Niederlanden erwartete man erneut das Ärgste vom Frühjahr.

Es gelang wohl dem neuen Generalkapitän, dem Herzog von Arschot, in kühnem Zuge bei bitterer Kälte und tiefem Schnee am 21. März das angeblich gefährdete Heinsberg zu entsetzen. Aber sein Anschlag auf Sittard mißlang am 24. März völlig. Zwar die Reiterei feierte ihre Triumphe; Arschot selbst beteiligte sich höchst unvorsichtig an der Verfolgung. Aber als er davon zurückkehrte, hatte sich die Infanterie verlaufen und die Artillerie war schutzlos. Ohne daß es große Menschenverluste gegeben hätte — durch die Einbuße der ganzen Artillerie galt doch der Tag von Sittard mit Recht als eine empfindliche Schlappe.

Die Königin verlor nun vollends das Zutrauen zu ihren Generalen und hielt sich wieder ängstlich in der Defensive, um ganz bewußt Plätze und Kriegsmaterial möglichst unversehrt für ihren Bruder zu sichern. Martin van Rossem belagerte seinerseits vergebens Heinsberg, sechs Wochen lang, im Mai und Juni 1543. Sein Entsatz durch Dranien führte am 22. Juni zur Auswehung der Scharte von Sittard mit Wegnahme der feindlichen Artillerie, darunter acht Stücke aus der Beute von damals. Aber weder solche kleinen Erfolge, so jubelnd sie von Marie aufgenommen wurden, noch das neue Geplänkel der Franzosen im Frühjahr und Sommer 1543, vornehmlich im Hennegau, änderten etwas Nennenswertes an der allgemeinen Lage.

Längst kam alles auf die letzten Entschlüsse des Kaisers an.

Zweite Regentschaft Philipps
Die politischen Testamente von 1543

Es ist bezeichnend für das Wesen des Kaisers, daß seine suchenden Gedanken, sobald sie nicht von außen gestört wurden, immer wieder auf dieselbe Linie zurückfanden.

Er erkannte durch die Erfahrungen der letzten Jahre, wie die Dinge ineinanderhingen, und an welchen Punkten allein er einzusetzen vermochte. Der Herzog von Cleve enthielt ihm Geldern vor, auf das er durch alte öfter bestätigte Verträge ein Anrecht hatte. Es war das letzte Glied zur Abrundung der Niederlande, nachdem Utrecht, Overyssel und Friesland eingefügt waren. Geldern bedeutete aber auch den Punkt, wo Frankreich ihm neuerdings am meisten gefährlich wurde. An Frankreich hingen wieder die Türken als Erbfeinde der Christenheit, und damit mündete die landesherrliche Fehde alten Stils in eine Welt höherer Ordnung ein. So empfand es der Kaiser. Dem Papste ließ er in einer ausführlichen Denkschrift vom 28. August 1542 wiederholt vorstellen, was er alles für die Christenheit geleistet habe im Gegensatz zu Frankreich; er forderte ihn auf, sich, wie Gott der Herr es getan, dem Opfer Abels zuzuwenden und kein endlich zu verleugnen. Ähnlich beschied er im Oktober auch den Kardinallegaten von Viseu, der zu ihm gesandt war an Stelle des kürzlich verstorbenen Contarini, gleichzeitig mit der Legation Sadolets nach Frankreich. Es verletzte den Kaiser, daß er von der Kurie immer nur auf gleicher Stufe mit Frankreich behandelt wurde, trotz seiner viel größeren Verantwortung.

An Frankreich allein, sagte sich der Kaiser weiter, könne sich auch ein wirklicher Widerstand in Deutschland anschließen wie 1534. Stünde nur der Papst auf seiner Seite gegen „den Allerchristlichsten“, wie er sich Ferdinand gegenüber spöttisch ausdrückte, und damit gegen Cleve, so schienen die anderen Fragen der Christenheit erheblich vereinfacht. Unterwarfen sich die Deutschen uneingeschränkt oder in der Form eines Kompromisses, so konnte man sogar der Türken Herr werden. Was also war natürlicher, als daß er beschloß, das Netz, das ihn umstrickte, zunächst an der Verknotung von Cleve aufzulösen oder zu zerhauen?

Die deutschen Fürsten hatte er zum Teil durch seine Verträge mit Hessen und Brandenburg aufgespalten. Was ihm noch nicht gelungen war, besorgten sie selbst in ihren höchst ärgerlichen Fehden zwischen beiden Sachsen und in Braunschweig, wobei sie in sonderbarer Umkehrung gerade seine Politik vertraten. Denn gegen den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig waren die Häupter des Schmalkaldischen Bundes vorgegangen, wie sie dem

Kaiser in ihrer feierlichen Rechtfertigung vom 14. Juli 1542 erklärten, weil der Herzog die kaiserliche Suspension der Acht gegen Goslar nicht anerkenne, sondern rechtswidrig gegen Bürger, Güter und Forsten der Stadt vorgehe. Karl wußte ganz genau, daß der Überfall auf Braunschweig schon einer alten Absicht der Schmalkaldischen entsprach, nahm aber ihre formell richtige Begründung jetzt gern an und schrieb am 11. August an seinen Bruder entrüstet über den Herzog, der sich schon mehrfach ihm gegenüber höchst unziemlich benommen habe, und jetzt sehr zur Unzeit den Protestantenkrieg heraufbeschwöre. Beide Teile sollten sich, verlangte er, vernünftig halten, soweit es ohne Beeinträchtigung der Religion geschehen könne. Angesichts der Türkennot könne sich aus ihrem Streit nur die größte Zerrüttung Deutschlands und der Untergang der alten Religion ergeben. Daß die Schmalkaldischen in der Braunschweiger Beute wider Erwarten sogar schriftliche Beweise für die Friedfertigkeit des Kaisers fanden, bestärkte den Landgrafen, verfehlte nirgends seinen Eindruck und wiegte sie noch in Zuversicht, als des Kaisers Gedanken sich bereits in der entgegengesetzten Richtung bewegten.

Während der Kaiser im übrigen unverdrossen um das Bündnis des Papstes warb, stand er im Begriff, dasjenige mit England zu festigen, um so mit doppelter Seitendeckung den eivisch-französischen Knäuel anzugreifen.

Aber von Spanien mußte er sich dabei trennen. Spanien, wo er die Zukunft seines Hauses ließ, Spanien, dem er in erster Linie die Einnahmen verdankte, mit denen er seine Sache führte. Er empfand, wie wir wissen, das Ungerechte dieses Handelns und suchte sich innerlich zu beruhigen durch Erfüllung der beiden Wünsche, die ihm von Anfang seiner Regierung an aus Spanien entgegengebracht waren, erneute Verbindung seiner Familie mit Portugal und Bestellung eines erbfähigen Regenten von Geblüt, falls er das Land verliesse.

Beides geschah nun in der denkwürdigsten Art. Er berief den eben sechzehnjährigen Prinzen Philipp zum Regenten und gab ihm noch in diesem Jahre die ebenso junge Infantin Maria von Portugal zur Gemahlin. Das doppelte Wagnis suchte er zu stützen durch Instruktionen, wie sie unseres Wissens noch niemals ein Fürst und Vater in solcher Eindringlichkeit, Offenheit und besorgten Liebe niedergeschrieben hat. Mit ihnen beginnt die Reihe der modernen politischen Testamente fürstlicher Väter; Karls politischer Lehrmeister Gattinara und sein literarisch fruchtbarer Reichvater Antonio de Guevara, der Verfasser des *Horologium principum*, haben geistig dabei Paten gestanden. Es handelt sich um die Instruktionen für Philipp vom 4. und 6. Mai 1543, die noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den eigenhändigen Originalen

des Kaisers mit den Resten der erbrochenen Siegel im Archiv des Außenministeriums zu Madrid lagen. Seither sind sie gelegentlich in Antiquariaten aufgefaucht, dann verschollen; doch besitzen wir ihre Texte in einwandfreien Abschriften.

Als der Kaiser sie niederschrieb, war er in seiner Stimmung zum letzten gesammelt und aufs höchste gesteigert. Erlebnisse von Jahrzehnten formten seinen Willen und überwandten in ihrer Schwere alle inneren und äußeren Widerstände. Der Kaiser war ganz klar darüber, daß er alles aufs Spiel setzte. Und eben diese Größe durchkämpfter Entschlüsse stellt ihn unter die historischen Helden. Vom Papst mit lauen Wünschen begleitet, sah er sich der nachhaltigen Hilfe Englands noch keineswegs sicher, dagegen völlig gewiß der hartnäckigsten Feindschaft Frankreichs und der übrigen Verbündeten Cleves, von denen er im einzelnen keine zuverlässige Kunde hatte. Seine Mittel waren zusammengekrast in einer sehr fragwürdigen Finanzpolitik; seine Überfahrt über das Mittelmeer bedroht durch die verbündete türkisch-französische Flotte, die sich bald nachher in peinlicher Gemeinschaft vor Toulon zeigen sollte. Ob nicht gleichzeitig ein neuer Vorstoß der Türken gegen Osterreich erfolgte, stand ebenso dahin, wie das Verhalten der deutschen Fürsten.

Er entschloß sich gleichwohl.

In einer Reihe von feierlichen Akten ließ er dem Prinzen von den Cortes der drei Königreiche von Aragon huldigen und ihn nicht minder in Castilien als Erben und Regenten annehmen. Aus den erprobtesten Männern seiner Umgebung bildete er ein Kabinett für den Prinzen, den er mit aller Hoheit bekleidete und nur noch einem moralischen Zuspruch seines Vaters und bisherigen Gouverneurs, des Don Juan de Zuñiga, unterstellte. Sichtlich war alles ganz anders gemacht, als er es selbst in seiner Jugend erlebt hatte. Zuñiga als eine Art erster Kämmerer blieb im Gegensatz zu Chievres genau so außerhalb der Regierung, wie der Herzog von Alba als oberster militärischer Führer — alle letzten Endes doch dem Prinzen untergeordnet, hinter dem die Autorität seines kaiserlichen Vaters stand. Mitglieder seines Kabinetts aber wurden der erfahrene Kardinalerzbischof von Toledo Don Juan Pardo de Tavera, der Ratspräsident von Castilien Don Hernando de Valdes und Francisco de los Cobos.

„Mein Sohn“, so begann der Kaiser, „da meine Abreise aus diesen Königreichen immer näher rückt und ich täglich sehe, wie nötig sie ist, und da ich nur noch dieses Mittel habe, Euch nicht noch mehr, als es durch meine Schuld schon geschehen ist, in Eurem mit von Gott anvertrauten Erbe zu schädigen,

so werde ich den Versuch wagen und Euch an meiner Stelle lassen, diese Reiche zu regieren.“

„Da jedoch Euer Alter noch zu schwach ist für eine so schwere Last, so ist es nötig, Euch in Gottes Gnade zu befehlen, damit Ihr dem Beispiel jener folgt, die den Mangel an Alter und Erfahrung durch Mut und Tüchtigkeit ersetzt haben, um Ehre und Ruhm zu gewinnen, so daß ich dann Gott würde danken dürfen, daß er mir einen solchen Sohn gegeben hat. Um aber meisteils alles das zu tun, was bei mir steht, schreibe ich Euch, mein Sohn, diesen Brief im Vertrauen darauf, daß Gott mir dabei das Richtscheit hält. Seid fromm, bleibt in seiner Furcht und liebt ihn über alles.“

„Mein Sohn, Ihr sollt ein Freund der Gerechtigkeit sein. Befehlt ihren Dienern, sich nicht von Neigung und Leidenschaften bewegen zu lassen, noch weniger durch Geschenke. Niemand möge auch das Gefühl haben, daß Ihr selbst aus Liebe, Ärger oder Leidenschaft etwas entscheidet, am wenigsten in der Justiz. Doch sollt Ihr der Gerechtigkeit nach dem Beispiel unseres Herrn beigefellen die Barmherzigkeit. Für Eure Person müßt Ihr ruhig und gemessen sein. Führt niemals etwas im Horne aus. Seid zugänglich und leutselig, höret guten Rat und hütet Euch, wie vor dem Feuer, vor den Schmeichlern.“

„Damit Ihr Eure Aufgabe besser erfüllen könnt, habe ich Euch alle königlichen Ratskollegien hier gelassen und sie mit besonderen Instruktionen versehen, die ich Euch durch Cobos schicke. Ich bitte und beschwöre Euch, daß Ihr Euch genau darnach richtet. Der königliche Rat soll für gute Rechtspflege sorgen und das Land sorgsam verwalten; unterstützt ihn darin; auch in der Vorsorge gegen Interdikte und Einstellung des Gottesdienstes ohne die allerdringendsten Gründe und ähnliche Mißbräuche, wie sie gelegentlich vom apostolischen Stuhl kommen, den Ihr gleichwohl verehren müßt, um so mehr, als er heute von vielen mißachtet wird. Als Oberbefehlshaber vertraut dem Herzog von Alba. Sonst haltet es mit dem Staatsrat, dem Indienrat, dem der Finanzen und der Orden, wie mit der Inquisition nach meinen Instruktionen. Die Kammer hat eine Übersicht über das, was an Mitteln zur Verfügung steht; und weil die Finanzsachen heute die wichtigsten und bedeutendsten Angelegenheiten des Staates sind, so werdet Ihr ihnen die größte Sorge zuwenden.“

„Auch für das Verfahren bei Eurer Unterschrift habt Ihr genaue Anweisung. Der Kardinal von Toledo meinte, er müsse daran beteiligt sein, doch scheint es mir nicht nötig, daß neben Eurer Unterschrift noch eine andere stehe. Cobos wird vorher alles sorgfältig durchsehen. Doch müßt auch Ihr Eurer Verantwortung bewußt bleiben. Kommen Euch Zweifel, so fragt Don Juan de

Zuñiga oder andere. Mischt Euch nie in Privatangelegenheiten und gebt nie mündlich oder schriftlich Versprechungen.“

„Mit dem Rat von Aragon müßt Ihr es halten, wie ich es geordnet habe; nur noch vorsichtiger, schon weil die Leidenschaften der Aragonesen noch ungezügelter sind als die der anderen.“

„Es ist gewiß unnötig, Euch die Sorge für die Königin, meine Herrin, zu empfehlen. Ebenso wenig die für Eure Schwestern, weil ich weiß, wie sehr Ihr sie liebt. Laßt sie wie bisher in der Zurückgezogenheit leben, und wenn Ihr und Eure Frau mit ihnen Besuche tauscht, dann laßt es würdig zugehen, wie es sich gehört, und laßt nicht mehr Kavaliere zu, als sich ziemt.“

„Und nun, mein Sohn, noch einige Worte zur Haltung Eurer eigenen Person. Ich bitte Euch inständig, meine Ratschläge zu beherzigen. Ihr müßt wissen, daß Ihr durch Eure frühe Heirat und die Berufung zur Regentschaft der Zeit und Eurer körperlichen Reife weit vorgreift. Ihr dürft nicht glauben, daß das Lernen eine Verlängerung der Kindheit sei. Im Gegenteil, es wird Euch erst recht wachsen lassen an Ehre und Ansehen. Denn das frühe Mannsein liegt nicht darin, daß man es sich denkt oder wünscht, sondern allein darin, daß man Urteil und Wissen besitzt, um Männerwerk zu vollbringen. Das geht nur mit Lernen und gutem Umgang. Wenn Ihr bedenkt, wie viele Länder Ihr zu regieren habt, in wie vielen Teilen und wie verschieden in der Sprache, und daß sie alle wünschen, Euch zu verstehen und von Euch verstanden zu werden, so werdet Ihr den Wert der Sprachen begreifen. Das unentbehrlichste Hilfsmittel ist das Lateinische, gut auch das Französische. Bisher sind Eure Umgebung Knaben gewesen und Eure Vergnügungen diesen entsprechend. Von jetzt ab werdet Ihr für sie der Herr sein, und die Begleitung gereifter Männer suchen müssen. Natürlich sollt Ihr Vergnügungen nicht meiden, die Eurem Alter angemessen sind, doch dürfen die Geschäfte nicht darunter leiden. Auch darin wird Euch Don Juan beraten. Denn er wird das rechte Maß halten gegenüber denjenigen, die Euch schmeicheln und sich Euch genehm machen möchten mit Lanzenstechen, Turnieren, Stockspiel und Jagden, oder gar mit schlechteren Dingen. Es wäre auch gut, wenn Ihr weniger Freude hättet an den Spaßmachern.“

„Mein Sohn, Ihr werdet Euch, so Gott will, bald verheiraten. Möge es Gott gefallen, Euch die Gnade zu geben, daß Ihr diesem Stande gemäß lebt, und daß er Euch Söhne schenkt. Ich bin überzeugt, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt habt über Euer bisheriges Leben und daß Ihr ebenso lebt bis zu Eurer Verheiratung. Für die Zeit nachher aber muß ich Euch ermahnen, da

Ihr noch von jungem und zartem Alter seid, und ich keinen anderen Sohn habe, noch auch haben will, und deshalb sehr viel darauf ankommt, daß Ihr Euch in Acht nehmet und Euch nicht gleich ohne Maß hingebet. Denn nicht genug mit der Schädigung Eurer Gesundheit, hinterläßt das oft eine solche Schwäche, daß es die Nachkommenschaft gefährdet und ans Leben geht wie bei Eurem Onkel, dem Prinzen Don Juan, durch dessen Tod ich in den Besitz dieser Reiche kam. Bedenket, wie übel es wäre, wenn Euch Eure Schwestern und deren Männer beerben müßten. So bitte und beschwöre ich Euch, daß Ihr bald nach Vollzug der Ehe Euch von Eurer Frau unter irgendeinem Vorwand wieder entfernt und nicht so bald zurückkehrt und dann immer nur für kurze Zeit. In diesem Punkt vor allem soll Don Juan de Zuñiga Euer Berater bleiben; ärgert Euch nicht über ihn und denkt immer, daß er nur zu meiner Beruhigung handelt. Auch den Hofstaaten Eurer Frau, dem Herzog und der Herzogin von Gandia, habe ich auferlegt, darauf treu zu achten. Ganz gewiß werden viele Euch tausend üble Dinge darüber zuflüstern. Aber ich bitte Euch, bleibt stark und dessen eingedenk, was ich Euch sage. Und wenn Ihr, wie Ihr mir gestandet, noch keine Frau vor der Euren werdet berührt haben, so laßt Euch auch nach der Ehe in keine Dummheiten ein, denn es wäre sündhaft vor Gott und ärgerlich vor Eurer Frau und der Welt. Deshalb bleibt erhaben über Gerede und Versuchungen. Mein Sohn, setzet auch für ein gutes Verhältnis zwischen Eurem Hofgesinde und demjenigen Eurer Frau."

„Da es unmöglich ist, an alles zu denken, und da es (wie man sagt) mehr Fälle gibt als Gesetze, so ist es nötig, daß Ihr Euch selbst auf dem rechten Wege haltet aus gesundem Urteil und guten Werken. Da aber selbst die alten Leute jemanden brauchen, der sie aufweckt und öfter an das mahnet, was sich gehört, und wirklich jeder des Rates bedarf, so bitte ich Euch, mein Sohn, daß Ihr in allen Dingen Don Juan de Zuñiga als Eure Uhr und Euren Wecker betrachtet. Und auch ihm befehle ich kraft dieses Schreibens, daß er das Seinige tue und nötigenfalls mit aller Schärfe tue. Da der Schlaf gelegentlich schwer ist, fällt auch ein Wecker manchmal lästig — denkt, daß er alles nur aus Treue und Hingebung tun wird, und dankt es ihm.“

„Ihr habt außerdem den Bischof von Cartagena, einen tugendhaften Mann; auch mit ihm könnt Ihr diesen Brief lesen und besprechen. Gebe Gott, mein Sohn, daß Ihr mit Gottes Hilfe so lebt und wirkt, daß ihm gedient sei, und daß er Euch nach diesen Erdentagen in seinem Paradies erwarte, worum ich ihn bitte als Euer guter Vater.“

„Ich der König.“

Nicht genug mit dieser höchst persönlichen und intimen Ermahnung. Der Kaiser versuchte, so gut er es vermochte, seinem Sohn zu der sittlichen Freiheit auch die politische Unabhängigkeit von seiner Umgebung und die Einsicht in die eigenen großen Pläne zu vermitteln. Von diesem zweiten Schriftstück aber verlangte er, daß der Prinz es mit gar niemandem teile, auch nicht mit seiner Frau, sondern es allein unter seinem persönlichen Verschuß halte.

Da enthüllt sich nun neben dem Vater der Kaiser und König in dem von religiösem Pflichtgefühl gezügelten Selbstbewußtsein des Autokraten mit klugen, psychologisch tastenden, im Grunde zartfühlenden Charakteristiken seiner Minister und ihrer Verhältnisse. Manches klingt an frühere Briefe des Kaisers deutlich an.

„Es bekümmert und besorgt mich sehr“, fuhr er also am 6. Mai fort, „daß ich Euch meine Reiche in solcher Notlage und vielfach innerlich geschwächt hinterlassen soll. Denn ich weiß noch nicht, wie wir durchkommen. Alle Dinge liegen in der Hand Gottes, und nicht um meiner Verdienste willen, sondern nur aus seiner Gnade erbittle ich, daß er mir helfe. Denn die Fahrt, die ich jetzt unternehme, ist die gefährlichste für meine Ehre und für meinen Ruf, für mein Leben und für meine Mittel, die es geben kann. Aber ohne diese Unternehmung könnte ich Euch Euer Erbe noch weniger sichern, auch die Gefahr nicht von Euch nehmen, der ich jetzt entgegengehe. Es geschieht um Ehre und Ruf, daß ich ausziehe, und niemand weiß, was sich ergeben wird. Denn die Zeit ist sehr vorgeschritten und das Geld beschränkt und der Feind auf der Hut. Daraus folgen Gefahren für das Leben und natürlich auch für meine Mittel. Aber da die Dinge liegen, wie sie sind, so muß ich beides wagen. Was das Leben betrifft, so wird Gott es so fügen, wie ihm damit gedient ist; mir wird der Trost bleiben, es verloren zu haben um das, was ich tun mußte. Wegen der Finanzen werdet Ihr noch Eure Not haben, denn Ihr werdet sehen, wie knapp und wie belastet sie sind. Was aber die Seele anlangt, so wird Gott in seiner Güte mit ihr Barmherzigkeit haben.“

„Für den Fall meines Todes aber oder meiner Gefangenschaft hinterlasse ich Euch eine weitere Urkunde (die später wohl vernichtet wurde), die Ihr nur in diesem Falle öffnen dürft, dann aber bei den ersten Cortes, die Ihr abhaltet, zu meiner Rechtfertigung verlesen sollt. Da wir alle sterblich sind, auch Ihr, so setzt sogleich ein Schriftstück auf mit der Anordnung, daß dieses Schreiben uneröffnet bleibe, bis ich das Gegenteil befehle.“

„Schenkt mir aber Gott Leben und Möglichkeiten, so gebe ich Euch auch für diesen Fall im folgenden die Anweisungen. Nur muß ich zugleich sagen,

was ich eigentlich zu tun gedachte, wenn es auch zur Zeit nicht durchführbar ist. Ob mich der König von Frankreich durch seinen Angriff zwingt, mich zu verteidigen und mit ihm entscheidend zu kämpfen, oder mir die Hand frei läßt, ihn von Deutschland oder von den Niederlanden aus anzugreifen, in jedem Falle dachte ich zugleich den Herzog von Alba mit den Deutschen und den Spaniern aus Perpignan in die Languedoc vorstoßen zu lassen, von der See her die Provence zu beunruhigen und von Italien aus in die Dauphiné einzufallen. Das alles läßt sich im Augenblicke nicht machen, sowohl aus Mangel an Geld, an Lebensmitteln und anderer Zurüstung, als auch weil ich die hiesigen Truppen nicht habe und man in Unsicherheit steht wegen der französisch-türkischen Flotte. Wäre es aber dazu gekommen, oder sollte es noch dazu kommen, so hätte man nachstoßen müssen, sowohl von der Stelle aus, wo ich mich dann befunden hätte, als auch von hier aus. Dafür würde man die Cortes berufen müssen, wenn man nicht ein besseres Mittel fände für die Finanzen. Nun will ich nicht auf die Cisa zurückkommen, weil ich versprochen habe, sie von mir aus ruhen zu lassen. Aber unzweifelhaft gibt es für Euch wie für mich kein besseres Mittel, uns aus unseren Nöten zu helfen, ob wir nun im Kriege oder im Frieden leben. Wäre es einmal so weit, so würde ich Euch eigenhändig einen Wink geben, und dann müßtet Ihr zeigen, wozu Ihr fähig seid, um mit Eurem Vater Euch selbst zu helfen. Ihr müßtet alles in Bewegung setzen um diese Cisa. Denn mit ihr und den Eingängen aus den Indien könnten wir unsere Gegner so niederringen, daß sich später in Friedenszeiten alles andere in Ordnung bringen ließe.“

„Über dieses hinaus muß ich Euch nun noch wiederholen, was ich Euch in Madrid über die Personen und Gegensätze an meinem Hofe und in meiner Regierung gesagt habe. Laßt alle wissen, daß Euch mit den Parteiungen nicht gedient ist. Da ich sie ganz deutlich sehe, habe ich die Häupter der Gegensätze in Eurer Regierung zusammengefaßt, damit Ihr nicht der einen oder der anderen Gruppe anheimfällt und sie sich Eurer gegen ihre Widersacher bedienen.“

„Der Kardinal von Toledo ist untadelhaft, und Ihr könnt Euch auf ihn in allen großen Fragen verlassen. Hütet Euch nur, daß Ihr Euch ihm nicht ganz in die Hände gebt, damit niemand von Eurer Jugend sage, Ihr würdet beherrscht. Der Herzog von Alba wird sich zu der Partei halten, die ihm Vorteile bringt; ich habe ihn deshalb, wie alle Granden, aus den eigentlichen Staatsgeschäften ferngehalten. Er ist ehrgeizig, so demütig er auftritt. Er wird sich auch an Euch herannachen und sei es mit Hilfe der Frauen. Hütet Euch also, aber schenkt ihm Vertrauen in allen militärischen Dingen.“

„Cobos ist älter und bequemer geworden, aber treu. Seine Gefahr ist seine ehrgeizige Frau. Niemand weiß so gut wie er in meinen Geschäften Bescheid, und Ihr werdet Euch seiner Dienste stets mit Nutzen erfreuen. Nur dürft Ihr ihm nicht mehr Einfluß einräumen, als in Eurer Instruktion steht, und nicht auf seine Lockungen eingehen, wenn er, der alte Freund der Frauen, bei Euch die gleiche Neigung spüren sollte. Cobos besitzt sehr hohe Einnahmen, vor allem in den Schmelzabgaben aus den Neuen Indien und ebenso in bezug auf die dortigen Salinen und andere Bezüge; er betrachtet diese Zutwendungen als Ehrensache, doch wäre es gut, sie nicht vererben zu lassen, sondern etwa bei meinem Tode an Euch selbst zurückzunehmen. Seine Stärke liegt in den Finanzen, und es ist wirklich nicht seine Schuld, daß sie so zerrüttet sind, sondern Schuld der Verhältnisse. Das Schaßamt hatte er ursprünglich nur für die Zeit meiner Abwesenheit; es wäre kränkend, es ihm wieder abzunehmen, aber wie es in der Finanzverwaltung immer gut ist, daß zwei beteiligt sind, so würde ich an Eurer Stelle das Gegenamt später an Don Juan geben, nicht an den Herzog von Alba, der es fordern wird; auch nicht an die Söhne von Cobos und Zuñiga, da zu solchen Ämtern viel Erfahrung gehört. Cobos' Sohn hat die Tochter des Vizkönigs von Aragon, der mir dort nur als der wenigst Ungeeignete erschien, zumal auch der Vizekanzler von Aragon (Miguel Mai) verbraucht ist und ganz von Cobos abhängt. Hier müßt Ihr im Augenblick die Dinge gehen lassen, wie sie sind, aber allmählich an Ersatz denken.“

„Don Juan de Zuñiga gibt sich rauh und hart, aber Ihr dürft nie vergessen, daß er Euch vollkommen ergeben ist und nur Euer Bestes will. Ihr solltet Euch ihm weiter auf alle Weise dankbar erweisen für das, was er schon an Euch getan hat — im Gegensatz zu vielen anderen, die nur bestrebt sind, Euch zu Willen zu sein. Zuñiga ist eifersüchtig auf Cobos und den Herzog von Alba; er hält eher zur Partei des Kardinals von Toledo und des Grafen Osorno. Zuñiga und Cobos stammen außerdem aus ganz verschiedenen Verhältnissen, und auch Don Juan hätte für seine vielen Kinder gern mehr Einkünfte. Doch werden Euch gerade diese beiden, jeder in seiner Art, am besten dienen; zwingt sie dazu, daß sie sich vertragen. In allem, was die Haltung Eurer Person angeht, könnt Ihr keinen besseren Ratgeber finden als Don Juan. Betrachtet ihn nicht mehr als Euren Erzieher, sondern als Euren und meinen ergebenen Diener. Werdet nicht ungeduldig. Es wird der beste Beweis Eurer Tugend sein, wenn Ihr Euch darin überwindet.“

„Den Bischof von Cartagena kennt Ihr als einen vortrefflichen Mann. Er war vielleicht nicht der geeignetste für Euren Unterricht, da er Euch zu-

viel entgegenkam. Nun ist er Euer Hofkaplan, und Ihr beichtet ihm. Hoffentlich ist er in Gewissenssachen gegen Euch nicht so milde wie beim Lernen. Bisher wäre das nicht gefährlich gewesen; in Zukunft könnte es doch der Fall sein. Achtet wohl darauf, denn es gibt nichts Wichtigeres als die Seele, und es liegt viel daran, daß man es in den Anfängen des Mannesalters sehr ernst damit nimmt, um sie zu gewöhnen, gut und wohlgeordnet zu sein. So folgt seinem Rat gerade in den Zeiten, da Ihr von Eurer Frau abwesend seid. Vielleicht wäre es sogar gut, daß Ihr den Bischof nur Euren Hofkaplan sein ließe, aber einen jungen strengen Bruder zum Beichtvater nähmet.“

„Ich spreche nicht von (Loansa) dem Kardinal von Sevilla, dem Präsidenten des Indienrats; er würde besser zu seiner Kirche zurückkehren, als am Hofe leben. Er war hervorragend in Staatsangelegenheiten und wäre es noch ohne seine Kränklichkeit. Er hat mich in Personenfragen gut beraten. Seine Schwäche und der Gegensatz zum Kardinal von Toledo hemmen ihn. Hat er den Wunsch, den Hof zu verlassen, so werdet Ihr gut tun, dem zu entsprechen, doch so, daß es keineswegs als Ungnade erscheint.“

„Der Präsident von Castilien ist ein guter Mann, aber nicht das, was man in seiner Stellung brauchen würde. Ich finde nur keinen besseren. Sein gutes Einvernehmen mit Cobos empfiehlt ihn, doch nur bedingt; Cobos wird ihn eher in seinen Schwächen bestärken, als ihn davor bewahren; es wäre also gut, ihn zu stützen. Der Graf Osorno ist schlau und nicht ganz offen, jedenfalls so kurz in seiner Rede, daß man nicht hindurchsieht. Als Präsident des Rates der Orden gilt er auch für etwas hochmütig und selbstherrlich; stärkt also seine Räte.“

„In bezug auf Eure Reiche und die Erbordnung will ich Euch keine besondere Vorschrift geben, weil ich selbst nicht ohne Zweifel bin in bezug auf die Niederlande und Mailand. Meine Gedanken werdet Ihr in meinen Testamenten und Codicillen kennenlernen.“

„Für die Angelegenheiten der großen Politik aller Länder habt Ihr keinen besseren Berater als Granvelle. Er hat auch seine Interessen in Burgund und in seinen Söhnen, doch halte ich ihn für treu. Für seine Verwendung in Eurem Dienst gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder Ihr haltet ihn bei Euch, und das würde ich für die Anfänge durchaus empfehlen, damit Ihr Euch über alles unterrichtet; oder aber Ihr verwendet ihn im Rat der Niederlande. Ist er abwesend, so wird ihn am besten sein Schwager, der Abt von St. Vincent, vertreten. Übrigens hat Granvelle seinen Sohn, den Bischof von Arras, sorgfältig ausgebildet, ich glaube in der Absicht, daß wir uns seiner bedienen. Er ist noch jung, besitzt aber gute Anlagen.“

„Ich müßte Euch noch vieles sagen, mein Sohn. Allein, was ich Wichtiges noch zu sagen hätte, ist so dunkel und voller Zweifel, daß ich Euch doch nicht entscheidend raten kann, da ich selbst noch unentschlossen und vielfach im unklaren bin. Es ist ja einer der Hauptgründe meiner Fahrt, Klarheit über das zu gewinnen, was wir tun müssen. Haltet Euch in Gottes Willen und laßt alles andere auf sich beruhen, wie ich mich auch bemühe, meine Schuldigkeit zu tun und mich in die Hände dessen zu befehlen, der Euch seine Seligkeit schenken möge, nachdem Ihr in seinem Dienst Eure Tage werdet vollendet haben.“

„Ich der König.“

In alle diese Ermahnungen an den Sohn, denkwürdig als solche, strömten unverkennbar zugleich die eigenen Erlebnisse des Kaisers aus. Der Reflex seiner Jugend ist fast greifbar. Unmittelbarer noch die tiefreligiöse Durchblutung seines Wesens. Diese Testamente sind manchmal, wie bei Augustinus, Konfessionen im Gebetsstil. Mir scheint es nicht zu trivial, zu sagen, daß eben darin die im letzten unentschlossene Art des Kaisers ihren höheren Stil gefunden hat; er beschied sich gläubig, wo er seine Grenzen fühlte.

Auf solcher Grundlage ruhte am Ende auch seine dynastische Staatsidee. Der Kaiser glaubte sein Haus „berufen“ zum weltlichen Hirtenamt, und dieser Berufung mußten sich alle menschlichen Rücksichten unterordnen. Als Herrscher stand er seinen Untertanen gegenüber; auch den Granden, die er aus der Regierung ferngehalten wissen wollte, wobei er sich vorbehielt, sie im militärischen oder diplomatischen Dienst zu verwerten. Sehr merkwürdig der Versuch, in der Umgebung des Regenten die moralischen und die intellektuellen Kräfte, nötigenfalls durch entgegengesetzte Naturen, zusammenzubinden. Einiges, wie die Idee der Verwendung Granvelles, reichte weit über seine Lebenszeit hinaus. Seine Kriegspläne gegen Frankreich erscheinen noch primitiv und immer aus den gleichen Motiven geformt, aber wenigstens durchdacht und durch Würdigung des Nachschubs an Lebensmitteln, Munition und Finanzen über die ältere Zeit hinausragend.

Aber was waren die ungelösten Fragen? Weder Frankreich, noch Cleve, noch auch eigentlich die dynastische Erbteilung, die er ja ausdrücklich dem Sohn überließ. Auch nicht die Finanzen. In allen diesen Dingen hatte er seine Meinung deutlich gesagt. Es können also nur die Kirchenfragen gemeint sein, in denen sein Entschluß noch nicht zur vollen Reife gekommen war, so wenig in seinem Verhältnis zum Papst wie zu den deutschen Protestanten.

Ich denke, es paßt in das von uns bisher gewonnene Bild, daß Karl hier noch immer den Weg der Güte wünschte, daß er noch immer auf das Kaufen Gottes über sich horchte, gewiß auch bereit zum Eingreifen, — wenn es sein Wille sein sollte, mit den Waffen in der Hand.

Dieses Leben ging, in sich selbst erwartungsvoll, der Zukunft gläubig entgegen.

Busseto und Nürnberg 1543

Als sich der Kaiser Weihnachten 1542 zu Alcalá de Henares von seinen Töchtern trennte und dann am 12. Mai 1543 auf der See von Palamos schweren Herzens Spanien verließ, um über Genua nach Deutschland zu gelangen, war es ein Abschied für viele lange Jahre. Als Regent sollte er nicht wieder in dieses Land zurückkehren. Das ahnte er jetzt nicht, klarer über seine Pflichten als über die Lage der Welt.

Er hatte die ausgiebigsten Vorbereitungen getroffen, spanische Knechte über den Ozean in die Niederlande gesandt, Anweisungen zur Annahme von Fußvolk und Reitern nach Italien und Deutschland vorausgeschickt. In den letzten Monaten war er sogar in der Lage gewesen, seine Mittel aus einer neuen Quelle gewaltig zu vermehren. Der König von Portugal zahlte ihm die Hälfte der Mitgift seiner Schwiegertochter mit 150 000 Dukaten noch in Spanien, die andere Hälfte durch Anweisung auf Antwerpen. Offenbar waren es diese Millionen, die nun sein großes Unternehmen in erster Linie finanzierten. Man spürte, daß er sich freier bewegte. Von Genua aus begleiteten ihn Ferrante Gonzaga, den er zu seinem Oberbefehlshaber machte, sodann der Marchese del Vasto nebst Gemahlin, ein stattlicher Hof, 3000 Spanier, 4000 Italiener und 500 leichte Reiter. Weitere 16 000 Knechte und 2000 Reiter sollten zum 20. Juli in Speyer bereitstehen; ebenso die Artillerie unter Marignano, Lebensmittel, Pioniere, Schiffe, Munition.

Es galt im letzten Ziel Frankreich.

Aber das Bollwerk Cleve war vorweg zu nehmen und wie immer der Versuch zu machen, im Sinne der Kaiserpolitik gegen Ungläubige und Ketzer auch den Papst auf seine Seite zu ziehen. Das war ihm bei Leo X, bei Adrian und bei Clemens VII, wenn auch in wachsend schweren Kämpfen gelungen. Er hoffte auch jetzt auf das gleiche. Aber Paul III war der zäheste in dieser Reihe der Nachfolger Petri.

Alessandro Farnese hatte den Apostolischen Stuhl nun fast neun Jahre inne. Einer alten Familie in der Gegend von Bolsena entstammend, hatte er sein Glück am Hofe Alexanders VI durch seine schöne Schwester Giulia gemacht und selbst das Leben eines Renaissanceprälaten in vollen Zügen genossen. Mittlerweile war er 75 Jahre alt; auf dem wundervollen Familienporträt in Neapel durfte Lizian mit voller Unbefangenheit seine leiblichen Enkel, den Kardinal Alessandro Farnese und den Herzog von Camerino, Ottavio Farnese, je in pathetischer oder devoter Haltung, neben ihm darstellen. Aus der unbeschreiblich schönen Symphonie der Farben und der Charaktere blickt die Physiognomie des alten Papstes und Großvaters mit jenem unangreifbaren Eigenwillen, zu dem sich Begabung und Temperament durch ein langes und reiches Leben verdichtet hatten. Wir haben früher sein kluges und verständnisvolles Verhalten zur kirchlichen Reform kennengelernt. Aber sein Familienehrgeiz erwies sich um so mehr als die Dominante seines Wesens, je kräftiger er durch die Mächte der Zeit genährt wurde. Ottavio hatte des Kaisers Jugendtochter Margarete zur Frau. Für des Papstes Enkelin Vittoria dachte man immer wieder an den Herzog von Orléans; und für jedes dieser Paare träumte man im Schoß der Familie Farnese von dem reichsten Herzogtum Italiens, von Mailand.

Umgeben war der Papst damals von seiner Familie und einer Mehrzahl französischer Kardinäle. Als es dem Kaiser nach sehr mühsamen Verhandlungen gelungen war, den Papst zu einer Zusammenkunft zu bestimmen, vermied man Parma wegen staatsrechtlicher Schwierigkeiten, wählte aber das nahegelegene kleine Busseto. Dahin kam der Papst am 21. Juni mit vierzehn kaiserlichen Kardinälen, während die neunzehn französisch gesinnten zurückblieben. Man war an der Kurie über die im vorigen Herbst erlassene spanische Pragmatica mit dem Ausschluß der Ausländer von den spanischen Pfründen ebenso erregt wie über das rühmlich gewordene Bündnis des Kaisers mit England.

Das waren die Hemmungen von Busseto. Auf der anderen Seite war Mailand in festem Besitz des Kaisers, Ottavio sein Schwiegersohn, der König von Frankreich (was auf der ganzen Welt nur der Papst nicht wissen wollte) offen mit den Türken verbündet und die Lösung der deutschen Wirren allein durch den Kaiser möglich.

Er hatte jetzt Granvelle wieder bei sich, der am 13. Juni aus Deutschland bei ihm eingetroffen war, nachdem er Weltwyß vorhergesandt hatte. Mit dem persönlichen Austausch zwischen Papst und Kaiser gingen Besprechungen der Minister und Kardinäle Hand in Hand. Über alles berichtete der Kaiser ein paar Tage später fast gleichlautend an Ferdinand und Marie.

Die Kurie erneute ihre hergebrachten Friedensvorschläge. Der Kaiser erklärte ziemlich unverblümt, das sei Zeitvergeudung und heiße ihn zum Narren halten, besonders angesichts der bereits vollzogenen Vereinigung der französischen und der türkischen Flotte. Der Papst zog das in Zweifel und wehrte sich aufs äußerste gegen jede Erklärung zu Ungunsten Frankreichs, dessen Obödienz in Frage steht. Aber zur Türkenabwehr in Ungarn wolle er doch 4000 Italiener stellen. Wegen des Konzils schob er die Entscheidung hinaus, obwohl der Kaiser ihm die Dringlichkeit des Festhaltens an Trient sehr ans Herz legte. Die Hauptsache wurde der Erwerb von Mailand für das Haus Farnese. Aber die Verhandlungen blieben auch hier stecken. Die Forderung des Kaisers von zwei Millionen Dukaten erschien dem päpstlichen Hause denn doch zu hoch. Immerhin ließen die Kardinäle Farnese und Cervino den Kaiser durch Granvelle wissen, daß zwar diese Sache mit den großen Angelegenheiten der Christenheit nicht in unmittelbare Verbindung gebracht werden dürfe, man aber selbst in der bisher vergebens behandelten Frage der Ernennung kaiserlicher Kardinäle entgegenkommen würde, falls sich hier und in bezug auf Frankreich ein Weg finden ließe, womit dann wohl auch die Verbindung der Vittoria mit Ascanio Colonna statt mit Orléans gemeint war.

In diesem Zusammenhange muß es geschehen sein, daß eine Persönlichkeit, die uns bald näher beschäftigen wird, dem Kaiser in unerhört scharfer Form ihre Bedenken gegen jeden Verzicht auf Mailand vorhielt. In Don Diego Mendoza, dem Gesandten bei der Signorie von Venedig, schien der Geist Gattinaras und seiner Sekretäre wieder aufzuerstehen. „Alle Welt weiß, daß nur der Papst Euch in alle früheren und gegenwärtigen Schwierigkeiten gebracht hat. Welcher Fürst hat Euch mehr geschadet als er? Die Blinden vermögen zu sehen, daß auf ihn alles zurückgeht, was der Franzose Euch angefan hat, und folglich auch alle Untat der Türken. Herr! Haltet das Eure zusammen und stärkt Eure Macht und Reputation! — Dieses Fürstentum an eine natürliche Tochter zu geben, wo es für Euren einzigen Sohn und Erben eine große Sache wäre, widerspricht aller Vernunft.“ Gegenüber jeder Anwandlung von Schwäche, daß Mailand hergegeben werden könnte, da es ja nur mit den Waffen erobert sei, beschwor Mendoza den Geist der Geschichte selbst. „Julius Cäsar pflegte zu sagen, Sulla habe die Diktatur nur aufgegeben, weil er unbewandert gewesen sei in der Geschichte. Eure Majestät würden noch geringere Kenntnisse darin zeigen, wenn sie Mailand aufgäbe, da sie von Reiches wegen mehr Unrecht darauf besitzt als Sulla auf die Republik. Ich frage Eure Majestät, welches Recht hatten die Römer

auf die Herrschaft über die Welt, die Goten auf Spanien, die Franken auf Gallien, die Vandalen auf Afrika, die Magyaren auf Ungarn, die Angeln auf England — als ihre Tapferkeit und ihre Waffen? Seitdem die Welt steht, hat es kein anderes Unrecht auf eine Herrschaft gegeben als dieses, das Recht der Waffen. Treibt Euch aber das Gewissen, so müßt Ihr auch Spanien aufgeben. Denn der einzige Unterschied zwischen den Herrschaften liegt nur darin, daß die einen älter, die anderen jünger sind. Mailand aber bleibt das Eingangstor zu Italien. Gelangt es etwa in die Hände der Franzosen, werden Euch alle Eure Freunde in diesem Lande verlassen.“

Die Sorge Mendozas war übertrieben, aber es bleibt beachtenswert, gegen welche scrupelhaften Gedanken des Kaisers seine Räte ankämpfen mußten. Noch mehr freilich, daß derselbe Kaiser seine kirchenpolitische Vertretung am Konzil schon damals in die Hände eines so entschlossenen Vertreters staatlicher Machtpolitik gelegt hatte.

Die Zusammenkunft von Busseto schloß in der üblichen Weise mit freundlichen Versicherungen. Dem Kaiser aber blieb als Haupteindruck, daß der Papst „sehr bedacht sei auf die Vergrößerung seines Hauses, und daß die Seinigen großen Appetit zeigten“. Die weiteren Verhandlungen wurden dem neuen kaiserlichen Gesandten an der Kurie Juan de Vega überlassen. Er sollte noch manche heftige Aussprache mit den Farnese haben, und auch die Kaisertochter Margarete entwickelte sich im Schoße der ihr verhassten Familie als glühende Verehrerin ihres kaiserlichen Vaters zu einer aufmerksamen Beobachterin. Juan de Vega wurde nach seiner ersten Audienz bald zusammen mit ihr und ihrem Gemahl Ottavio Farnese beim Papste eingeladen, erinnerte aber den Papst vergebens an sein Versprechen, auf die kaiserliche Seite zu treten, sobald die Vereinigung der Franzosen mit den Türken im Mittelmeere offenbar werde. Nach dem Besuch der Türken in Toulon und der Wegnahme von Nizza war daran wirklich nicht mehr zu zweifeln.

Von Granvelle wird der Kaiser in denselben Tagen auch ein Bild von dem Stand der deutschen Angelegenheiten erhalten haben.

Die beiden Reichstage von Nürnberg im Herbst 1542 und im Frühjahr 1543 hatten eine bedeutsame Klärung der Verhältnisse gebracht. Für König Ferdinand waren sie sehr unerquicklich verlaufen. Zuletzt verhandelte er gar nicht mehr mit den Reichsständen in ihrer Gesamtheit oder mit ihren drei Gliedern, Kurfürsten, Fürsten und Städten, sondern nur noch mit den Schmalkaldischen und den Altkirchlichen. Nach unzähligen und unfählich schwierigen Besprechungen mit allerlei peinlichen Zwischenfällen erhielt er nur von den Alt-

kirchlichen die Türkenhilfe. Die Schmalkaldischen wollten sie an Bedingungen knüpfen, die weder König Ferdinand und die Vertreter des Kaisers, noch viel weniger die Altkirchlichen anzunehmen geneigt waren. So erfolgte am 23. April der Abschied ohne Mitwirkung der Protestanten. Als sie durch den sächsischen Kanzler Burkhardt in aller Form protestieren wollten, schnitt ihnen der König das Wort ab. Der Kanzler brachte kaum die Anrede „Allerdurchlauchtigster König“ heraus, als Ferdinand sich auch schon erhob und aus dem Saale stürzte.

Damit lagerte über dem Ende dieses Reichstages schon eine ähnlich schwüle Stimmung wie 65 Jahre später über dem Regensburger Reichstag von 1608, auf dem die Stände zum ersten Male überhaupt ganz ohne Abschied auseinander gingen, um sich als Union und Liga wieder gegenüberzutreten. Auch Ferdinand und Granvelle mochte nach soviel vergeblicher Mühe schon jetzt nur noch das Mittel der Waffen vorschweben.

Und eben dafür hatte nun Granvelle auf seine Art das Feld bereitet. Die ihm neben anderen anvertrauten Rüstungen erleichterten ihm vor allem die Pflege der Beziehungen zu den jüngeren protestantischen Fürsten. In einem aufschlußreichen Bericht an den Kaiser äußerte er sich darüber, besonders über den Pfalzgrafen Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken, später auch Schwiegersohn Philipps von Hessen; noch mehr befriedigte ihn der 21 jährige Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, dessen Persönlichkeit ihm jetzt viel besser gefalle als früher, wo er ganz unter dem Druck seines Oheims Georg gestanden habe. Der Markgraf trat wirklich als Reiterführer in kaiserliche Dienste. Das erfuhr sein Vetter Hans von Küstrin, der 29 jährige Bruder des Kurfürsten Joachim; obwohl Schwiegersohn Herzog Heinrichs von Braunschweig, war er doch ausgesprochen protestantisch, ehrgeizig, auch erpicht auf klingenden Gewinn, und nun eifrig bemüht, durch Vermittlung seines Schwiegersvaters ebenfalls dem Kaiser zu dienen — eine Reserve für später.

Weitaus der wichtigste unter diesen meist jungen Herren, die fortan auch das Leben des Kaisers entscheidend mitbestimmen sollten, wurde Herzog Moriz von Sachsen — nach der kurzen Regierung seines schwachen Vaters Nachfolger in dem reichen Fürstentum Herzog Georgs, Nachbar der Krone Böhmen. Man meint wohl, er sei als Staatsmann erst beim Kaiser in die Schule gegangen. Allein sein Leben hatte ihn schon in früher Jugend zum aufmerksamen Politiker erzogen. Lebhaft, aufgeweckt, von brennendem Ehrgeiz war der jetzt 22 jährige Fürst durch seine energische Mutter, die mecklenburgische Katharina, zu Haus kurz gehalten und deshalb nur um so vollkommener unter den Einfluß des ihm zum Schwiegersvater bestimmten Landgrafen Philipp geraten. Vor zwei Jahren

hatte er gegen den Willen der Eltern verfrüht dessen 14 jährige Tochter Agnes geheiratet, längst stolz auf das Vertrauen, das dieser glänzende Fürst ihm, dem jüngeren Freunde, bereitwillig schenkte, nicht am wenigsten durch Einweihung in die ebenso pikante wie hochpolitische Angelegenheit seiner Doppel-ehe. Am schwiegerväterlichen Hofe sah er sich als politische Persönlichkeit früh gewertet, und auf den Landgrafen gestützt hat er sich jahrelang gegen die Eltern und ihre Räte behauptet, freilich auch mit in den Regensburger Vertrag hineinziehen lassen.

Jetzt war er nicht in Person mit in Nürnberg, sondern durch seinen Rat Christoph von Carlowitz vertreten. Dieser aber erlag dort völlig den überlegenen Künsten Granvelles, der ihn umgarnte und ihm mit durchaus unvorsichtiger Berechnung ins Gesicht sagte, sein Herr brauche sich vor dem Kurfürsten Johann Friedrich nicht zu fürchten; der Kaiser könne eines Tages wohl auch über die Kur anderweitig verfügen. Das war ein erstes Aufblitzen der Versuchung. Die Verhandlungen wegen eines Dienstvertrages zerschlugen sich noch, da Moritz mit einem kleinen Reiterkommando nicht zufrieden war und vom Kaiser viel zu große Zugeständnisse in bezug auf die obersächsischen Bistümer verlangte. Aber der Verlauf der Verhandlungen lehrte Granvelle doch den Preis kennen, um den man eines Tages Moritz von Sachsen würde haben können. Der Herzog beschränkte sich einstweilen darauf, dem römischen Könige noch im Herbst eine Türkenhilfe von 300 Reitern und 1000 Knechten zu stellen, die er bis zum Abzug der Türken von Komorn in Ungarn ließ.

Die Führer der Schmalkaldischen, denen diese Dinge doch irgendwie zu Ohren kamen, beschlichen wohl geheime Sorgen, und der immer noch wachsame Landgraf äußerte sie in seiner drastischen Sprache gegenüber Kursachsen. „Wenn Euer Lieb, Herzog Moritz und wir so evangelisch weren, wie wir das auf den Ermeln führen, so würden wir miteinander nicht so sehr zanken, wie uns dann Christus und Paulus solches lernen, sondern wir sollten wol auch bedenken die geschwinden Läuuff, die iso vor Augen sind. Denn wir besorgen warlich, daß es mit diesem Zanken ergehen wird, wie es Maus und Frosch im Krieg erging, da sie der Weihe all beid hinwegnahm und fraß.“ Er klagte, „wie löchericht und hauffellig unsere Verstandnus ist — darum wir, so lang wir's tun mögen, zu singen gedenken: Da pacem domine in diebus nostris“.

In Wahrheit folgte jeder seinen Leidenschaften und landschaftlichen Bedürfnissen, was den Kaiserlichen nicht entging. Zieht man die Summe, so mochte der Wert der politischen Refognoszierungen Granvelles den mageren Ertrag des Reichstags für die Habsburger wettmachen.

Triumph über Cleve. Landrecy und Cambrai

Unterdessen kam die clevisch-geldrische Angelegenheit zur Entscheidung. Im Frühjahr hatte Herzog Wilhelm das Abendmahl unter beiden Gestalten genommen, und sein Schwager Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen seine Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund beantragt. Landgraf Philipp verhinderte sie entsprechend der gegen den Kaiser eingegangenen Verpflichtung. Einen von befreundeten Fürsten vorgeschlagenen Waffenstillstand lehnte der Herzog seinerseits ab. So beschied auch Granvelle eine letzte Anfrage des sächsischen Kanzlers am 12. August mit dem Hinweis auf die Waffen.

Ganz anders als in dem friedlichen Gewand von 1530 oder 1541 trat nun der Kaiser in Deutschland auf. Wir spüren den fast unheimlichen Eindruck, den er jetzt machte in dem literarischen Porträt, das ein gewiß unvoreingenommener Beobachter, Martin Bucer, in diesem Herbst dem Züricher Reformator Bullinger vermittelte. „Der Kaiser ist von klarem Geist und zäh in der Verfolgung seiner Pläne. Mit Granvelle und einem Spanier bespricht er seine Angelegenheiten, aber nicht alles. Er war (1541) geneigt, den Artikel der Rechtfertigung, Priesterehe und Laienkelch zuzugestehen. Da er damit nicht zum Ziele kam, griff er zu den Waffen, um Herr in Deutschland zu bleiben. Mit erstaunlicher Beweglichkeit tut er alles, er antwortet deutsch und mustert selbst sein Heer. Kaiserlich sind Worte, Laten, Blicke, Haltung, auch seine Geschenke. Selbst diejenigen, die lange um ihn gewesen sind, staunen über seine gegenwärtige Frische, Unmittelbarkeit, Energie, Strenge und Majestät. Dieser Kaiser könnte gar vieles, wenn er ein deutscher Kaiser sein wollte und ein Diener Christi!“

Am 17. August traf der Kaiser in Bonn ein, wo er von dem Kurfürsten von Köln verlangte, Bucer und Hedio zu entfernen. Dann zog er gestreckts vor Düren, das mit Mauern und Wällen für uneinnehmbar gehalten wurde und eine Übergabe kühn ablehnte. Ein Herr von Blaten verteidigte es tapfer. Aber die kaiserlichen Geschütze rissen tiefe Breschen in die Mauern, und der fünfte Sturm, am 23. August, gelang vollkommen. Das Schicksal der armen Stadt war schrecklich, und es bedeutete einen kargen Trost, daß der Kaiser Geld gab zum Wiederaufbau der Häuser. Das befestigte Jülich wagte gar keinen Widerstand. Ende des Monats lag der Kaiser vor Roermond, der ersten geldrischen Stadt. Auch sie ergab sich, am 2. September.

Weiter ging es auf Venloo. Und in das Lager vor Venloo kam nun der ganz hilflose, von allen Freunden im Stich gelassene junge Herzog aus Düsseldorf, um sich kniefällig zu unterwerfen. Alle Schuld schob er sehr unfürstlich auf seine

Räte. Er erhielt die kaiserliche Gnade nach Verzicht auf Geldern und Zütpfen, Lösung aller seiner Bündnisse und reumütige Rückkehr zu den katholischen Bräuchen.

Für die deutsche Reformation war dieser Zusammenbruch eine Einbuße ungeheurer Möglichkeiten, denn an den Ausichten für den Protestantismus am Niederrhein hing das Erzstift Köln, dessen Kurfürst Hermann von Wied, wie angedeutet, bereits ganz in reformatorischen Neigungen lebte. Es hing daran auch das Schicksal der reichen niederrheinisch-westfälischen Landschaften mit ihren Bistümern von Lüttich bis Münster und Paderborn. Nicht minder das Bekenntnis der Niederlande selbst.

Der Kaiser triumphierte.

Der erste Teil des großen Planes war ihm überraschend schnell und vornehmlich durch seine gesammelte Energie gelungen. Er sicherte sich den guten Fortgang schon durch seine Mäßigung. Der Herzog von Cleve behielt alle seine Länder und wurde ein paar Jahre später für die ohnehin notwendige Lösung von seiner ungebärdigen französischen Braut durch die Tochter des römischen Königs entschädigt. Der Kaiser aber schrieb rückblickend auf diesen kurzen Feldzug in seine Memoiren die für ihn und für uns denkwürdigen Worte: „Diese Erfahrung öffnete dem Kaiser die Augen und erleuchtete seinen Sinn darüber, daß es nicht nur nicht unmöglich, sondern im Gegenteil sehr leicht sei, einen solchen Übermut mit Gewalt zu bändigen, wenn es nur unter den rechten Umständen und mit den gehörigen Mitteln geschieht.“ Wir werden uns dieser Bemerkung später wieder erinnern.

Immerhin, wenn in allem menschlichen Handeln Umsicht und Sorgfalt Unterpfeiler des Gelingens sind, so hatte der Kaiser seinen Erfolg verdient; mehr noch, wenn wir uns vergegenwärtigen, mit welcher Sorge er an diese Unternehmung herangegangen war und mit welchem Mute er sie durchgeführt hatte, unbekümmert um die Widerstände in Spanien und die Gefahren der Überfahrt, vorbei an den feindlichen Küsten und an der französischen Stellung in Piemont, dem ungewissen Schicksal entgegen, das ihm eine scheinbar mächtige Koalition bereiten konnte. Die Heimsuchung der Niederlande während des letzten Jahres war in frischester Erinnerung. Natürlich lagen die objektiven Bedingungen des Erfolgs nicht zuletzt darin, daß die Verbündeten den Herzog von Cleve im entscheidenden Augenblicke schmählich im Stiche ließen, Frankreich und Dänemark so gut wie die deutschen Fürsten.

Aber der Kaiser sah mit Recht darin ein politisches Versagen und einen Verlust an Kredit für die Zukunft. Auch er dachte sich auf eine Koalition zu stützen.

Noch aus dem Lager von Venloo sandte er am 12. September den jungen Chantomay, Granvelles zweiten Sohn, nach England, um dem Könige seine Erfolge zu melden. Durch Preisgabe Cleves, ließ er betonen, habe der König von Frankreich in Deutschland allen Glauben verloren. Nun wolle er gegen ihn den Feldzug fortsetzen, um gute Vorbereitung zu tun für das nächste Jahr. Leider fehle es ihm gerade jetzt wieder an Geld, und er bitte den König um 150 000 Dukaten, die Kosten seiner Armee für einen weiteren Monat. Könne der König ihm das Geld nicht schenken, so sei er auch bereit, es in vier bis fünf Monaten aus seinen Mitteln in Spanien, aus Indien oder aus Bewilligungen der Niederlande zurückzuzahlen. Die Verlegenheit war peinlich.

Überhaupt stellten sich die alten Schwierigkeiten in der Lage des Kaisers alsbald wieder ein, als er sich statt der begrenzten Herrlichkeit des Herzogs von Cleve der umfassenden Macht Frankreichs gegenüber sah. In dem politischen Testament für seinen Sohn hatte er es noch offen gelassen, ob er durch den König von Frankreich in die Verteidigung gedrängt werde oder ihn angreifen könne. Cleve hatte er angegriffen. Gegen Frankreich mußte er sich tatsächlich bald wieder verteidigen. Denn die Franzosen hatten soeben Luxemburg zum zweiten Male genommen. Sein eigener Vorstoß durch den Hennegau über Mons und le Quesnoy kam vor Landrecy an der Sambre zum Stehen und verwandelte sich in Abwehr, als ein starkes französisches Entsatzheer herannahte, dem er eine Feldschlacht anbieten mußte. Die Königin und Granvelle befürchteten das Schlimmste von dem Ungestüm des Kaisers, da sie die französische Armee für erheblich überlegen hielten. Dem Kaiser war es bitter ernst. Er bereitete sich feierlich auf die große Entscheidung vor; am 28. Oktober beichtete und kommunizierte er. Am 2. November brach er mit seinen Truppen auf, dem Feind entgegen. Der venezianische Gesandte meinte, man stehe vor dem größten Ereignis des Jahrhunderts. Da entzog sich König Franz in der Nacht dem Zusammenstoß.

Die Verfolgung, zu spät angefaßt, brachte keinen großen Gewinn. Dafür hatte die Belagerung von Landrecy im günstigsten Augenblicke abgebrochen werden müssen. Den Franzosen gelang sogar der Entsatz. Sie behaupteten Luxemburg, Yvoy, Landrecies und Guise.

Gewiß bleibt es erstaunlich, daß der Kaiser im vollen Winter, zeitweise bei sehr schlechtem Wetter, gequält von der Gicht, überhaupt im Felde aushielt. Erst die zunehmenden Winterregen, die Unpassierbarkeit der Wege und der leidige Mangel an Geld „trotz neuer Wechsel aus Spanien“ zwangen ihn nach seinem eigenen Geständnis zum Rückzuge an die Schelde.

Hier aber trug er wenigstens noch einen politischen Erfolg großer Tragweite davon. Sein Ansehen und seine Truppen reichten vollkommen aus, das Bistum Cambrai, dessen Hirte zu Frankreich neigte, durch eine Zitadelle mit Garnison fest in seine Hand zu nehmen und damit die Niederlande, die bei seinem Regierungsantritt ein von Geldern und den verschiedenen Teilen der Bistümer Utrecht und Cambrai durchsetztes lockeres Bündel von Ländern gewesen waren, nach und nach zu einer geschlossenen Herrschaft zusammenzufassen. Daß dem Reiche damit kein Abbruch geschehen solle, schrieb er dem römischen Könige am 19. November ausdrücklich. Allein, wenn er das Reichsbistum wirklich gegen Frankreich schützte, das seine Hand schon danach ausstreckte, so meinte er doch zunächst die Erblande. Von den erfolgreichen Bemühungen um Lüttich war schon die Rede.

Er griff noch weiter aus. Wenn auch Luxemburg teilweise noch besetzt war, so schien es doch zur Sicherung der Erblande, insbesondere des dazugehörigen Diederhosen, nötig, sich auch um die benachbarte Reichsstadt Metz zu kümmern. Der Kaiser berührte damit zum zweiten Male das für die Habsburger so spannungsreiche Problem Erblande und Reich. Die Einfügung von Metz in einen wirklichen Staat wäre nicht erst 1871 ein wirksamerer Schutz gewesen gegen Frankreich, als die Reichsstandschafft. Es kam nicht dazu. Aber durch die Energie des von Marie entsandten Rates Charles Voisot gelang zum mindesten eine nachdrückliche Demonstration im kaiserlichen Sinne. Voisot berichtete, daß die Patrizier mehr französisch als burgundisch seien, sich aber gern als gut kaiserlich bezeichnen, um „neutral“ bleiben zu können. Einen protestantischen Predikanten, der in der Stadt starken Anklang gefunden hatte, wies er aus, und den Metzern erteilte er in einer von den herrschenden Paraisen-Familien nicht gewünschten Bürgerversammlung scharfe Weisungen, insbesondere wegen etwaiger Kriegs- und Lebensmittellieferungen an Frankreich. Karl schrieb befriedigt darüber an seinen Bruder.

Seine Politik blieb wachsam. Mußte er sich dem gebieterischen Halt des Winters fügen, so ließ er sich doch nicht aufhalten in den Vorbereitungen für das nächste Jahr. Wiederum kam manches dem Kaiser entgegen. Die deutschen Fürsten in seinem Heere billigten sein Vorgehen in Cambrai. Auch Herzog Moriz, der sich bei den gescheiterten Verhandlungen nicht beruhigt hatte. Sein Geltungsbedürfnis und seine unstillbare Neugier auf das unbekannte Große, die Wurzeln so vieler menschlicher Leistungen und Sünden, hatten ihn doch persönlich an den Kaiserhof getrieben. Er war nun das erstemal dort und öffnete sich den mannigfachen Eindrücken. Er sah sich auch hier als politische Persön-

lichkeit geachtet, nahm teil an der Winterkampagne bis nach Cambrai und kehrte dann heim — freilich mit dem Danaergeschenk einer kaiserlichen Vermittlung zwischen dem Herzog von Braunschweig, den er am Hof persönlich traf, und den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes. Besser konnte man ihn nicht von den Seinen fernhalten und seine weitere Verwendung im Dienste des Kaisers einleiten.

Über den Kanal aber ging Ferrante Gonzaga, um mit den Engländern, die bisher nur schüchtern von Calais aus angefeht hatten, den weiteren Kriegsplan vorzubereiten.

Papst und Kaiser. Der Reichstag zu Speyer 1544

Schon in den ersten Tagen des Januar machte sich der Kaiser wieder auf den Weg über Aachen an den Rhein, um den längst angekündigten Reichstag in Speyer seinem Versprechen gemäß persönlich zu besuchen. Eine Verlegung nach Köln wäre ihm lieb gewesen, doch stellte er den eigenen Wunsch zurück hinter dem Bedürfnis, Ferdinand und den Ständen entgegenzukommen. Denn sein nächstes Ziel war offenbar, die deutschen Fürsten gegen Frankreich zu gewinnen. Da nun kein Zweifel darüber besteht, daß er seit 1541 ernstlich daran dachte, gegen die Protestanten nötigenfalls mit Gewalt vorzugehen, erhebt sich die gewichtige Frage, wie weit das bald sehr schroffe Auftreten gegen die römische Kurie und das befremdende Eingehen auf die Forderungen der Protestanten seiner wirklichen Meinung entsprachen oder nur Mittel der Betäubung und Irreführung der Schmalkaldischen gewesen sind. Auffallend genug war beides. Wir werden die Vorgänge auch unter diesem Gesichtspunkte aufmerksam verfolgen.

Der kaiserliche Gesandte in Rom hatte mit seinem Drängen auf eine Erklärung des Papstes gegen Frankreich kein anderes Ergebnis als die Entsendung des Kardinallegaten Alessandro Farnese gleichzeitig an den kaiserlichen und an den französischen Hof. Für Deutschland sollte ihm der Nuntius Sfondrato zur Seite stehen, ein Cremonese, verwitwet, der Vater des späteren Papstes Gregor XIV, früher auch einmal in kaiserlichen Diensten zu Siena. Darauf besann sich der Kaiser, als er ihm durch Farnese vorgestellt wurde: „Ihr waret mir ein wackerer Diener, falls Euer Kleid Euch nicht gewandelt hat.“ Das Mißtrauen des Kaisers erscheint verlegend, wurde auch so empfunden, aber es war berechtigter, als er selbst noch mußte. Denn diese Mission Sfondratos lag keineswegs im Interesse des Kaisers.

Wir kennen die Instruktion des Nuntius an die deutschen Fürsten, von denen der einige persönlich aussuchen sollte. Sie bezweckte nichts Geringeres, als dem Kaiser in den Arm zu fallen, die deutschen Fürsten zur Intervention zwischen dem Kaiser und Frankreich aufzurufen, wie vor zwanzig Jahren. Das wäre an sich für die bayrische Politik wohl tragbar gewesen, aber gegenüber dem Nuntius besannen sich die Herzöge doch auf ihre Stellung zum Reichsoberhaupt und entschuldigten sich damit. Der Kurfürst von Brandenburg kehrte sogar den Spieß um und verlangte vom Papst, daß er dem türkenbündlerischen Könige von Frankreich endlich den Ehrentitel des „Allerchristlichsten“ entziehe.

Farnese aber hatte den undankbaren Auftrag, wieder einmal Frieden zu stiften mit verbrauchten Mitteln, wie dem Vorschlage einer Abtretung Mailands oder wenigstens Savoyens durch das Reich. Beides mit dem besonderen Anerbieten, daß der König von Frankreich für den Herzog von Orléans anderweitig sorgen und den Kaiser auch von dem Anspruch auf Navarra entlasten werde. Das konnte sich wohl kaum auf die am französischen Hof erwogene Heirat des Herzogs mit der Jeanne d'Albret beziehen. Dazu bedurfte es außerdem, wie der Kaiser bemerkte, erst noch einer Ehescheidung. Oder handelte es sich um eine Anspielung auf die von den Farnese so sehr gewünschte Verbindung zwischen dem Herzog und der Vittoria Farnese, deren Förderung nach einem vertraulichen Briefe des Kardinals Gonzaga die eigentliche Aufgabe der Legation Alessandros in Frankreich gewesen war?

Granvelles Schwager, Bonvalot, dessen außenpolitische Fähigkeiten ja der Kaiser besonders schätzte, hatte vertrauliche Nachrichten vom französischen Hof, zum Teil von der Königin Eleonore selbst, und wußte, daß in Frankreich lebhafteste Abneigung bestand gegen diese neue Mesalliance mit einer Papstnichte. Das königliche Blut habe an einer Medici genug, sagten die Leute. Aber welcher Abgrund gieriger Familienpolitik des alten Papstes tut sich auf, wenn er es wagte, sein hohes Amt zu einer solchen Mission so feierlich zu mißbrauchen; wenn er dem umworbenen französischen Königshause als ersten Liebesdienst zudachte, ihm angesichts des drohenden Angriffs vom Kaiser und von England mit der Autorität des Stellvertreters Christi einen Frieden auf Kosten des Kaisers zu bescheren. Und mit wie schlechtem Gewissen mag der Kardinalnepot, der doch um alles wußte, vor den Kaiser getreten sein!

Der Kaiser war äußerst erregt. Er hatte den Legaten am 20. Januar in Kreuznach durch Granvelle und seinen spanischen Sekretär Idiaquez begrüßen lassen. Am nächsten Tage empfing er ihn in Audienz; anfangs mit großer Selbstbeherrschung. Er antwortete auf die Werbung in längerer Zwiesprache,

stellte einiges richtig, wie etwa den Sinn seiner Angebote der Übertragung Mailands oder der Niederlande an einen Sohn des Königs mit einer Infantin oder einer Erzherzogin, was keinerlei Anerkennung irgendwelcher französischer Rechte, sondern nur seinen Friedenswillen bekunden sollte. Oder, daß es ihn verleze, vom Papst fortgesetzt auf gleicher Stufe mit dem Türkenfreunde Frankreich behandelt zu werden; daß er über Abtretung Sienas nicht verhandle und anderes. Zwischendurch enthielt er sich nicht zu sagen, von gewissen Dingen zu reden sei überflüssig, da man wisse, wie eigensinnig der Papst an vorgefaßten Meinungen festhalte.

Der Kardinal zeigte sich betroffen und enttäuscht und beteuerte seine und Seiner Heiligkeit gute Gesinnung für den Kaiser. Da unterbrach ihn der Kaiser sehr heftig mit dem Hinweis auf alles das, was das Haus Farnese ihm verdanke. „Monsignore, Sie erhielten von uns das Erzbistum Monreale, Ihr Vater Novara, Ottavio unsere Tochter mit 20 000 Dukaten Einkommen. Zwei Freunde, Urbino und Colonna, habe ich Seiner Heiligkeit geopfert — und nun muß ich es erleben, daß der Stellvertreter Christi sich dem Könige von Frankreich oder vielmehr dem Türken anschließt! Er möge sich vorsehen, daß es ihm nicht geht, wie einstens Clemens VII!“ Der Kaiser drohte, er werde auf dem Reichstage die Reform der Kirche selbst in die Hand nehmen und die Mißbräuche abstellen. Solche Töne waren einst aus der Umgebung Gattinaras erklingen. Jetzt kamen sie von den Lippen des Kaisers selbst. Hieß es nicht bei aller Reverenz ähnlich auch in dem Testament für Philipp?

Die schriftliche Antwort des Kaisers, obwohl man Farnese bei der letzten Redaktion mitwirken ließ, war so scharf, daß der Papst sie im Konsistorium nicht vorzulegen wagte. Juan de Vega, der vom Kaiser einen eingehenden Bericht erhielt, verbreitete Abschriften. Auch in Deutschland wußte man von dem ungnädigen Abschied des Legaten. Granvelle hatte ihm noch einmal mit aller Deutlichkeit die Wahrheit gesagt über alle Sünden des Königs von Frankreich, seine gehäuften Vertragsbrüche, seinen Einfall in Savoyen, seine offene Förderung der Lutheraner, sein Bündnis mit den Türken, seine Gefangennahme des Erzbischofs von Valencia, der nur durch Geschenke an seine Freundin, die Frau von Stampes, wieder freigegeben sei, seine Intrigen in Italien — alles dieses gedeckt durch den Papst, für den es von rechtswegen keine andere Pflicht geben sollte, als sich offen mit dem Kaiser zu verbinden.

Der Papst war davon weit entfernt. Aber in Deutschland durchbrach um so sicherer immer wieder der Glaube an den Kaiser das eingewurzelte Mißtrauen wie die gebotene Vorsicht. Selbst Luther schrieb noch am 8. März 1544 an

Amsdorf: „Das Neueste ist das Bündnis von Papst, Franzosen und Türken wider den Kaiser.“

Daß der Legat vor Beginn des Reichstages heimkehrte, entsprach durchaus dem Wunsch des Kaisers, der es seinem Bruder schrieb, aber auch Farnese selbst ins Gesicht gesagt hatte, päpstliche Legaten pflegten auf den Reichstagen die Verhandlungen nur zu erschweren. Erst recht hielt er natürlich die französische Botschaft vom Reichstag fern; der englische Bundesgenosse war durch den Gesandten Wotton vertreten; den Franzosen versagte der Kaiser die Pässe. Sie mußten sich mit einer schriftlichen Botschaft behelfen, und diese erging sich denn auch um so breiter in den schönsten Redensarten von alter Stammesverwandtschaft und in den sadenscheinigsten Entschuldigungen wegen des Türkenbündnisses ihres Herrn. Selbst Abraham, David, Salomo und viele Kaiser, wie Friedrich II, hätten Bündnisse mit den Ungläubigen geschlossen. Gegen Angriffe werde der König die Deutschen schützen, sobald der Kaiser ihm das „Seinige“ zurückgegeben habe. Freilich dürfe man die Türken nicht reizen, wie es der Kaiser durch Wegnahme von Tunis getan habe — als wenn die Barbaren von Afrika nur als friedliche Naturfreunde die Küsten von Spanien, Neapel, Sizilien und Mallorca heimzusuchen pflegten! Eben damals schleppte Barbarossa wieder anderthalbtausend Sklaven davon.

Die deutschen Fürsten ließen sich denn auch keinen Eindruck mehr machen.

Ebensowenig der König von Dänemark, der im beiderseitigen Interesse der Schifffahrt und des Verkehrs den Weg zurück fand von Frankreich und Osee zu dem kaiserlichen Herrn der Niederlande, der ihn im Speyerischen Vertrag anerkannte, während Sfondrato den Pfalzgrafen weiter gegen ihn heizen sollte. Auf die Schmalkaldischen wirkte es vollends überzeugend, daß ihnen der Reichsvizekanzler Navas französische Briefe vorlegen konnte, wonach der König gegen „Rückgabe“ Mailands bereit gewesen wäre, den Kaiser gegen sie zu unterstützen.

Trotz so vieler günstigen Bedingungen gestaltete sich die Durchführung des Reichstags dennoch zu einer schweren Geduldsprobe.

Zunächst dauerte es Wochen, bis die Stände in Speyer erschienen. Als die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, der Landgraf am 8. Februar, der Kurfürst von Sachsen am 18. endlich in Person eintrafen, wartete der Kaiser schon wochenlang in höchster Spannung, da ihm wie 1541 in Regensburg kostbare Monate ungenutzt zu zerrinnen drohten. Die Proposition verlangte Türkenhilfe und Unterstützung des Kaisers gegen Frankreich. Diese Forderung trat zum ersten Male auf; sie fand überraschende Zustimmung.

Jedoch von seiten der Protestanten nur unter der Voraussetzung von Zusicherungen in bezug auf „Friede und Recht“, wie sie die Altkirchlichen nicht zu geben gewillt waren. Der Kaiser verlangte den Vortritt für die Beratungen über die Hilfen, stieß aber auf Schwierigkeiten und machte den Vorschlag, daß man in diese Beratungen wenigstens unverbindlich eintrete. Auch das lehnten die Protestanten zunächst ab; zumal sie wegen der alten Zerwürfnisse der Städteboten mit den Fürsten alle Städte auf ihrer Seite wußten. Aber gerade die Führer, Sachsen und Hessen, neigten zum Einlenken; teils wegen der braunschweigischen Sache, die sie allein traf, teils nach den Verträgen der letzten Jahre, den Erfolgen des Kaisers gegen Cleve und dem Wettbewerb mit Herzog Moriz. Noch hielten die Städte, aus Besorgnis für ihren Handel, und die rheinischen Kurfürsten, die das Kriegsfeuer nicht gern allzu nahe hatten, zurück. Alle hofften auch mit einer bloßen Erklärung gegen Frankreich, ohne große Hilfe, davonzukommen. Da lenkten doch die Kurfürsten ein, und im Fürstenrat ließ sich der Landgraf in fast leidenschaftlicher Rede gegen Frankreich vernehmen. Er predigte einmal so hinreißend den Krieg gegen den Feind Gottes und der Christenheit, daß der junge sehr katholische Bischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, äußerte, der Heilige Geist selber scheine den Landgrafen inspiriert zu haben.

So brachten die im einzelnen überaus schwerflüssigen Verhandlungen von Ende Februar bis zum 4. April dem Kaiser wirklich die stattliche Reichshilfe von 24 000 Knechten und 4000 Reitern auf sechs Monate. Man kann nicht sagen, was wichtiger war, die Bewilligung an sich oder diese offene und einmütige Trennung der Gesamtheit der Reichsstände von Frankreich. Sie machte auch den englischen und venezianischen Gesandten Eindruck. Granvelle war äußerst befriedigt.

Nun aber begannen erst die eigentlichen Schwierigkeiten, weniger in betreff der Aufbringung der Mittel durch Matrikeln oder gemeinen Pfennig, als wegen der Gegenleistung an die Protestanten. Der Kaiser verbot den evangelischen Gottesdienst in der Dominikanerkirche, aber er gab dem Landgrafen den Kreuzgang dafür frei; das tat er doch. So neigte er überall zum Entgegenkommen, soweit er es verantworten zu können glaubte.

Wie früher stritt man über die grundsätzliche Frage einer Ausdehnung kaiserlicher Deklarationen auf neu hinzutretende Anhänger der Augsburgischen Konfession. Granvelle bekämpfte sie leidenschaftlich und in den heftigsten Ausdrücken. Die anfänglichen Erfolge schienen wieder in Frage gestellt, denn alle Bewilligungen waren ja nur bedingt. Da griff der Kaiser zu einem neuen

Mittel. Am 1. Mai ernannte er die ihm ergebenen Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Friedrich von der Pfalz (der seinem Bruder Ludwig am 16. März gefolgt war) zusammen mit dem Reichsvizekanzler und dem Kardinalbischof Christoph Madruzzo von Trient zu Vermittlern.

Indessen, die Altkirchlichen zeigten sich jetzt noch schwieriger als die Protestanten, die sich nur nicht wieder mit einer rechtlich minderwertigen Deklaration abspeisen lassen wollten. Der Kaiser durfte sehr weit entgegenkommen, weil er stets seine Zugeständnisse „bis zu dem zukünftigen Konzil“ befristete. Um so wichtiger freilich, wie dieses Konzil gedacht war. Sehr dringend weiser die Besetzung des Reichskammergerichts, weil damit die praktische Rechtsprechung für Jahre bestimmt wurde. Die entgegengesetzten Forderungen beider Konfessionen aber waren unvereinbar.

Der Kaiser drängte und gab am 24. Mai einen letzten Bescheid. Granvelle drohte. Am 28. Mai kam man mit den Unterhändlern zum Schluß; man fand kein anderes Mittel, als im Sinne der Protestanten die kaiserlichen Zusicherungen in den Abschied selbst aufzunehmen, jedoch im Sinne der Altkirchlichen nicht als Beschluß der Reichsstände, sondern aus kaiserlicher Machtvollkommenheit. Sie beschloffen nicht; sie beugten sich.

So kam es am 10. Juni zum Reichstagsabschied, durch den die Stände außer der Franzosenhilfe noch die in den Reichskreisen aufzubringende „beständige, tapfere Defensivhilfe“ beschloffen, um damit „die beschwerten Christen, Land und Leute von der viehischen Gewalt des Türken zu erretten“. Der Abschied beklagte beweglich den Zwiespalt in der Religion und nahm zur Abhilfe bis zu einem „gemeinen christlichen freien Konzil in deutscher Nation“ „eine christliche Reformation“, auf einem neuen Reichstag zu beschließen. Bis dahin bestimmte der Kaiser „aus unserer kaiserlichen Majestät Machtvollkommenheit, daß hinfüro in der Religion- und Glaubenssachen, auch keiner anderen Ursachen halber, niemand den andern befehlen, bekriegen, überziehen solle, sondern jeder den andern mit rechter Freundschaft und christlicher Liebe meinen“, „kein Stand dem andern seine Untertanen abpraktizieren oder in Schuß nehmen“, auch den nicht reichsunmittelbaren „Geistlichen ihre Renten, Zinse und Einkommen, deren sie zur Zeit des Regensburgischen Abschieds in Posses gewesen“ nicht vorenthalten, nur daß davon die „Ministeria der Kirchen, Pfarren und Schulen, auch Almosen und Hospitäler unterhalten würden, ohngeachtet wes Religion die seien“. Endlich, daß die Prozesse am Reichskammergericht gegen die Augsburgischen Konfessionsverwandten weiter suspendiert sein und bis zum nächsten Reichstag Unterhalt und Besetzung

des Gerichts mit tüchtigen Beisitzern vorbereitet werden sollten, wiederum „unangesehen, welches Teils Religion die seyen“.

Nicht so sehr in den ja durch das Konzil befristeten Zugeständnissen des Friedens und der Nutzung geistlicher Güter, als in der für den nächsten Reichstag ins Auge gefaßten christlichen Reformation und in der Parität „beider Religionen“ war in der Tat der streng katholische Standpunkt durch den Kaiser aufgegeben. Aber hatte er sich damit wesentlich von der Linie entfernt, die er seit Jahren innegehalten hatte? Seine Regierung glaubte 1524 die damals geplante Nationalversammlung verbieten zu müssen; aber unter anderen Umständen hatte er sie selbst erwogen. Und war er in der Instruktion für Held und in den Drohungen gegen Farnese nicht schon mindestens so weit gegangen wie jetzt?

Kein Wunder, daß die römische Kurie sich entrüstete. Am 24. August erging das berühmte Tadelsbreve gegen diesen Reichstagsabschied, das den Plan der Nationalversammlung, den Gedanken einer kaiserlichen Interimsregelung und die Preisgabe der Kirchengüter als Eingriffe in die geistlichen Rechte auf das schärfste verurteilte. Dem Kaiser rückte das höchst salbungsvolle päpstliche Breve seine Vorgänger Konstantin und Karl den Großen als rühmliche Vorbilder vor Augen (in deren Bahnen Karl V in Wahrheit durchaus blieb) und beschwor ihn, nicht den gottlosen Nero, Domitian, Heinrich IV und Friedrich II zu folgen; sonst werde es ihm und seinen Reichen gehen, wie den Juden und Griechen, über die Gottes Strafgericht hereingebrochen sei.

Die Stimmungen und Ereignisse der Jahre 1526 und 1527 schienen wiederzukehren. Damals traten die Sekretäre Gattinaras als Publizisten gegen das Papsttum in die Schranken. Jetzt waren es Luther und Calvin, die des Kaisers Verteidigung übernahmen. Die geschulte Dialektik Calvins hielt dem Papste einen blanken Spiegel hin und zeigte ihm schonungslos die historischen und moralischen Schwächen des Breve. Gröber griff Luther zu, den der Kanzler Brück zunächst zurückhalten wollte, mit der „Baumart zuzuhauen“. Aber es gehörte nun einmal zu dem Übermaß verhängnisvoll glücklicher Fügungen im Leben des Kaisers, daß er Hilfe fand, die er nicht gerufen hatte, vielmehr innerlich verwarf. Seinerseits ließ er dem Papste sagen, Inhalt und Form des Breve beträfen zu sehr seine Würde und sein Ansehen, als daß er es angemessen finde, darauf einzugehen.

Ob der Kaiser bei seiner Fahrt durch die Lombardei ein Zusammenwirken mit Andrea Doria und dem Marchese del Vasto von der See und von Piemont aus nach Frankreich hinein erwogen hat, wie das dem großen Plan entsprochen hätte, wissen wir nicht. Jedenfalls sahen sich hier, wie im Luxemburgischen, die Kaiserlichen inzwischen in die Verteidigung gedrängt. Der Herzog von Enghien hatte (mit türkischer Hilfe) Nizza erobert, dann die Alpen überschritten, einigen Raum gewonnen und zuletzt die Wendung auf Carignan südlich Turin genommen. Der Marchese suchte da dem tapferen Pirro Colonna zu Hilfe zu kommen, rückte von Osten heran, stieß aber unerwartet auf der Straße nach Commariva nahe dem kleinen Orte Ceresole am 14. April 1544 auf die Armee des Herzogs und erlitt eine sehr blutige Niederlage.

Die Franzosen konnten diesen Erfolg nicht ausnutzen, weil ihnen das Geld fehlte, die Schweizer zu besolden. Ein Vorstoß des Peter Strozzi bald nachher auf Mailand schlug fehl und führte zu seiner Niederlage bei Serravalle an der Scrivia südlich von Tortona. Die aus dem Verkauf von Marano an Venedig erzielten 350 000 Dukaten waren damit umsonst vertan. Enghien und del Vasto schlossen Frieden, und die Stellung der Kaiserlichen blieb um so mehr gesichert, als im Sommer die Franzosen alle Kräfte notgedrungen in den Norden zogen. König Franz prahlte schon, er werde dem Kaiser fünfzig Landrecys entgegenstellen.

Allein noch während des Speyerischen Reichstages hatten die Operationen mit der Wiedereroberung Luxemburgs durch Ferrante Gonzaga und den aus französischen Diensten zum Kaiser übergetretenen Wilhelm von Fürstenberg begonnen. Am 6. Juni konnten sie einziehen. Sodann sammelte der Kaiser die Haupttruppenmasse bei Metz, um von hier aus durch das Gebiet der Bistümer und das Herzogtum Lothringen, dessen alter Herzog am 14. Juni gestorben war, auf Ligny und Commercy an der Maas und weiter auf die Marne vorzurücken. Die Heerschau in Metz war glänzend. Umgeben von seinen spanischen und italienischen Heerführern, deutschen Herren und Kriegsobristen musterte der Kaiser 3000 italienische, 4000 deutsche Reiter, zum Teil unter Führung der jungen Fürsten, je 8000 Knechte unter Fürstenberg und Bemelberg, je 6 bis 7000 Spanier und Niederländer, dazu 62 Geschütze mit 3500 Pferden, 1400 Pioniere, 200 Wagen zu je 8 Pferden, 70 Boote auf Wagen mit ihrer Besetzung, insgesamt über 40 000 Mann.

In Metz weilte der Kaiser vom 17. Juni bis zum 6. Juli, empfing auch seine Nichte, die junge Herzogin von Lothringen, und vollzog am 21. Juni ein neues sehr bemerkenswertes, früher unbekanntes Codicill zu seinen Testamenten in spanischer Sprache, besiegelt von seinen Sekretären Vidiaquez und Bave. Es beginnt mit einer heftigen Absage an den König von Frankreich und alle früheren durch die französische Treulosigkeit und Türkenfreundschaft hinfällig gewordenen Familienpläne. Statt ihrer suchte der Kaiser das Heil seines Hauses jetzt in dem engsten Anschluß an die österreichische Linie durch die Ehe der Infantin Maria mit dem ältesten Sohne des Königs Ferdinand. Nur für den Fall, daß Philipp seiner Schwester Maria die Niederlande abtrete, solle sie den zweiten Sohn Ferdinands ehelichen, es sei denn, daß Philipp keine Erben habe und Maria die Nachfolge in Castilien und Aragon zufalle. Dann solle der zweite Sohn Ferdinands die zweite Tochter Karls heiraten und damit eine Verteilung der habsburgischen Länder eintreten, wie sie jetzt zwischen Karl und Ferdinand bestand; allerdings mit dem bemerkenswerten Unterschiede, daß dann die jüngere Linie mit Osterreich und dem Reich auch die Niederlande erhalten sollte, deren Verbindung mit Spanien für eine Frau unhaltbar sei. Karl gefiel sich weiter in einer derartig ausgeklügelten Kasuistik, kaum ein Vierteljahr bevor er das alles wenigstens auf Zeit doch wieder umstoßen sollte.

Am meisten bezeichnend für die ernste Stimmung, mit der Karl jetzt in seinen größten Krieg zog, daß er wie in den Testamenten für Philipp auch in diesem Codicill Vorkehrungen traf für den Fall seines Todes im Felde. Dann sollten Philipp und gegebenenfalls Maria, ohne Rücksicht auf ihr Alter oder Marias ledigen Stand sofort erb- und regierungsfähig sein.

Mittlerweile waren die Truppen in der Richtung auf die Marne vorgezogen. Der Kaiser folgte ihnen über Pont à Mousson, Toul, Pagny an der Maas, nachdem Commercy als Schlüssel des Maasüberganges besetzt war, über Ligny am Ornain, südlich Bar le Duc, auf St. Dizier an der Marne. Es war ein Vormarsch von gut hundert Kilometern, bis man auf den ersten ernstlicheren Widerstand stieß. Man erfuhr, daß die französische Hauptarmee in unbekannter Stärke noch weiter Marne abwärts bei Jaalons zwischen Chalons und Epernay stehe.

St. Dizier mußte in planmäßiger Belagerung mit Laufgräben, Batterien und Minen sturmreif gemacht werden. Dabei wurde gleich in den ersten Tagen der junge René de Chalon, Prinz von Oranien und Erbe von Nassau, in den Laufgräben durch eine feindliche Kugel in der Schulter lebensgefährlich ver-

wundet; er starb am 21. Juli. Während man die Festung umzingelt hielt und sich in erfolgreichen Streifen sicherte und verpflegte, erfuhr man von dem weiter Marne abwärts gelegenen Vitry so heftige Belästigungen, daß der Kaiser diese Stadt durch eine besondere Expedition unter Moriz, Markgraf Albrecht, Este und Fürstenberg am 23./24. Juli nehmen ließ. Dabei kam es zu einem erfolgreichen Reitergefecht außerhalb der Mauern und dann ohne allzu große Mühe zur Besetzung von Vitry selbst, wo Este die Standarte des Kommandeurs Brissac erbeutete.

Auch die Besatzung von St. Dizier bot endlich am 9. August ihre Kapitulation an, falls sie nicht binnen acht Tagen Hilfe erhielt. Da diese nicht erfolgte, schritt sie am 17. August zur Übergabe gegen freien Abzug unter Zurücklassung der Artillerie und Munition. Damit war der Kaiser Herr der mittleren Maas und Marne.

Aber er stand erst knapp halbwegs Paris, das immer deutlicher sein Ziel wurde, hatte vor sich noch das verschanzte französische Heer und wachsende Schwierigkeiten der Verpflegung. Vor allem wäre ihm wichtig zu wissen gewesen, wie weit der König von England, der von Calais bis Paris ungefähr dieselbe Strecke zu durchmessen hatte wie der Kaiser von Metz her, inzwischen gediehen sei. In Wirklichkeit lag der König noch immer vor Boulogne. Aber das wußte der Kaiser nicht. Zunächst hieß es für ihn: weiter auf Paris! Er erwog zwischendurch Unternehmungen auf Troyes, Reims oder Ste. Menehould an der oberen Aisne. Sehr ernst rekonnozierte er Chalons auf eine etwaige Belagerung, gab sie aber als zu schwierig und zeitraubend auf und beschloß den weiteren Vormarsch „in das Herz dieses Landes“, da er damit auch der Verpflegungs- und Besoldungsschwierigkeiten am ehesten Herr zu werden hoffte.

Über la Chaussée gelangte die Armee in einem anstrengenden Nachtmarsch vom 2. auf den 3. September an Chalons vorbei immer in der Richtung auf Paris Marne abwärts nach Ay und Epernay. Der Versuch eines Marneübergangs und Angriffs auf eine neue französische Stellung wurde wieder abgebrochen. Man eilte vorwärts, die leichten Reiter erkundeten schon bis Meaux.

In Paris gab es eine Panik. Viele flüchteten, und es bedurfte der ganzen Autorität des im Felde nicht mehr brauchbaren, aber für seine Pariser doch noch eindrucksvollen Königs, um die Gemüter zu beruhigen.

Inzwischen bahnten sich nun aber höchst aussichtsvolle Verhandlungen an, die in kaum vierzehn Tagen zu dem lange so geheimnisvollen Frieden von Crépy führten.

Der Kaiser war während der letzten Wochen in der äußersten Anspannung, da die Entscheidungen über die militärischen Operationen, die überfühn vorwärts getrieben waren, in unausgesetzter Wechselwirkung standen mit dem Gang der Besprechungen. Gonzaga und Granvelle taten es ihm gleich an Umsicht und Festigkeit in der Behandlung der ersten Friedensfühler und der späteren sehr verwickelten Präliminarien. Über alles dieses unterrichteten uns neben den Letzten des Friedens selbst am besten die sehr ausführlichen und rückhaltlosen Berichte an die Königin Marie; sie stützen die Chronik des Busto.

Am 20. Juli schrieb der Kaiser zuerst von einem Versuch des Kardinals von Lothringen, der keine Folgen hatte, dem Kaiser aber Gelegenheit gab auszurechnen, daß er vor dem 25. September nicht auf neue Geldmittel rechnen könne, und daß es gut sei, inzwischen eine Waffenruhe vorzubereiten, am besten von den Engländern her. In weitgehender Resignation glaubte er nicht an die Möglichkeit eines wirklichen Friedens. Merkwürdigerweise aus den Gründen, die in Wirklichkeit gerade zum Frieden führen sollten. Er mußte längst aus intimen Mitteilungen vom französischen Hofe, daß das Verhältnis zwischen dem König und seinen Söhnen, besonders zwischen diesen beiden, dem jetzigen Dauphin, früheren Herzog von Orléans, und dem Herzog von Orléans, der vor dem Tode seines ältesten Bruders den Titel Angoulême geführt hatte, herzlich schlecht war. Viele, wohl auch der Dauphin, wünschten Orléans mit der Erbin von Navarra zu verheiraten. Dieser selbst aber erklärte wiederholt, er wolle nicht für immer in Frankreich der zweite sein, lieber eine kleine Herrschaft im Ausland erwerben. Deshalb war er der Kandidat der Farnese, deshalb auch immer wieder williges Objekt der habsburgischen Heiratspolitik, von Eleonore offenbar darin bestärkt.

Am 30. Juli erschien der erste Kämmerer des Herzogs, der Bailli von Dijon, ein Herr von Billers, bei Granvelle mit Vorschlägen zur Verbindung des Herzogs mit der Infantin und beider Belehnung mit Mailand. Granvelle lehnte rundweg ab, hielt aber die einmal angeknüpften Fäden fest, als sich herausstellte, daß der Bailli mit Vorwissen des Königs kam. Von seinen Prahlereien, daß der König Mitte August gewaltig verstärkt werde, ließ man sich nicht täuschen. Als Billers von der Ehe zwischen Orléans und dem Hause d'Albret sprach, lobte man diese, was ihn völlig verwirrte. Aber der Kaiser merkte doch, daß sich Aussichten öffneten und ließ seine Schwester Marie die ihr schon anbefohlene Praktik wegen Einfädelung einer Waffenruhe durch die Engländer einstellen. Die Kaiserlichen waren ihrer Sache zunehmend sicherer geworden. Einen Fühler des Grafen Brienne beantwortete man mit dem Hinweis auf die für Frankreich sehr ungünstige europäische Lage.

Bald knüpfte der Admiral von Frankreich Annebault selbst an, fand freilich das erste Geleit zu schwach und schickte zunächst nur den Dominikaner Guzman. Zeitig erschien auch der königliche Sekretär Aubespine, der am 31. August zum zweiten Male eintraf, nachdem der Kaiser spätestens am 29. das endgültige Geleit für Annebault und einen Ratspräsidenten vollzogen hatte. Am selben Tage gab er auch Gonzaga und Granvelle Vollmacht. Die Konferenzen spielten sich ab zu St. Amand, ein wenig nördlich der Marne zwischen Vitry und Chalons. Hier wurden wieder die Ehen zwischen Orleans und Habsburg, Margarete und dem Kaiser vorgeschlagen, doch blieb man schon nicht auf der Stufe von Aiguesmortes, sondern erörterte ernsthaft Friedensbedingungen großen Stils, Austausch der Eroberungen, Verzichtleistung auf das Strittige und politische Zusammenarbeit. Alles drängte also auf eine Kombination von Cambrai und Aiguesmortes. Man verabredete beiderseits neue Informationen und Wiederaufnahme der Verhandlungen am 8. September.

Inzwischen traf ein eigenhändiges Schreiben der Königin Eleonore vom 1. September aus Amboise beim Kaiser ein, politisch bedeutungslos, aber doch ein Stimmungsbild vom französischen Hofe. Es sei ihr, schrieb sie dem Bruder, schier unmöglich, ihm zu sagen, wie überglücklich sie die Nachricht mache, daß wirklich Verhandlungen zwischen ihm und ihrem Herrn dem Könige eingeleitet seien. Sie werde den König um Erlaubnis bitten, sich demnächst zum Kaiser zu begeben, und danke Gott, daß er ihr heißes Flehen erhört habe. Auch der Kaiser möge die Größe des Augenblicks empfinden, da sie, die beiden großen Monarchen, sich vor dem allerhöchsten Herrn zu seinem Dienst vereinigten! Sie hoffe, daß dieser neue Friede wirklich fest und dauernd bleibe und empfehle den Admiral als einen Mann von Treue und Ehre.

Unter solchen Umständen erfolgten in den Tagen vom 6. bis zum 10. September die eigentlichen Entscheidungen. Am 10. verließ der Kaiser das Marne-tal und bog nordwärts nach Soissons ab. Vorher, am 7., hatte er den Bischof von Arras zum Könige von England gesandt, noch in der Fiktion völliger Handlungsfreiheit, aber mit dem sehr bestimmten Begehren, entweder sofort gleich ihm auf Paris zu ziehen oder seine Zustimmung zu Verhandlungen zu geben. Auf die Rückkehr dieses Boten sollte man lange und fast verzweifelt warten. Als er endlich am 19. September wieder eintraf, war alles erledigt.

Aber zwischendurch ging es oft heiß her. Dreimal, schrieb Karl an Marie, sei man dem Abbruch ganz nahe gewesen. Um Einzelheiten, wie um Hesdin, habe man hitzig gekämpft; die Unterhändler behaupteten, die Preisgabe könne man dem Dauphin nicht zumuten. In der Tat hier lag, wie Karl früh geahnt

hatte, das Hauptproblem — einen Frieden zustande zu bringen, der den König, den Dauphin und Orléans gleichzeitig befriedigte. Der Herzog von Orléans sollte die Früchte des Friedens pflücken, der König brauchte und wollte den Frieden; den Dauphin mußte man schonen; in der Tat hat er später protestiert. Aber der Friede wurde geschlossen.

Und zwar in doppelter Form. Zunächst in einem großen offensiblen Friedensinstrument, in dem die alten Bestimmungen von Madrid und Cambrai, ohne ausdrückliche Bezugnahme darauf, wörtlich verarbeitet waren mit den Punkten, auf die es jetzt ankam. Und das waren: eine Türkenhilfe Frankreichs mit 10 000 Mann und 600 schweren Reitern, Restitution alles dessen, was beiderseits seit der Waffenruhe von Nizza 1538 erobert war, Rückgabe und Schließung auch des lothringischen Stenay, Heirat des Herzogs von Orléans mit der Infantin, um mit ihr nach dem Tode des Kaisers die Niederlande zu erben — oder mit der jetzt sechzehnjährigen Erzherzogin Anna von Österreich, die ihm nach Vollzug der Ehe in Jahresfrist Mailand zubringen sollte. Die Entscheidung über diese Alternative wollte der Kaiser in vier Monaten geben, da er dazu erst den Prinzen Philipp und Ferdinand fragen müsse.

Die Arbeit an diesem sehr umfangreichen Aktenstück zog sich natürlich über Lage hin, und man ist erstaunt, daß es überhaupt in einer guten Woche zu Papier gebracht werden konnte. Um so mehr als nach beachtenswerten Nachrichten auch noch Abmachungen in bezug auf Streitigkeiten um Nordamerika zustande kamen. Neben den französischen Piraten, denen schon einmal eine kostbare Sendung des Hernando Cortes zum Opfer gefallen war, beklagten sich die Spanier über Eingriffe in ihre kolonialen Rechte durch die neuerdings wieder unternommenen Versuche des Jacques Cartier und des Gouverneurs Roberval, in Canada Fuß zu fassen. Jetzt verzichteten die Franzosen ausdrücklich auf die Fortsetzung dieser Politik und versicherten in einem besonderen Aktenstück, daß sie „fortan die Rechte der Spanier und der Portugiesen auf alle indischen Länder“ respektieren würden.

Die Hauptsache blieb aber doch der schon von den Zeitgenossen vergebens umspürte Geheimvertrag von Crépy, den wir seit kurzem im Wortlaut kennen. Darin wurde ausdrücklich die Hilfe des Königs von Frankreich zur Abstellung der Mißbräuche in der Kirche, zur Beschickung des Konzils (sehr lehrreich in Trient, Cambrai oder Metz), sowie zur Zurückführung der deutschen Protestanten in den Schoß der Kirche feierlich versprochen. Sollte dieses nur mit Gewalt möglich sein, dann mit dem gleichen Aufgebot, wie es im Hauptvertrag für die Türkenhilfe vorgesehen war. Weiter, Hilfe zur Rückgabe von

Marano, von Savoyen und der „kaiserlichen“ Stadt Genf an den Herzog, auch hier zur Herstellung des wahren Glaubens. Endlich die Verpflichtung, keinen Frieden mit England einzugehen ohne den Kaiser, ja, schlimmstenfalls dem Kaiser gegen England zu helfen.

Am 18. September traf die Nachricht von dem Falle von Boulogne ein, der am 14. erfolgt war. Das war vielleicht der letzte Druck auf die Franzosen zum Vollzug der Verträge. Die Ausfertigung des Geheimvertrages durch König Franz in Meudon vor Paris hat das Datum des 19. September. Am selben Tage schrieb Karl an Marie aus Crépy nahe bei Laon, daß er dieses Aktenstück, das eine einseitige Verpflichtung des Königs enthielt, in der authentischen Form durch den Herzog von Orléans soeben erhalten habe. Der Geheimvertrag nennt als Tag des Abschlusses schon den 14. September. Damals war der Kaiser noch in Soissons, und der Text des offensiblen Vertrages im Nachlaß des Viglius van Zwijchem in Göttingen hat in der Lat die Bemerkung „aufgesetzt in der Abtei St. Nicolas in den Weinbergen bei Soissons, aber signiert in Crépy unter dem 18. September“. Vom Kaiser beschworen wurde der Vertrag am 19. September. Anscheinend hatte man beiderseits diesen Tag als Termin für die Unterzeichnung verabredet.

Am 20. Juli hatte der Kaiser seiner Schwester geschrieben, seine Mittel würden nur noch bis zum 25. September reichen. Genau eine Woche vorher stand er am Ziel. Und das war nun doch etwas anderes als Tunis oder Venloo! Jetzt brachte er Madrid (wenn auch ohne Burgund) und Cambrai mit all ihren Verzichtleistungen aus eigener Kraft heim. Jetzt erstreckte sich zum ersten Male die Abmachung auch auf die überseeischen Lande und die Kirchenpolitik. Jetzt war er zum ersten Male auch gegenüber Frankreich selbst Soldat, Feldherr, Diplomat und Kaiser. Denn so hieß es im Geheimvertrag, daß der König dem Kaiser helfen wolle zur Zurückführung der Abgewichenen und zur Reformation der Kirche, „da das eine Angelegenheit seiner Hoheit und kaiserlichen Würde“ sei. Der König werde dazu helfen, sofort oder so oft der Kaiser rufe, wenn es sein müsse, auch in Waffen „auf Erfordern des Kaisers“.

II. Der Schmalkaldische Krieg, das Reich und das Konzil

Der weltgeschichtliche Gegensatz zwischen Karl V und den deutschen Protestanten war so tief, daß er auch das individuelle Bild des Kaisers nur zu sehr durchfärbt hat. Man denkt dabei zumeist und mit Recht an das Universale im Gegensatz zu dem Landesherrlichen in Staat und Kirche. Doch war auch das eigentlich Katholische in Dogmatik und sittlicher Lebenshaltung in ihm so beispielhaft ausgebildet, daß man noch heute die Laienfrömmigkeit und Lebensführung des vorreformatorischen Zeitalters nicht vollkommener und intimer kennen lernen kann, als in seinen Gedanken, seinen Gewissensbedenken, seiner Ausdrucksweise und seinen gehäuften kirchlichen Werken.

Indessen ist damit doch nur die eine, der Reformation entgegengesetzte Seite seines Wesens gekennzeichnet. Innerhalb seiner eigenen Welt erscheint er dem unbefangenen Beobachter mit verschobener Front. Da gehört er an die Seite derjenigen Figuren unserer Vergangenheit, die man sonst gewohnt ist neben Luther zu stellen, dieser deutschen Kaiser und Könige, die wie Karl der Große, Heinrich IV und die Hohenstaufen zeitweilig das Recht des Reiches und der Laien verfochten haben gegen die römische Hierarchie. Bei ihm war dieses Verhalten gedämpft, wie alle seine zögernden Schritte, scheu im Hinblick auf geheiligte Autoritäten, nicht so grundsätzlich bewußt wie bei Gattinara und Mendoza, aber gleichwohl unverkennbar. Die Wurzeln lagen auch bei seinen Räten keineswegs allein in machtpolitischer Einstellung; bei ihm selbst gewiß vorwiegend und deutlich zunehmend in dem Bewußtsein höherer Berufung, wie es den Fürsten beider Konfessionen in dieser Periode beginnender Säkularisierung auch sonst innewohnte.

Waren in diesem Sinne die deutschen Stände nicht trotz ihrer Abweichungen in Lehren und Bräuchen Bundesgenossen gegen das verweltlichte italienisch-kirchenstaatliche Papsttum? Hatte er sie nicht seit Beginn seiner Regierung oft genug in diesem Sinne ausgespielt? Forderten nicht auch sie immer wieder das Konzil, das er zur Abstellung von Mißbräuchen, vielleicht auch zur Anerkennung der kirchlichen Eigenstaatlichkeit seiner Reiche selbst für nötig hielt?

Verglichen mit diesem ewig feindseligen Könige von Frankreich, der seine Keßer erbarmungslos verfolgte, aber mit Türken und Protestanten verbündet dem Konzil die allergrößten Schwierigkeiten entgegenstellte, oder mit diesen altkirchlichen Fürsten, die dem Hause Habsburg so offen widerstrebten, mußte er ihnen wahrhaftig oft nahe genug erscheinen. Daher das immer wiederholte Zögern, daher sein Verständigungswille und seine wechselnden kirchenpolitischen Verbindungen. Denn keine Politik auf dieser Welt hat völlig gleichgestimmte Partner; sie kann jeweils nur die Breite der Berührungsflächen abtasten, die sie nach den verschiedenen Seiten in wechselndem Maße besitzt. Deshalb muß alle Politik stets von derjenigen Aufmerksamkeit begleitet sein, der man mit dem Worte Mißtrauen eine unnötige moralische Schärfe gibt.

Mit der Idee des Reiches, die der Kaiser gegen das Papsttum ebenso vertrat wie die Rechte des modernen Staates, rückt seine Politik uns unter dem nationalen Gesichtspunkt noch näher. Denn damit war, wie Luther von Haus aus richtig empfand, auch der Gedanke der deutschen Einheit unmittelbar verknüpft als mit dem Landesfürstentum, das die beiden alten Einheiten zerriß und letzten Endes genau so dynastisch und international sein konnte, wie der Kaiser — mochte es immer die kaum noch geahnte Wiege des deutschen Staates der Zukunft sein und den politischen Protestantismus ebenso wie den religiösen umschließen.

So komplizierte sich der Lebenskampf dieses Kaisers immer mehr, wenn er über all den europäischen Schwierigkeiten in Deutschland gegen einen Teil der Stände die Kircheneinheit, gegen alle die Reichseinheit und die Stärkung der kaiserlichen Macht anstrebte. Es war sein Schicksal, daß er so oft auf einem Gebiete triumphierte und dann glaubte, nun auch die anderen Aufgaben lösen zu können, die ihm in vagen Umrissen, aber doch leuchtend vor Augen standen.

Protestantenkrieg, Reichstag oder Konzil?

Für den Kaiser war der Friede mit Frankreich die Bedingung jeder durchgreifenden Ordnung der deutschen Verhältnisse. Aber der Friede war jetzt belastet mit dem Fortgang des englischen Krieges und für den Kaiser mit der Alternative Mailand oder Niederlande. Da wir das Verhältnis des Kaisers zu seiner niederländischen Heimat kennen, zugleich aber wissen, wie nachdrücklich ihm zeit lebens die Bedeutung Mailands für die Weltherrschaft eingehämmert war,

verstehen wir seine Bedenken. Zunächst freilich übertönten die höfischen Besuche und Feste alle Sorgen. Schon einen guten Monat nach Crépy, am 22. Oktober 1544, zog die Königin Eleonore von Frankreich tief befriedigt in ihre Geburtsstadt Brüssel ein, begleitet von dem Herzog von Orléans, den der Kaiser bereits als Sohn oder Neffen behandelte, und der sich als Mittelpunkt der europäischen Politik sehr wohl fühlte. Sie kamen mit stattlichem Gefolge, in dem sich auch die Favoritin des Königs Madame d'Etampes befand. Den Kaiser umgaben die Königin Marie, die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand, sein Schwiegersohn Ottavio Farnese, der Vizekönig von Sizilien, Generale und Staatssekretäre, Ritter des Ordens, Kardinäle und Prälaten. Es gab eine Folge von Turnieren, Spielen und Tänzen — „des Herzens und Küßens war schon beim Empfang kein Ende“. Wie sollte man da des Friedens nicht gewiß geworden sein! Den Abschluß bildete ein Austausch überschwenglicher Handschreiben, dann der Gegenbesuch in Frankreich durch den Vizekönig von Sizilien.

Der kaum 45 jährige Kaiser erlitt bald nachher wieder heftige Sichtanfalle. In warme Tücher gewickelt, den Geschäften abhold, verstimmt, brütete er über der Alternative. Nach endlosen Beratungen und Denkschriften gab er, erheblich verzögert, Mitte Februar 1545 seine auch noch stark verlausulierte Entschliefung, und zwar für Mailand und damit für die Ehe des Herzogs von Orléans mit einer Tochter Ferdinands. Allein man sagte am Hofe, „zwischen Lippe und Kehlstrand könne sich noch manches ereignen“. Die Durchführung der Einzelheiten des Friedens machte ohnehin unsägliche Schwierigkeiten. Und wie, wenn der Herzog von Orléans den Vollzug der Ehe gar nicht erlebte? Dann stürzte das ganze Gebäude zusammen. Dann gab es keine Bindung Frankreichs an den Kaiser mehr; dann blieb nur der einzig überlebende Sohn des Königs, der jetzige Dauphin Henri, der einst mit seinem älteren Bruder vier Jahre Gefangener des Kaisers gewesen war und inzwischen gegen den Frieden von Crépy förmlich protestiert hatte. Das Verhältnis zu Frankreich hing also nur in dünnen Fäden. Schon spürte die Königin Eleonore wieder allerlei Verdrießlichkeiten, und im Kreise Granvelles befürchtete man eine neue französisch-englische Verständigung.

Noch freilich bediente sich der Kaiser neben der portugiesischen auch der französischen Unterstützung an der Pforte, wo Gerhard Veltwyk über Frieden oder Waffenstillstand in Ungarn und Siebenbürgen verhandelte. Noch hat auch Frankreich den Kaiser, niederländische oder deutsche Herren, wie Moritz von Sachsen, vom Kriegsdienst für England abzuhalten.

Mittlerweile hatte die neue große Stellung des Kaisers, wie so oft, auf die Kurie zurückgewirkt. Die kaiserlichen Räte taten alles, die Gunst der Lage zu halten. Sie kamen dem Hause Farnese verständnisvoll entgegen. Jetzt galt es, die Zustimmung des Kaisers zur Belehnung des Pier Luigi Farnese mit Parma und Piacenza zu erwirken, was Frankreich ungern sah, da ihm die beiden Städte und ihr Gebiet als Zubehör von Mailand galten. Noch war darüber nichts entschieden, als nun wirklich die vom Kaiser in Crépy ausbedungene Konzilsforderung Frankreichs in Rom abgegeben war und die Kurie sich beeilte, ihr zu willfahren. Unter dem 19. November wurde die allgemeine Kirchenversammlung auf den 15. März 1545, den Sonntag Laetare, nach Trient ausgeschrieben. Das entsprach an sich dem Wunsch des Kaisers, brachte ihn im Augenblick jedoch in Verlegenheit, da er ja in Speyer die Regelung der Religionsfrage in Deutschland, und zwar auf dem nächsten Reichstage, versprochen hatte. Dieser sollte bald in Worms zusammentreten. Aber die Dinge verschleppten sich. Nach der vorläufigen Eröffnung am 15. Dezember 1544 kam man erst nach Ferdinands Eintreffen zur Proposition am 24. März und zu wirklichen Verhandlungen.

Als den Kaiser die Sicht allzusehr quälte und er humorvoll „auf einen Waffenstillstand mit ihr“ kaum noch zu hoffen wagte, dachte er an seine Vertretung durch die Königin Marie. Ferdinand redete ihm das als unziemlich aus. So bestellte er neben seinen alten Kommissaren noch Granvelle und dessen Sohn, den Bischof von Arras, sowie erneut den Reichsvizekanzler Naves. Schließlich kam er doch selbst, am 16. Mai. Wie vor 24 Jahren forderte die Welt seine Entscheidung in der Schicksalsstadt der Reformation.

Am nächsten Tage, so war es vereinbart, erschien als päpstlicher Legat der Kardinal Farnese. Der Kaiser hatte ihn nicht erbeten, aber seine Entsendung durch Madruzzo angeregt. Er kam unter dem Vorwande der Türkenhilfe und brachte dafür, vielleicht auch für andere Zwecke, erstaunlicherweise bereits 100 000 Dukaten mit, die in Augsburg hinterlegt werden sollten. Dem entsprach der zuvorkommende Empfang. Sie wollten, scherzte der Kaiser, „die alten Konten vernichten und ein neues Buch anlegen“. Dann wurden sie bald gesprächsweise weiter fortgerissen, als wohl eigentlich ihre Absicht oder ihr Auftrag gewesen war, so daß jenes schwierige Problem einer Behandlung der Religionsfragen auf dem Reichstage neben dem bereits anberaumten Konzil durch ein viel aufregenderes ersetzt wurde, die Frage des Protestantenkrieges.

Es ist natürlich von dem allergrößten Interesse zu erfahren, in wessen Seele der Gedanke, nun wirklich die Waffen zu ergreifen, entstanden ist, und wer ihn

zuerst ausgesprochen hat. Unsere an sich reichen Quellen geben darauf keine eindeutige Antwort. Karl hatte ihn schon 1530 unter wechselnden Umständen erwogen. Wir glauben auch, daß er ihn 1541 nach dem Scheitern des Religionsgesprächs von Regensburg bestimmter ins Auge faßte, aber im Testament für Philipp vom Mai 1543 fanden wir ihn doch noch schwankend. Wollten wir seinen Memoiren trauen, so gab ihm der Erfolg gegen Cleve den entscheidenden Antrieb. Aber die Memoiren haben die Dinge nach dem Erfolg später sichtlich vereinfacht. Als er vor kurzem durch seinen Gesandten Juan de Vega den Papst um Unterstützung anging, braucht er noch keine genaue Vorstellung davon gehabt zu haben, wann und gegen wen er Krieg führen wollte. Durch seine Aufspaltung der Protestanten hatte er sich ohnehin in merkwürdige Schwierigkeiten begeben. Aber schon in seinem ersten Gespräch mit Farnese scheint der Kaiser durch seine Klagen über die Hartnäckigkeit der Protestanten und durch Äußerung seiner Sorgen vor ihrer Offensive, über Württemberg und Braunschweig hinaus, den Kardinal zur Kriegsbereitschaft entflammt und aus der noch vorgeschützten Defensivstimmung den Offensivgedanken in sich selbst freigemacht zu haben.

Nach seinem Brief an die Königin Marie zeigte sich Farnese ganz überrascht von seinen Eröffnungen. Doch muß der Legat die Sache äußerst lebhaft aufgegriffen haben, denn binnen kurzem trat man in entscheidende Verhandlungen, die sich in den Tagen vom 22. bis zum 27. Mai abspielten. Es waren Tage der Hochspannung in allen Lagern. Gerüchte ohne Maß durchschwirrten die Luft. Es gab zu denken, daß ein sizilianischer Mönch in einer leidenschaftlichen Predigt den Kaiser in Gegenwart des Legaten auffordern durfte, nun endlich seine Hand zum Reiserkriege zu erheben. Es wirkte auch nicht beruhigend, daß der Kardinal in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai bei schwerem Gewitter plötzlich verschwand. Verkleidet und in höchster Eile ritt er nach Rom, wo er am 8. Juni eintraf.

Schon am 17. Juni fiel dort die Entscheidung mit dem großartigen Angebot seines päpstlichen Großvaters an den Kaiser auf Zahlung von weiteren 100 000 Dukaten sofort, auf Bestellung von 12 000 Knechten und 500 Pferden auf vier Monate, einer Bewilligung aus dem Vermögen der spanischen Kirche bis zu 500 000 Dukaten und fast derselben Summe aus ihren Einnahmen. So hatten die Eisen und Steine der Kette des Goldenen Vlieses in den Zunder der Kurie überraschend schnell ein glühendes Feuer geschlagen.

Der Nuntius Mignanello begleitete die mündlichen Darlegungen des Kardinals mit einem Gutachten, das alle Bedenken gegen die machtpolitischen Ab-

sichten des Kaisers hinwegräumte. Die Erwägungen der Kurie konnten in der That nicht einfacher sein. Kam es jetzt zum Protestantenkrieg, so war man des gefürchteten Konzils ledig, niemand drängte mehr auf unerwünschte Reformen, der Kaiser wäre abgelenkt und würde den verbündeten Farnese in Italien gern freie Hand lassen. Das waren so große Vorteile, daß man alle Gefahren in den Kauf nehmen durfte.

Die Erwägungen des Kaisers waren weniger bequem und zuversichtlich. Zwar sah auch er einige Wochen offenbar dem Gedanken des Krieges ernstlich ins Gesicht, weil er sich seit Jahrzehnten sowohl gegenüber den Türken wie in Italien und gegenüber Frankreich nicht in so glücklicher und gesicherter Lage befunden hatte. Wohl auch, weil er bei dem Papste ein so brennendes Interesse und eine so wirksame Unterstützung fand. Vielleicht war es ihm sogar erwünscht, daß er jetzt in dem Konzil gleichzeitig ein zweites Druckmittel gegen die Protestanten besaß; vielleicht konnten nach dem alten Wortspiel Kanones und Kanonen zusammenwirken.

Und doch stellten sich dem sofortigen Beginn des Krieges nur zu bald die größten Schwierigkeiten entgegen. Mit Bayern, an das man sich schon damals von Regensburg aus anlehnen wollte, kam man nicht so rasch zum Ziele. König Ferdinand und Marie warnten. Die Königin berief sich auf die Geschichte Kaiser Sigismunds, der noch ganz Ungarn besessen und weniger Feind: gehabt habe, gleichwohl mit den Böhmen nicht fertig geworden sei. Auf Frankreich und den Papst sei kein Verlaß: England und Dänemark würden den Protestanten helfen und diese schlimmer machen als Hunnen und Vandalen, die einst aus derselben Wetterecke gekommen seien und alle Provinzen ruiniert hätten.

Sah man näher zu, so war doch auch der Kaiser keineswegs gerüstet und die Jahreszeit im Vorschreiten. Später beklagte er sich heftig darüber, daß der Papst sofort „die Trommel gerührt“, die Mobilmachung begonnen, den Ottavio Farnese zum Gonfaloniere der Kirche bestellt und damit die gemeinsamen Pläne ruckbar gemacht habe. Er behauptete, sich selbst und seinen Bruder, aber auch den Kardinal Farnese auf die Geheimhaltung eidlich verpflichtet zu haben. Wie immer er aber bei sich und nach außen den Wechsel begründete, jedenfalls entschloß er sich schon Anfang Juli, den Krieg für dieses Jahr abzublase. Granvelle schrieb darüber am 8. Juli sehr vertraulich an die Königin Marie, der Kaiser habe seinen Kavaliere Andelot nach Rom gesandt zur Begrüßung seiner Tochter und diese Gelegenheit benutzt, um von der Kurie Aufschub und den Entwurf eines Vertrages zu erbitten. In Deutschland bemühte

man sich, den schlechten Eindruck von dem, was durchg siebert war, nach Möglichkeit wieder auszugleichen.

Wir kennen den bedächtigen Kaiser zu gut, um nicht zu verstehen, daß ihm bei dem Temperament der Kriegsfreunde bald unbehaglich geworden war. Aber unzweifelhaft hatte er sich durch das unzeitige Vorprellen und das nachträgliche Zurückziehen die Lage ganz außerordentlich erschwert. Denn die Protestanten ließen sich nun nicht mehr überraschen, was die Farnese offenbar beabsichtigt hatten, und bei diesen konnte neues Mißtrauen das ursprüngliche Feuer gar zu leicht dämpfen. In bezug auf die Religionsverhandlungen in Worms aber, und als sie schließlich nach Regensburg verschoben waren auch für den Reichstag selbst, war der rasch eingewurzelte Argwohn nicht mehr zu überwinden. Endlich und vor allem erhob sich unter erschwerten Umständen wieder die alte Frage nach dem möglichen Verhältnis derartiger Religionsverhandlungen zu dem allein dafür zuständigen Konzil. Wenn der Papst jetzt seine Zustimmung dazu gab, so war das entweder ein bewußt gleißnerischer Schein oder eine unverzeihliche Schwäche gegenüber dem Kaiser um der politischen Vorteile willen für das Haus Farnese. Beides haben Zeitgenossen und nachlebende Historiker vermutet. Auch dem Kaiser hat man in diesem Sinne ein falsches Spiel zugetraut.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage.

Der Kaiser hatte in Speyer Verhandlungen über die Religionsfrage auf dem nächsten Reichstag zugesagt, und Melanchthon erwartete mit ängstlicher Spannung deren Verlauf. Der Kaiser hatte damit den Anschein friedlicher Gesinnung zur Schau getragen und die Protestanten getäuscht, die freilich auch ihrerseits aus Klugheit oder Ermüdung gute Worte nicht sparten. Nach den bisherigen Erfahrungen konnten beide Teile solche Verhandlungen unmöglich noch für aussichtsreich halten. In der Tat benutzte der Kaiser sie jetzt weniger, um es nochmals friedlich zu versuchen, als um die Protestanten hinzuhalten.

Aber auch nach der anderen Seite überspannte er um seiner taktischen Zwecke willen die Linie billiger Forderungen. Ernsthafte Religionsverhandlungen neben einem Konzil waren eine Unmöglichkeit. Anders, solange das Konzil noch nicht eröffnet war oder sich von dogmatischen und disziplinären Entscheidungen fernhielt, um sich auf die Reformen zu beschränken. Eben dieses wäre dem Kaiser innerlich das Liebste gewesen. Er rechnete außerdem noch mit all dem Unfertigen, mannigfach Abgetönten in dem damaligen deutschen Protestantismus, dessen tiefere halb religiöse, halb politische Lebenskräfte ihm verborgen blieben. Er glaubte, die einen noch gewinnen zu können und die anderen durch ihre Ablehnung von Gespräch oder Konzil ins Unrecht zu setzen oder weiter zu ent-

zweien; vor allem, den Krieg damit vielleicht doch noch zu vermeiden. Er begriff nicht, was er allen Teilen zumutete, und wie unwürdig die Lage einer allgemeinen Kirchenversammlung werden mußte, wenn sie ihre Uhr schlecht hin nach der seinigen stellen sollte.

Ist es verwunderlich, daß Zeit und Nachwelt vielfach die allzu fein gesponnene Politik des Kaisers verschlagen nannten? Daß die Legaten am Konzil, besonders ihr fleißiger Sekretär Massarelli, sich in dieser tatenlosen Muße von Trient in hellen Zorn hineinredeten? Dazu gefiel sich die kaiserliche Diplomatie darin, mit diesen hilflosen Legaten zu spielen. Empfahlen sie die Verlegung des Konzils, so sagten ihnen Madruzzo oder Don Diego Mendoza, damit würden sie nur eine Verlegung nach Deutschland herbeiführen. Drangen sie auf Eröffnung ihres Konzils, so beschied man sie, der Kaiser halte es für besser, zu warten.

Das Bedürfnis des Kaisers, die Protestanten zu beruhigen, ihnen das Religionsgespräch als ein Entgegenkommen hinzustellen, im Reichstagsabschied Papst und Konzil unerwähnt zu lassen, hatte im übrigen nur zur Folge, daß die Altkirchlichen, die er doch auch brauchte, sich um so ablehnender verhielten. Der Kaiser hatte schon die Anberaumung des neuen Religionsgespräches nach Regensburg auf den bevorstehenden 30. November nur aus eigener Machtvollkommenheit in den Abschied vom 4. August einsetzen können. Es war ein von Kurpfalz gewiesener Ausweg gewesen, den Protestanten eine Nationalversammlung anzubieten, über deren Beschlüsse dann das Konzil entscheiden möge. Der Vorschlag war zum Religionsgespräch verkümmert und so angenommen. Aber der Kaiser täuschte sich, wie so viele seinesgleichen, wenn er die Zugeständnisse, die er empfieng, für ernsthafter hielt, als diejenigen die er machte.

Obgleich der Reichstagsabschied von Worms eigentlich schlimmer war als derjenige von Speyer, schwieg die Kurie. Angesichts der eben noch fast greifbaren Aussicht auf den Krieg hätte ihr die Gefahr einer friedlichen Lösung doppelt groß erscheinen müssen. Allein es erging kein zweites Tadelsbrevé. Dafür hatte sich das Haus Farnese inzwischen selbst geholfen, und der Kaiser ließ es geschehen, daß der Papst von seinem Sohne Pier Luigi für die Kirche die kleinen Herrschaften Camerino und Nepi gegen das Fürstentum von Parma und Piacenza „eintauschte“. Bald danach, am 27. August, gebar die Kaiserstochter Margarete Zwillinge, die auf die Namen der beiden Großväter getauft wurden; von ihnen sollte Alessandro einmal eine welthistorische Figur werden. Burgund und Farnese schienen aufs innigste verbunden.

In diesem Spätsommer 1545 gab es mit neuen Hoffnungen und Verlusten auch sonst neue Möglichkeiten. Am 8. Juli wurde dem Prinzen von Spanien

sein erster Sohn Don Carlos geboren, was in Trient dem Bischof von Bitonto Gelegenheit gab zu einer ganz überschwenglichen Predigt auf das erlauchte Kaiserhaus. Aber Philipp verlor seine portugiesische Gemahlin im Wochenbett; mit 18 Jahren wurde er zum ersten Male Witwer. Nicht lange nachher, am 9. September, starb der Herzog von Orléans. Der Kaiser war vor sich selbst so ehrlich, in seinen Memoiren hinzuzusetzen „von Gott gegeben“. Nun war er auch die Alternative los. Er brauchte nichts herzugeben in dem Augenblicke, wo er nach dem Letzten verlangte. Immerhin schien es ihm gut, Verstimmungen aufzufangen, und so beauftragte er schon am 15. September seinen Gesandten St. Mauris, die Königin zu bitten, wegen einer Verbindung der Prinzessin Margarete mit dem Prinzen Philipp zu sondieren. Eleonore hatte sich inzwischen schon für ihre eigene Tochter bemüht, und auch der Kaiser behandelte weiterhin die prinzliche Ehe lässig.

Um so eifriger zeigte sich die französische Politik. Sie erhob nebenher natürlich ihre alten Forderungen auf Mailand, und der Kaiser sah sich wieder zurückgeworfen auf eine Verteidigung des Friedens. Granvelle faßte die Erörterungen eines erweiterten Staatsrats über die Folgen, die der Tod des Herzogs von Orléans für die Abmachungen von Crépy haben mußte, dahin zusammen, daß die vertragsschließenden Fürsten nichts anderes gewollt hätten, als einen ewigen Frieden. Infolgedessen könne der Vertrag nicht dadurch hinfällig werden, daß Gott gegen ihre Absicht und ohne ihre Schuld etwas anders gefügt habe, als sie erwarteten. Das wäre so, meinte er, wie wenn eine abgetretene Stadt durch ein Erdbeben plötzlich vom Erdboden verschwände; sie könne unmöglich den beschworenen Vertrag mit sich hinabreißen.

So leichten Kaufes ließen die Franzosen denn doch den Kaiser nicht im Genuß der Erfolge von Crépy. Bald lagerte wieder der alte Druck über den Mächten. Er trieb zu längst verbrauchten Mitteln. Noch waren Mary von England, Margarete von Frankreich und Jeanne d'Albret unvermählt. Außer dem Prinzen von Spanien boten die Söhne und Töchter Ferdinands, wie bisher unbegrenzte Möglichkeiten. Das Haus Farnese war durch Parma und Piacenza, die der Kaiser lieber unmittelbar an seinen Schwiegersohn Ottavio gebracht hätte, keineswegs gesättigt. Die savoyische Frage war ungelöst. Vollends die englische. Am Kaiserhofe sah man sich vom November ab hineingezogen in eine französisch-englische Vermittlung, die gleichzeitig von protestantischen Gesandtschaften angestrebt wurde. Schließlich diente doch alles nur dazu, nach jeder Seite hin die Gelegenheiten abzufühlen und zu nutzen.

Der Kurie war das immer noch nicht eröffnete Konzil in Trient unbequem.

Für seine Verlegung oder Vertagung war sie zu den merkwürdigsten Zugeständnissen bereit. Dagegen schien der Kaiser seine aufschiebenden Forderungen fallen zu lassen, um das Konzil überhaupt zu halten. Ein empfänglicher Diplomat wie Juan de Vega in Rom mochte dadurch zu einer Denkschrift veranlaßt werden, die ein befremdendes Verständnis für die Wünsche der Kurie zeigte, dafür aber in Erwägung zog, daß man unter Mitwirkung des Papstes aus dem deutschen Reich ein Erbreich für das Haus Habsburg machen könnte, und durch ein Bündnis zwischen Papst, Kaiser und Frankreich in Deutschland, England und Ungarn neue Ordnungen schaffen.

Politische Träumereien solcher Art oder hinhaltende Verhandlungen füllten die Depeschen und Audienzen. Die Linie des Geschehens aber lief über Trient und die Frage des Protestantenkrieges.

Weltliche und geistliche Rüstungen 1545

„Die Welt soll erkennen, daß es an uns nicht liegt“, sagte Paul III am Abend des 30. Oktober zu seinem Berater Luigi Beccadello, als er sich anschickte, das vor zehn Jahren ausgeschriebene, dreimal hinausgeschobene und vor einem halben Jahre anberaumte Konzil nun endlich eröffnen zu lassen. Die Freunde der Kirche hatten dazu gedrängt. Man wählte den dritten Advents Sonntag „Gaudete“ als passendes Gegenstück zum Sonntag Laetare, dem verfloßenen Einberufungstage. Die Legaten, die den Bescheid erst wenige Tage vor dem 13. Dezember erhielten, atmeten auf.

Das Konzil konnte nun in Tätigkeit treten. Es sollte die Bischöfe der Christenheit vereinigen unter dem Vorsteh papstlicher Legaten. Paul III hatte dazu die Kardinäle Giovanni Maria del Monte, Marcello Cervino und den Engländer Reginald Pole berufen. Monte war der eigentlich repräsentative Präsident, während Cervino als der besondere Vertrauensmann der Farnese galt. Monte hatte in einem Entwurf zur Instruktion für die Legaten vorgeschlagen, die Bischöfe nach den vier Nationen der Spanier, Franzosen, Deutschen und Italiener in gesonderten Quartieren unterzubringen. Zur deutschen Nation rechnete man den ganzen Norden und Osten. Allein wegen Unterbringung der Prälaten brauchte man sich noch sehr lange keine Sorge zu machen. Außer einigen Neapolitanern und Spaniern, die der vornehme

Bischof von Jaën, Pedro Pacheco, führte, waren nur vier Franzosen erschienen, und von der deutschen Nation, der doch das Konzil eigentlich galt, nur der Weihbischof von Mainz, Michael Helding, der auch nur mit Mühe zurückgehalten wurde, als er Anstalten machte, zum Kolloquium nach Regensburg zu fahren. Dazu eine Anzahl von Bischöfen aus dem Kirchenstaat und Oberitalien. Neben den Bischöfen einige Ordensgenerale und Äbte, denen man nach Verhandlungen auch Sitz und Stimme zubilligte. In Begleitung der Prälaten ein paar Theologen von Rang.

Am meisten zu wünschen ließ die Vertretung der weltlichen Mächte. Von Bedeutung war nur der Orator des Kaisers, Don Diego Hurtado Mendoza, zugleich Gesandter in Venedig, wie alle Vertreter seiner Politik gegenüber der römischen Kurie ein vornehmer Castilianer. Es entsprach seiner Abkunft, daß er auch unter den Waffen gestanden hatte. Aber als Schüler des Petrus Martyr d'Anghiera war er zugleich Humanist geworden, Literat und Gelehrter. Darf man ihn als Verfasser des *Lazarillo de Tormes*, jenes ersten spanischen Schelmenromans betrachten, also der Selbsterzählung eines dummdreisten Burschen, so hätte er schon als junger Mensch seine Umwelt mit hellen Augen gesehen und mit festen Strichen karikiert — diese toten Kleinstädte mit dem armen Hidalgo, der ein Haus ohne Möbel bewohnt und nicht bezahlt, dafür in seinem einzigen guten Anzug spazieren geht und Besuche macht, den törichteren aber gutmütigen Betschwestern, dem wohlsituierten und verdorbenen Erzpriester, den geschäftigen Notaren und anderen Figuren des täglichen Lebens. Seinen Aufenthalt in Venedig benutzte Mendoza zur Bervollständigung seiner auserlesenen Bibliothek, die ihm mehr wurde, als Bierstück und Mode. Wir hörten schon seine historischen Argumente aus der Lektüre des Sueton, geleitet von dem Freimut des Granden und dem Machtbegehren des Spaniers. Das weltläufige und kirchenpolitisch unabhängige Venedig mochte der rechte Boden sein für die geistige Entfaltung dieses Diplomaten im Dienste eines univ ersalen Kaisers.

In Trient vertrat Mendoza die uns bekannten, den Legaten durchaus un-
bequemen, aber zur geistlichen Rüstung des Kaisers gehörigen Forderungen
entweder entschlossener Reform oder geduldigen Abwartens, bis der Kaiser
nach dem Stande seiner Verhandlungen des Konzils in einer bestimmten Form
bedürfe. Leider war Don Diego öfter durch Fieber behindert und von Trient
abwesend. Man kann nicht sagen, daß das kaiserliche Kabinett dem Konzil
diejenige gleichmäßige Aufmerksamkeit schenkte, die es im Rahmen der kaiser-
lichen Politik und angesichts des Schwergewichtes seiner Leitung bedurfte.

Die kaiserlichen Bischöfe waren nur zu oft ohne Instruktion. Aber wenigstens neben Mendoza bestellte der Kaiser noch eine Persönlichkeit, die auch sonst für die italienische Politik erwünscht schien. Das war ein anderer Castilianer aus großem Hause, der jedoch als Kleriker und seinem Wesen nach eine abweichende Spielart kirchenpolitischen Denkens vertrat. Don Francisco Alvarez de Toledo entstammte der gleichen Familie wie der Herzog von Alba; er war Neffe des Vizekönigs von Neapel und deshalb Vetter der Herzogin von Florenz. Daß er durch seinen Verwandten Don Enrique de Toledo, den vertrauten Kammerherrn des Kaisers, dessen engstem Kreise nahe stand, bedeutet noch nicht, daß er gegen Mendoza der treuere Interpret kaiserlicher Anschauungen gewesen wäre. Denn den Kaiser umgaben sehr verschieden geartete Persönlichkeiten, und es war seine Größe, daß er sie alle ertrug und meisterte. Toledo und de Vega vertraten die kurienfreundliche Richtung.

Indessen versuchte damals den stärksten Einfluß auf den Kaiser auszuüben sein Beichtvater Pedro de Coto, der zu den schroffsten Aktivisten gehörte, aber der Kurie keineswegs kritiklos gegenüber stand. Die Berichte der Nuntien sind voll von ihm und von seinem Eifer für den Protestantenkrieg. Daß der Kaiser ihm Widerstand entgegenstellte, wissen wir. Er scheute diesen Krieg aus mancherlei Gründen. Wenn aber seine letzten und allerletzten Versuche gütlichen Zuredens oder entgegenkommender Bedingungen, wie er sie verstand, fruchtlos sein sollten und der Krieg unvermeidlich zur Erhaltung seines kaiserlichen Ansehens, dann wollte er ihn gründlicher vorbereitet haben, als im letzten Sommer; dann wollte er auch das Moment der Überraschung wiedergewinnen; dann sollte vor allem der Vertrag mit dem Papste möglichst günstig sein.

Über diesen verhandelte man ein ganzes Jahr lang durch Gesandte, Briefe und Beratungen. Die Kurie beriet in Kongregationen und mit dem Gesandten de Vega, dessen fromme Gemahlin, eine Osorio, zu den ersten hingebenden Verehrerinnen des Ignatius von Loyola gehörte. Jetzt und später zeigte sich auch de Vega selbst weich und entgegenkommend. In dieser Luft atmete sein Sekretär Pedro Marquina, der zum Träger der weiteren päpstlich kaiserlichen Verhandlungen werden sollte — daran freilich wie sein Herr scheiterte.

Der Kaiser hatte an dem ersten Entwurf vieles auszusetzen. Daß in der Einleitung angesichts der Kriegsbereitschaft der beiden höchsten Häupter der Konzilsgedanke zurückgeschoben war, lehnte er ab, um dem Papste nicht die Handhabe zu bieten, sich des Konzils ganz zu entledigen. Er beanstandete auch die Beschränkung seines Rechtes auf Verhandlungen mit den Protestanten, wie er denn an seinem Religionsgespräch in Regensburg nochmals gegen

den Papst festhielt. Über die materiellen Dinge, die Höhe der päpstlichen Barleistung von 200 000 Dukaten oder mehr, über den Verkauf aus dem spanischen Klostervermögen, die Verpflichtung des Papstes zur Bestellung seiner Truppen auf sechs, statt nur auf vier Monate, wurde heftig hin und her gestritten. Das gab Verzögerungen und Ärger. Im Gegensatz zu der Windeseile, mit der Alessandro Farnese im Mai 1545 binnen vierzehn Tagen die entscheidende Zustimmung des Papstes erwirkt hatte, ließ man in Rom den Kaiserhof mit Ungeduld auf die Rückkehr von Andelot und mit derselben Spannung auf das Kommen von Marquina warten, der am 3. Oktober endlich eintraf und trotz erneuter schleuniger Abfertigung erst nach zehn langen Wochen, am 27. Dezember zum zweiten Male an den Kaiserhof zurückkehrte. Nun zögerte freilich auch der Kaiser seinerseits fast die ganze erste Hälfte des nächsten Jahres mit dem endgültigen Vollzug des Vertrages — wie er am 30. Januar seinem Bruder schrieb und auch den Nuntien mitteilte: um die katholischen Fürsten nicht zu umgehen.

In der Zwischenzeit rangen die uns bekannten inneren und äußeren Kräfte um seine Seele. Pedro de Soto griff zur Feder, um in einer berühmten Denkschrift dem Kaiser zuzureden, seine Bedenken gegen den Vertrag und den Krieg fallen zu lassen. Er argumentierte, man dürfe nicht daran zweifeln, daß das Unternehmen glücklich durchgeführt werden könne. Die protestantischen Theologen und Fürsten seien untereinander zerfallen: der Schmalkaldische Bund gar nicht so stark, wie man glaube; zwischen Fürsten und Städten seien Entfremdungen eingetreten, die Städte und ihr Handel auf die Länder des Kaisers angewiesen. Den einzigen Führer, den Landgrafen, könne man vielleicht irgendwie aufheben lassen! Seine Erfolge gegen Braunschweig würden überschätzt; der Herzog habe seine Gefangenschaft der eigenen Kopflosigkeit zuzuschreiben. Auf der kaiserlichen Seite aber stehe Gottes Sache, und den Protestanten könne man nur Abias Wort gegen das Heer des Jeroboam zurufen: „Streitet nicht wider den Herrn, den Gott Eurer Väter, es ist doch vergeblich!“ Die Fesseln, die der Papst dem Kaiser im Vertrage anlegen wollte, seien nicht schwer und zur Not abzustreifen. Wenn die Protestanten in der Hauptsache Zugeständnisse machen würden, und der Papst sich dann weigere, für die Nebendinge Dispense zu erteilen, so verlese er den Geist des Vertrages. In diesem Falle könnten gegen den Nachfolger Petri die Urteile von gelehrten und verständigen Leuten angerufen werden. Der Beichtvater ging so weit, zuzugestehen, daß das Mißtrauen des Kaisers gegen den Papst berechtigt sei, da dieser vor allem für sein Haus Sorge. Aber, fügte er hinzu, er könne ihn doch

„nicht für so diabolisch halten, daß er den katholischen Glauben vernichten wolle, indem er den Kaiser in ein großes Unternehmen treibe und später im Stiche lasse“.

Daß gerade diese Befürchtung sich verwirklichen sollte, stellt bei aller Anerkennung seiner Weltkenntnis doch der Prophetengabe des Weichtvaters kein gutes Zeugnis aus. Der Kaiser war denn auch weit entfernt, ihm ohne Bedenken zu folgen; ja, wie er de Vega als Gesandten in Rom schon im Herbst durch Diego Mendoza ersetzte, so hat er zwei Jahre später auch den Pedro de Soto wieder aus seinem Dienst scheiden lassen, mag er auf ihn auch während des Krieges gelegentlich noch gehört haben.

Die Verhältnisse in Deutschland aber, auf die Soto mehrfach anspielte, richten unsere Blicke noch einmal auf die Protestanten und ihre Kriegsbereitschaft.

Der plänereiche und unruhige Herzog von Braunschweig hatte im September und Oktober 1545 versucht, sein Land zurückzugewinnen, anfangs erfolgreich. Während der Belagerung von Wolfenbüttel aber nötigte ihn das Entsatzheer des Schmalkaldischen Bundes unter Führung des Landgrafen, diesem entgegenzuziehen. Der Kurfürst von Sachsen hatte sein Kontingent dem Herzog von Lüneburg unterstellt. Moriz, nicht durch Bundeszugehörigkeit, sondern nur durch persönlichen Vertrag seinem Schwiegervater zur Hilfe verpflichtet, folgte gerüstet dem Bundesheere, um womöglich zu vermitteln, was ihm nach allen Seiten hin das Sicherste dünkte. Zwischen Kalefeld und Northeim kamen sich die Truppen ganz nahe, die Schmalkaldischen in großer Überlegenheit. Moriz drängte seine Vermittlung dem widerstrebenden Landgrafen immer wieder auf, vergebens. Auf eigene Faust unternahm er sie gleichwohl. Am 19. Oktober traf er sich mit Heinrich in dem nahen Kloster Wiebrechtshausen und schlug ihm Bedingungen vor, die der Landgraf keineswegs gebilligt hatte. Als Heinrich auch diese ablehnte, war der Zusammenstoß in einem größeren Gefecht nicht aufzuhalten. Doch ließ sich der Kampf bald so unglücklich für den Braunschweiger an, daß er seine eigenen unbezahlten Leute nicht weniger zu fürchten hatte, als die Gegner. Moriz übersah die Lage und forderte ihn nochmals zur Ergebung auf unter seiner Vermittlung. Die Ergebung erfolgte, aber die Bedingungen wurden vom Landgrafen abgelehnt. Das war das erste Mal, daß Moriz' Vermittlung übel ausging und ihn selbst beiden Teilen entfremdete. Herzog Heinrich wurde samt seinem Sohn nach Biegenhain in hessischen Gewahrsam gebracht.

Da Herzog Ludwig von Bayern im Frühjahr dieses Jahres gestorben war, fehlten dem katholischen Bunde, dessen Stunde zu schlagen schien, seit dem

Herbste 1545 seine beiden Häupter. Die Schmalkaldischen triumphierten. Sie rüsteten zu einer Tagung in Frankfurt, auf der sie neuer Ausichten, allerdings auch gefährlicher innerer Schwächen ihrer Sache bewußt werden sollten. Moritz, der sich wohl konfessionell, wenn auch nicht bündlich zu seinen Glaubensgenossen bekannte, überreichte seinem Schwiegervater Gedanken über die Beilegung des Kirchenstreites, die wie ein Gegenstück zu den kaiserlichen Ideen anmuten: Neue theologische Ausgleichsversuche, ein Konzil auf deutschem Boden und, wenn alles scheitere, letzte Entscheidung durch einen Fürstenausschuß unter Vorsitz des Kaisers. Daß der Landgraf darauf nicht eingehen konnte, ist selbstverständlich. Allein man darf derartige Gedankengänge nicht übersehen, wenn man die immer noch abwartende Politik des Kaisers verstehen will.

Zu allem Überfluß überwarf sich Moritz gerade in dieser Zeit auch noch mit seinem ernestinischen Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich, wegen allerlei territorialer Nichtigkeiten, hinter denen freilich eine tiefere Eifersucht der beiden Linien und bereits der Kampf um die reichen Stifte Magdeburg und Halberstadt lauerte — alles zusammen Grund genug, den jungen Herrn, ebenso wie Markgraf Hans von Brandenburg-Küstrin, den Schwiegersohn des gefangenen Braunschweigers, und den längst von Granvelle ungarnten Albrecht Alcibiades von den Glaubensgenossen weg zum Kaiser zu ziehen.

Doch winkten den Schmalkaldischen auch große Ausichten. Sie tagten bis zum 6. Februar 1546, bemühten sich um ihre Bundesverfassung und verhandelten mit zwei rheinischen Kurfürsten über Anschluß oder Anlehnung. Der eine war Hermann von Wied, Kurfürst von Köln, der in den letzten Jahren unter Billigung seiner weltlichen Stände vorsichtig auf der Bahn einer maßvollen Kirchenreformation vorangeschritten war. Klagen des Domkapitels und der Universität hatten in Rom und am Kaiserhofe zu Warnungen und zur Einleitung eines Verfahrens gegen ihn geführt. Der Kaiser war hier, im Grenzgebiet seiner Erblande, ganz besonders empfindlich. Jetzt wandte sich der Kurfürst um Hilfe an die Schmalkaldischen in Frankfurt und an seine Mitkurfürsten.

An den Bund wandte sich auch Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der am 17. Januar 1546 mit seiner Gemahlin, der dänischen Dorothee, das Abendmahl unter beiden Gestalten nahm und in seiner Art ebenfalls Miene machte zu einer Reformation. Ihm fehlte es von jeher an politischer Witterung, wie sie Moritz auszeichnete und belastete; sonst hätte er diesen Schritt wohl nicht gerade jetzt getan, wo man sich über die Absichten des Kaisers kaum noch einer Täuschung hingeben konnte. Dem Kurfürsten gelang es nicht ein-

mal, in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen zu werden. Waren es wirklich nur Meinungsverschiedenheiten in bezug auf seine Leistungen? Oder wollte der Landgraf, der vor allem dagegen war, keinen zweiten Kurfürsten in diesem Bunde haben, den er zusammen mit Jakob Sturm von Straßburg geistig beherrschte? Immerhin erklärten die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, daß sie in Religionsfachen mit dem Bunde gehen würden.

Die Mahnungen des Landgrafen auf Bereitschaft und Rüstung erfuhren eine merkwürdige Unterstützung durch einen aufgegriffenen Brief des Kaisers an den König von Polen mit der Bitte um Hilfe gegen die Protestanten, falls diese nicht zur Vernunft kämen. Un sich nichts Neues. Aber solche Mitteilungen und die alten Gerüchte bekamen ihre Bedeutung dadurch, daß alle Welt wußte, wie unbehindert der Kaiser zur Zeit da stand. Noch gab es jedoch viele Protestanten, die nicht an eine Gefahr glauben wollten oder sich sonst ihren Pflichten entzogen. Der Bundestag von Worms, den man am 22. April nach Regensburg verlegte, gab kein wesentlich erfreulicheres Bild. Eifersüchteleien an allen Ecken und Enden, Spannungen zwischen Fürsten und Städten, Kleinmut und Torheit.

Indessen, gerade wenn man das alles in Rechnung zieht und sich dann vergewärtigt, daß dieses Häuflein von Protestanten bald ein schlagkräftiges Heer aufstellen sollte, das dem Kaiser, der über unendlich viel größere Mittel und über die freie Wahl des Zeitpunktes zum Losschlagen verfügte, vorübergehend wirklich gefährlich und viele Monate lang ebenbürtig sein sollte, so gewinnt man erst eine Vorstellung von den inneren Kräften dieser deutschen Bewegung, die trotz allem Jagen und allem Mangel an Disziplin schließlich doch eine weltgeschichtliche Macht bedeutete.

Mittlerweile zog der Kaiser, oft von Krankheit gehindert und festgehalten, durch seine Niederlande. In Utrecht hielt er im Januar 1546 ein Kapitel des Goldenen Blieses, das ihn veranlaßte, dem Pfalzgrafen ins Gewissen zu reden. Über Zutphen und Nymwegen gelangte er nach Maastricht, wo er vom 19. Februar bis zum 2. März verweilte. Hier trennte er sich von seiner Schwester Marie mit den Worten, „daß er alles tun wolle, um Deutschland Ordnung und Frieden zu geben, aber bis zum äußersten bestrebt, den Weg der Gewalt zu vermeiden“. Granvelle versicherte die Königin wenige Wochen später aus Luxemburg, daß auch er dazu alle erdenkliche Beihilfe leisten werde.

Über Lüttich, Luxemburg, Wallerfangen und Saarbrücken zog der Kaiser weiter an den Rhein, um von hier noch in der Fastenzeit Regensburg zu er-

reichen. Er betrachtete diese Fahrt nicht ganz mit Unrecht als gefahrvoll und gefiel sich in dem Vergleich mit seiner ebenso mutigen Durchquerung des kurz vorher noch feindlichen Frankreich im Winter 1539/40. Dafür öffneten und erweiterten sich ihm neue Einblicke in die Lage. Sie machten ihn erregter, zorniger, aktiver und doch wieder überlegamer und bedächtiger. Denn unterwegs spielten sich alle jene denkwürdigen Empfänge deutscher Fürsten und Deputationen ab, die ihn um so mehr zwangen zu „dissimulieren“, je entschlossener er in sich wurde.

In Maastricht empfing der Kaiser die Gesandtschaft der Kurfürsten und Fürsten, die Fürbitte einlegten für den Kurfürsten von Köln und baten, daß der Kaiser kein Kriegsvolk in das Reich führen möge; man sei besorgt nach alledem, was über die Sendung Farneses im vorigen Jahr bekannt geworden sei und bestürzt durch die Ankunft eines neuen römischen Boten — man meinte Marquina. Der Kaiser, der wegen Köln in einer höchst wortreichen Erklärung auf den Reichstag verwies, hat das Wesentliche seiner Antwort nicht ohne Selbstgefälligkeit in seinen Memoiren festgehalten: Er habe beschlossen, den römischen Boten einstweilen nicht abzufertigen. Im übrigen sähen sie selbst, daß er nur seine gewöhnliche Begleitung bei sich habe. Er wünsche Frieden und Einigkeit und würde nur gezwungen zu den Waffen greifen. Das war noch immer nicht ganz unwahr.

Noch weniger ganz wahr. Denn schon am 16. Februar hatte er dem Prinzen Philipp offen geschrieben, daß er mit dieser Haltung die Fürsten zu täuschen gedenke; er wolle ihnen unterwegs frei antworten können. Denn sein Entschluß zum Kriege stehe fest. Gottes Dienst und die ihm verliehene höchste Würde forderten ihn gebieterisch. Der Krieg sei auch möglich, da er vom Türken Waffenruhe hoffe, Frankreich und England einander festlegten, die Hilfe des Papstes genüge und die Protestanten unter sich uneins seien. Er hoffe in Anlehnung an Bayern und Österreich von Regensburg aus den Aufmarsch seiner Truppen bewerkstelligen zu können.

In Wallerfangen erschien der Graf Baudemont, Schwager und Mitregent seiner Nichte Christine. Der Kaiser entnahm dem Gespräch die Beruhigung, daß er in Lothringen geordnete Verhältnisse hinter sich lasse. Das erschien ihm wichtig wegen Frankreich und der Niederlande.

In Speyer vom 24. bis zum 29. März spielten sich dann die weitaus wichtigsten Besprechungen ab. Da sah man den neuen Erzbischof von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, der seine protestantischen Nachbarn enttäuschte und sich um die kaiserliche Bestätigung bewarb. Mit ihm den Bischof von Speyer,

Philipp von Hlersheim. Karl empfing auch die Kurpfälzischen Herrschaften, die ihn besuchten, obwohl sie nicht geladen waren. Er war höflich, wenn auch ernst. Anders ging es mit dem Landgrafen. Um sein Erscheinen hatte sich der Kaiser auf den üblichen Umwegen bemüht. Er wollte ihn dadurch wenigstens für den Augenblick lahm legen und gab sich frei und unbefangen. Doch empfanden beide ihre Zusammenkunft als kühn und entscheidend. Auch der Landgraf war in dieser Stimmung aufgeräumt und freimütig; er kam mit 200 Pferden, den Falken auf der Hand. Man war zusammen auf der Jagd und bei Tische. Von einem Teil der Gespräche haben wir genaue Protokolle.

Für den Kaiser bedeuteten die Eindrücke von diesen Gesprächen ganz offenbar eine Versteifung in seinen feindseligen Stimmungen und Absichten. Er hatte anscheinend doch noch mit einer anderen Haltung gerechnet. Statt dessen fand er den Landgrafen hartnäckig, ablehnend, schroff. In der Kirchensache verlangte dieser schlecht hin Bestätigung der Zugeständnisse von Speyer. Wegen des Braunschweigers ließ er nicht mit sich reden. Er glaubte den Kaiser darüber belehren zu müssen, was das Reich für ihn bedeute. Granvelle konnte es nicht lassen, dazwischenzuwerfen, „keinen Pfennig, sondern nichts als Ärger und Sorgen“. Der Kaiser empfand es ähnlich wie 1530 in Augsburg als taktlos, daß der Landgraf ihn ermahnte, sich mit dem Evangelium zu beschäftigen.

Man pflegt ganz richtig zu betonen, daß der Kaiser seinen Zweck erreicht habe, ungefährdet über den Rhein zu kommen. Nur daß die Besprechungen von Speyer für ihn viel mehr bedeuteten. Sie machten Stimmungen in ihm wieder frei, die zwischendurch von einer Fülle ängstlicher Überlegungen überdeckt waren. Am 29. beschwor er seinen Bruder noch einmal, unverzüglich mit ihm zusammenzutreffen. Es stehe alles auf dem Spiele.

Regensburg 1546

Nun befand er sich in Regensburg. Am 10. April, noch vierzehn Tage vor Ostern, war er eingezogen. Das Religionsgespräch, dessen Kolloquenten er ausgesucht hatte, war von der Gegenseite gesprengt worden. Auch die Theologen scheinen schärfer und fecker gewesen zu sein. Es gelang nicht, sie wieder zusammenzubringen.

Die Stimmungen waren erregt und gereizt. Eine furchtbare Bluttat, eben in den letzten Tagen, wirkte wie ein weltgeschichtliches Symbol. Man sprach von Kain und Abel. Ein junger spanischer Theologe, Juan Díaz, einst Stu-

dent in Wittenberg, hatte Bucer zum Kolloquium begleitet, wohin durch Verhängnis auch sein altgläubiger Bruder Alfonso, ebenfalls Kleriker, gekommen war. Als Juan sich zu einer Druckerei nach Neuburg an der Donau begeben hatte, folgte ihm sein Bruder nach, um ihn dort am 26. März im Bett erschlagen zu lassen. Das Ausweichen des Kaisers auf die entrüstete Klage der Protestanten ließ erkennen, daß man sich nun auch in den sittlichen Lebensgrundlagen voneinander schied.

Es waren düstere Frühlingstage, und das geschäftige Treiben in der Reichstagsstadt verhüllte nur schlecht die allgemeine Erregung. Wieder wie vor fünf Jahren wartete der Kaiser umsonst auf die Fürsten selbst. Wieder ging er nach Straubing zur Jagd, nachdem er gegen seine Sicht eine erfolgreiche Holzkur durchgemacht hatte. Er sei erfrischt und verjüngt, sagte man, als er heimkehrte, und in Regensburg entzog er sich denn auch keineswegs dem ungebundenen Treiben, das sich nur zu leicht um den Hof entwickelte und dessen Versuchungen mit Glanz und Tand auch gute Bürgermädchen ergriffen. Die Reste von Altdorfers Fresken im „Kaiserbad“ spiegeln die sehr frei gewordenen Sitten. Wir wissen wenig von Barbara Blomberg. Aber in diesen Wochen empfing sie von dem Kaiser das Kind, das später als Don Juan d'Autria neben den nur wenig älteren Alessandro Farnese treten sollte — Sohn und Enkel von ungewöhnlicher Begabung, besonders in den Angelegenheiten des Krieges.

Die kaiserlichen Räte standen in aussichtsreichen Verhandlungen — nicht mehr zum Frieden.

Das Wichtigste war die Verständigung mit Bayern, für die seit langem der Kardinal Otto Truchseß von Augsburg tätig war. Wir wissen, wie alt der Plan einer wittelsbachisch-habsburgischen Familienverbindung war und was ihr entgegenstand. Die Häuser hatten sich ein Menschenalter lang in allen Dingen einander entfremdet. Jetzt verband sie endlich die gemeinsame Front gegen die Konfessionisten. Die Wittelsbacher vollzogen ihre weltgeschichtliche Einschwenkung an die Seite der Habsburger und in die hohe Politik der Gegenreformation. Jetzt konnte der dynastische Ehrgeiz des selbstbewußten Hauses Bayern befriedigt werden, wenn der Erbprinz Albrecht durch die Hand der ältesten Tochter Ferdinands, sei es auch nur in weiter Ferne, doch noch Aussichten auf Böhmen erhielt. Viel näher, nach dem Verhalten von Kurpfalz, die Hoffnung auf die wittelsbachische Kur, ebenfalls entsprechend alten bayrischen Ansprüchen. Welche Wendung, daß nun das Kaisertum die Gefährlichkeit des Kollegiums der Kurfürsten für die Krone in ihr Gegenteil verkehrte und aus seiner Verfügung über die Kurwürden eine wirksame Waffe machte! Auch auf Pfalz-

Neuburg eröffneten sich Anwartschaften. Alles dieses war schon vor dem Eintreffen Ferdinands und des alten Herzogs Wilhelm am 30. Mai zur beiderseitigen Zufriedenheit geregelt. Wenn die Bayern gleichwohl den Anschluß an die kaiserliche Politik mit den Waffen in der Hand noch ablehnten, sich auf Sammelplätze, Verpflegung und Munition beschränkten, so war das Vorsicht und eine letzte Nachwirkung der bis jetzt gepflegten Beziehungen zu Hessen. Ob der Kaiser von der zur Schau getragenen Neutralität Bayerns in Wahrheit mehr Nutzen oder Nachteil gehabt hat, als von dem Anschluß, wird uns noch beschäftigen. Die förmliche Vollziehung des Vertrages erfolgte am 7. Juni.

Eben diese war das Signal für den Abschluß und die Ausfertigung der Kapitulation mit dem Papste. Am 21. Mai war der Kardinal Madruzzo in Regensburg eingetroffen, dem der Kaiser die bedeutungsvolle Mission zugedacht hatte. Mit dem Datum des 6. Juni unterzeichnete er am 7. das von dem Sekretär Vargas geschriebene Original des Vertrages. Als bald machte sich der Kardinal auf, um schon am 19. abends in Rom anzukommen. Gleich am nächsten Tage wurde er vom Papst empfangen, der das Abkommen am 22. den Kardinalen vorlegte. An den erregten Verhandlungen nahm auch Madruzzo teil. Er benahm sich dabei so glücklich, daß man in Rom sagte, die Gewandtheit dieser Deutschen stehe in nichts der italienischen nach. Es wurden wohl noch Einschränkungen vorgenommen, die Hauptsache aber bestätigt und am 26. der Vertrag auch vom Papst unterschrieben.

Nach der Instruktion für Madruzzo wünschte der Kaiser die äußerste Beschleunigung bei der Aufstellung der päpstlichen Hilfstruppen, sofortige Geldzahlung und womöglich eine Erhöhung der Summe. Außerdem die halben Einkünfte der Kirche in den Niederlanden; wenn irgend angängig, eine Verlängerung des Bündnisses und der Truppengestellung bis zum Herbst 1547. Dem Kaiser scheint, wie in den ersten Jahren seiner Regierung, sogar ein Dauerbündnis mit dem Papste vorgeschwebt zu haben, das auch gegen Frankreich seinen Dienst getan hätte. Madruzzo sollte von den Erfolgen des Kaisers in Deutschland berichten und die Absetzung des Erzbischofs von Köln und des Bischofs von Münster fordern.

Vieles wurde bewilligt, wie die Einnahmen aus den Niederlanden. Die Sentenz gegen Hermann von Wied vom 16. April wurde durch Breve vom 3. Juli veröffentlicht. Auf die Verlängerung ließ sich der Papst nicht ein, aber die Rüstungen und die Flüssigmachung der Mittel begannen sofort. Waffenankäufe, Werbungen, Bestellung der Führer, Verpflegung, Stationen und Posten — das alles erfüllte die nächsten Wochen.

In Regensburg hatte man inzwischen nicht gefeiert. Zur Eile mochte mahnen, daß eben jetzt, an demselben denkwürdigen 6. Juni, zwischen Frankreich und England der Friede von Guines abgeschlossen wurde, der beide frei machte und natürlich die Befürchtung wach rief, daß von der einen oder von der anderen Seite die deutschen Protestanten unterstützt werden könnten, trotz der älteren Verträge des Kaisers, auf die er durch St. Mauris ausdrücklich hinweisen ließ. In Wirklichkeit trat das Befürchtete zunächst nicht ein.

In Deutschland trieb der Verlauf der Dinge unaufhaltsam zum Kriege. Am 5. Juni war der Reichstag eröffnet worden. Nach einer Ansprache durch den Kardinal von Augsburg hatte der kaiserliche Sekretär Obernburger die Proposition verlesen. Sie klang wie im tiefsten Frieden. Doch hörte man überall von Werbungen. Der Landgraf befürchtete sogar, daß die durch den englisch-französischen Frieden freigewordenen Truppen dem Kaiser zugute kommen könnten. Wie in Worms spaltete sich zuerst der Fürstenrat, dann auch der Kurfürstenrat und schließlich die Versammlung der Städte nach den Konfessionen. Die Protestanten und die Altkirchlichen boten den Anblick von zwei großen Heerlagern. Die Altkirchlichen überreichten am 12. Juni dem Kaiser ihre Antwort auf die Proposition mit dem Hinweis auf das Konzil. Die Protestanten ließen vernehmen, daß die alten Wege nicht mehr gangbar erschienen, daß man Reformationsentwürfe vorlegen solle, wie das in Speyer vorgesehen sei; die Schuld am Scheitern des Gesprächs lehnten sie ab. Der Kaiser lachte.

Man sprach schon davon, gegen wen wohl der Kaiser rüste, ob gegen Köln und Münster oder gegen Hessen, oder auch gegen Sachsen? Die Protestanten beschloßen eine besondere Anfrage. Sie wollten die Altkirchlichen daran beteiligen; Trier und Mainz schienen einen Tag lang dazu geneigt. Dann mußten doch die Protestanten allein fragen. Es war am 16. Juni. Der Kaiser antwortete durch Navas, Kaiserliche Majestät müßten sich gegen ungehorsame Reichsstände „ihrer habenden Autorität nach“ erzeigen. Man war so klug, wie zuvor.

Während die Protestanten sich nicht durch das sofortige Verlassen des Reichstages ins Unrecht setzen wollten, ließ nun der Kaiser seine Maske fallen. Noch am 16. ging er die geistlichen Fürsten durch den Kardinal von Augsburg an, zur Unterstützung des Krieges gegen Sachsen und Hessen ihre Edelmetalle einschmelzen zu lassen. Als nun gar ein kaiserlicher Herold der eben dem Schmalkaldischen Bunde beigetretenen Stadt Ravensburg bei schwerer Ungnade befohl, von ihrer Religion abzustehen, war der geplante Religionskrieg allen offenbar, so sehr auch die kaiserliche Regierung den Mißgriff ableugnete.

Der Reichstag war tot, und es blieb bedeutungslos, daß der Kaiser ihn am 24. Juli noch förmlich verabschiedete.

Die kaiserliche Diplomatie brachte inzwischen ihre Dienstverträge mit den deutschen Fürsten in Sicherheit. Am 19. Juni wurde auch Moriz festgelegt. Der Herzog hatte sich lange gesträubt, so vieles ihn auch, wie wir wissen, locken mochte. Die Diplomatie des Kaisers erwies sich seiner Zähigkeit gewachsen. Moriz hatte sich zu weit eingelassen, als daß er noch hätte zurück können. Doch hatte er selbst zu wenig zu bieten, um wirklich Befriedigendes zu erreichen. Gegen seine Anerkennung der Beschlüsse des Konzils versprach der Kaiser, das Konzil zu überwachen. Die etwa eroberten ernestiniischen Lande sollten ihm nach Ersatz der Kriegskosten zustehen, natürlich ohne die böhmischen Lehen. Die Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt wurde nur in Aussicht genommen, die Verwendung der Kirchengüter „zu milden Sachen“ geduldet. Wegen der Kur, mit der die Räte den Herzog gelockt hatten, versprach der Kaiser in der Abschiedsaudienz vom 20. Juni nichts. Da Moriz drängte, sagte der Kaiser: „Kommet es dazu, so schaue ein jeder zu dem Seinen. Wer etwas bekomme, der habe es, wenn die Acht oder dergleichen sollt ergehen.“

Das alles erschien dem Kaiser damals nebensächlich gegenüber den Abmachungen mit Bayern und der Kurie. Denn schon am 9. Juni schrieb er den Brief an seine Schwester Marie, der immer als der klarste und präziseste Ausdruck seiner Auffassung in diesen Tagen gelten wird.

„Meine Bemühungen unterwegs und das Kolloquium in Regensburg sind gescheitert. Die abgewichenen Kurfürsten und Fürsten haben beschlossen, nicht persönlich zum Reichstag zu kommen, sich vielmehr nach dem Reichstage zu erheben, um die geistlichen Fürsten zunichte zu machen und gegen den römischen König und mich vorzugehen. Wenn man also wartete, wäre alles verloren. So sahen wir, mein Bruder und der Herzog von Bayern, daß es nur noch die Gewalt gibt, sie zu vernünftigen Bedingungen zu zwingen. Die Zeit ist günstig, denn sie sind durch ihre Kriege und Rüstungen geschwächt; ihre Untertanen, zumal der Adel, sind unzufrieden; die Erregung über die Gefangennahme des Herzogs von Braunschweig und seines Sohnes ist allgemein; die Aufspaltung in verschiedene Bekenntnisse und die Hoffnung, einige Fürsten zur Unterwerfung unter das Konzil zu bewegen, wie Moriz und Albrecht, kommen dazu. Außerdem haben wir Aussicht auf die päpstliche Hilfe und auf eine Bewilligung von 800 000 Dukaten oder mehr. Schritten wir jetzt nicht ein, so stünden alle Stände Deutschlands in Gefahr, vom Glauben abzufallen, auch die Niederlande. Nachdem ich dieses alles erwogen und wieder erwogen hatte, entschloß

ich mich, den Krieg gegen Hessen und Sachsen als Landfriedensbrecher an dem Herzoge von Braunschweig und seinem Lande zu beginnen. Und obwohl dieser Vorwand nicht lange darüber täuschen wird, daß es um die Religion geht, so dient er doch zunächst, die Abgewichenen zu trennen. Im weiteren Verlauf könnte man sehen, wie man alles begründet. Seid versichert, daß ich nichts leichtsinnig unternehme, und wenn sie von außerhalb Deutschlands eingreifen wollten, so würden sie zu spät kommen, ich aber die Niederlande schützen.“

„Zur Rüstung soll Büren außer den ihm schon befohlenen zehn Fähnlein noch vierzehn annehmen, insgesamt also 10 000 Mann, dazu 3000 Pferde und 200 Urkebusiere. Die Edelleute könnten sich anschließen, um mit weiteren 100 Gensdarmes meine Leibgarde zu verstärken. Der Sold für Bürens Truppen kann bereits auf die halben Einkünfte der Kirche in den Niederlanden verrechnet werden. Da das Geld aus Spanien noch nicht eingetroffen ist, mögen zunächst 300 000 Gulden auf Wechsel gehen. Gegenüber der Erwägung, daß Büren unterwegs etwas Besonderes unternehmen sollte, etwa gegen Köln oder den Landgrafen, empfiehlt es sich doch, ihn direkt heranmarschieren zu lassen. Wahret das Geheimnis und verständigt mich von allem.“

Das war zugleich die Mobilisierungsbefehl für die Niederlande.

Zwischendurch wurden die politischen Hochzeiten vorbereitet und gefeiert, am 4. Juli diejenige Annas von Österreich mit Albrecht von Bayern. Dann beschied man den vor drei Jahren so schwer gedemütigten Herzog von Cleve, der am 16. Juli eintraf und am 18. Annas fünfzehnjährige Schwester Marie heiraten durfte, um die er seit Orléans' Tode gefreit hatte. Weniger um ihn zu ehren, als um seinen Schwager von Kursachsen zu kränken, wurde Cleve auch das Erbrecht seiner Töchter verliehen, wodurch die noch 1544 von Karl bestätigte Erbverbrüderung zwischen Cleve und Kursachsen gegenstandslos wurde.

Indessen, in diesen Hochzeitswochen herrschte in Regensburg schon nicht mehr die zuversichtliche Stimmung von Mitte Juni. Die Berichte der venezianischen Gesandten lassen die wachsende Nervosität des Hofes erkennen. Sehr vieles verlief ganz anders, als man gemeint hatte. Die oberdeutschen Reichsstädte dachten nicht daran, den Werbungen des Kaisers zu entsprechen. Vielmehr rüsteten sie gegen ihn. Und an demselben 4. Juli, an dem die bayrisch-österreichische Hochzeit stattfand, an dem in Rom Ottavio Farnese erneut zum Generalkapitän der päpstlichen Hilfstruppen bestellt wurde, trafen sich die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, Kurfürst und Landgraf, zu Ichtershausen südlich Erfurt, um sich zur Aufstellung eines Heeres von je 8000 Knechten und 2500 Reitern zu verpflichten. An demselben Tage fertigten sie ihre Be-

glaubigungen und Instruktionen für die Gesandtschaften an Frankreich und England aus, denen sie bald, wenn auch vergebens, sehr einsichtige und drängende Briefe nachsandten. Schon in der nächsten Nacht aber brach von Augsburg das Heer der schwäbischen Reichsstädte auf, um die kaiserlichen Musterplätze um Nesselwang und Güssen auseinanderzusprengeu.

Der Krieg war mit diesen Maßnahmen beiderseits in vollem Gange.

Der Donaufeldzug

Zum ersten Male gab es nun auf deutschem Boden einen Krieg, in dem ganz bewußt um die größten Fragen des geistlichen Lebens und zugleich um die Gestaltung der öffentlichen Ordnung gekämpft wurde. Gekämpft zwischen dem altkirchlichen Kaiser als Vertreter einer universalen Machtbildung und einer Gruppe von reformatorisch gesinnten Reichsständen, die in ihrer Gesamtheit auch ein nationales Anliegen vertraten. Zum ersten Male war es ein europäischer Krieg auf diesem Boden; zum ersten Male auch militärisch eine von den Zeitgenossen bis in das Einzelne miterlebte Angelegenheit.

Die jahrelange Kriegführung des Kaisers und die noch ältere Tradition deutscher Söldnerhaufen und ihrer Führer mit den gesammelten Erfahrungen in bezug auf Musterplätze, Quartiere, Verpflegung, Märsche, Straßen, Pässe, gute und schlechte Stellungen, Kundschasterdienst, Verwendung und Zusammenwirken der Waffen, Schuß und Einsatz der Artillerie hatten das Kriegswesen allgemein im Sinne der italienischen Condottieri und der humanistischen Kenner antiker Kriegsliteratur nach der wirtschaftlichen und der technischen Seite zu einer Kunst entwickelt, in der das Geistige die Oberhand gewann über das elementar Kämpferische. Der große Stil der politischen Gegensätze, die klare Zusammenfassung aller Kräfte in den Händen zweier mächtiger Gegner, die Führung durch die Fürsten selbst, das alles machte diesen Krieg zu einem vorwiegend operativen, in dem es über vier Monate lang keine wirkliche Schlacht und nur wenig größere Gefechte oder Kanonaden gab. Natürlich wirkten sich in diesem fast schachspielartigen Kriege auch die persönlichen Bedingungen der Führung sichtlich aus. Der Kaiser von Natur zögernd und überlegsam; doch auch die Schmalkaldischen, weniger in den einzelnen Führern wie Schertlin von Burtenbach oder dem Landgrafen, als in der Schwerfälligkeit der Bundesverfassung und den Hemmungen städtischer Kriegsräte, zur Vorsicht, zum Über-

liffenwollen, zum Verzicht auf rasche Entscheidungen verurteilt. Ihr Handeln wurde in seiner Abhängigkeit von dem Gegner beiderseits zu einem System von Lushilfen. Da aber die denkenden Menschen hinter den Handlungen der anderen im allgemeinen mehr Klarheit und Folgerichtigkeit vermuten, als sie selbst unter dem Druck wechselnder Umstände aufzubringen vermögen, so begann das Raten und Argwöhnen, der Streit um wirkliche oder vermeintliche Fehler der Kriegführenden schon unter den Zeitgenossen.

Einer von ihnen, der geistreiche Bischof und Geschichtschreiber Paolo Giovio, richtete unmittelbar nach den Ereignissen Briefe, die früh gedruckt wurden, sowohl an die kaiserlichen Generale wie an die Gegner, mit Erkundigungen über die Gründe ihrer bewundernden oder befremdenden Maßnahmen. Karl V zählte im Anschluß daran in seinen Memoiren nicht ohne Befriedigung eine Reihe von Fehlern seiner Gegner auf, ohne damit das neugierige Fragen von Zeit und Nachwelt von seinen eigenen Versäumnissen abgelenkt zu haben. Sein Geschichtschreiber Don Luis d'Avila machte vollends aus der Kriegführung seines Herrn eine überlegen planvoll durchgeführte Handlung. Der auf Jovius zurückgehende Vergleich mit Fabius Cunctator war mehr offene Schmeichelei als Überzeugung.

Für uns rückt dieser Tatbestand die Vorgänge in die höhere Ebene des geistigen Erlebens und bietet darüber hinaus noch den Vorteil, daß ihre frühzeitige Beleuchtung durch die Beteiligten und Mitlebenden die politisch und militärisch kritischen Punkte um so greller hervortreten läßt.

Die erste Frage freilich ist noch selten gestellt worden. Das wäre die nach dem ursprünglichen Kriegsplan des Kaisers. Er wollte eingeständenermaßen gegen Sachsen und Hessen ziehen, sie also in ihren eigenen Landen heimsuchen. Diesen Plan, von dem wir Einzelnes nicht wissen, schlugen ihm die Protestanten zunächst aus der Hand. Sie drängten seinen Aufmarsch, der sich in Schwaben abspielen sollte, durch das rasche Zugreifen Schertlins über den Lech nach Bayern hinüber. Schertlin wollte noch mehr. In richtiger Erkenntnis und zutreffender Rundschau erwartete er den Hauptzug des Kaisers über Innsbruck und den Fernpaß aus Italien. Also wollte er die Straße über Vermoos und die Ehrenberger Klause als Zugang zum oberen Lech und Jüssen in seine Hand bringen und dann weiter vorstoßen. Er nahm die Klause, wurde aber „der Ordnung halber“ durch die Kriegsräte zurückgerufen, damit alle Bundestruppen sich an der oberen Donau sammeln und zuerst die eigenen Gebiete der Städte deckten. Kurzsichtiger Kriegsrat! Soviel hatte Schertlin gleichwohl erreicht, daß die italienischen Hilfsstruppen statt der älteren Fernpaßstraße den umständlichen Wasserweg über Ruffstein wählten.

Auf der anderen Seite befand sich der Kaiser noch ungeschützt in Erwartung seiner Truppen. Er selbst bezeichnete die Unterlassung des Marsches der Schmalkaldischen auf Regensburg, wofür an sich die schwäbischen Truppen zur Verfügung standen, als schweren Fehler, ohne zu würdigen, daß für Schertlin eine unvorbereitete Belagerung von Regensburg doch keine ganz leichte Sache gewesen wäre. Erst als das Heer der Fürsten selbst die Donau erreichte und ihre gesamte Macht sich zwischen ihn und Tirol legen konnte, entschloß er sich, schon am 26. Juli und endgültig am 3. August, in der Richtung auf den Inn, nach Landshut an der Isar auszuweichen. Er empfand das wie eine Verletzung seiner Ehre, rühmte sich aber, daß er im entscheidenden Augenblick in sich dergleichen „Eitelkeiten“ überwunden habe. Bei Landshut erfolgte am 13. August die Vereinigung mit den päpstlichen Truppen.

Nun war auch der Kaiser endlich operationsfähig. Und doch setzte es ihn in Verlegenheit, daß die Schmalkaldischen ihn am 14. August durch einen Trompeter in der hergebrachten Form herausforderten. Er hatte lange gezögert, die schon am 20. Juli unterfertigten Achtsmandate gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes ausgehen zu lassen, und es bedrückte ihn, daß er noch immer nicht in der Lage war, sie mit überlegenen Kräften zu vollstrecken. Da er in Regensburg und Ingolstadt kleine Besatzungen gelassen hatte, verfügte er nur über rund 30 000 Knechte und 5000 Reiter. Bieulich genau auf dieselbe Stärke mußte man aber die Anfang August bei Donaunwörth zusammengezogene Bundesarmee mit ihren städtischen, württembergischen, hessischen und sächsischen Truppen veranschlagen. Da sie sich in fröhlichem Anmarsch und frischer Initiative befanden, war ihre Kampfkraft der kaiserlichen vermutlich überlegen.

In dieser Lage kam dem Kaiser die von Bayern zur Schau getragene Neutralität zustatten. Da die Schmalkaldischen sich scheuten, ohne weiteres in Bayern einzumarschieren, konnten sie länger als eine Woche durch Verhandlungen mit dem Herzog aufgehalten werden. Der Kaiser kehrte ungefährdet an die Donau zurück.

Sein nächstes Anliegen war die Vereinigung mit der Armee Bürens, die am 31. Juli bei Aachen zusammengezogen war. Sie sollte, wie wir uns erinnern, 10 000 Knechte stark sein. Gegen sie hatten die Schmalkaldischen etwa 13 000 Knechte unter Oldenburg, Reiffenberg und Reichlingen am Rhein zurückgelassen. Nur in der Reiterei war Büren mit annähernd 5000 Pferden gewaltig überlegen. Seine Lage blieb jedoch schwierig, da er im Bereich feindlicher Gebiete den Rhein überschreiten mußte. In der Tat hat er den Übergang nicht mit Gewalt erzwungen, sondern mit Hilfe von Scheinmanövern und in

fühner Entschlußkraft durchgeführt. In der Nacht vom 20. auf den 21. August setzte er seine Vorhut bei Bingen über den Rhein, ließ sie das feste Walluf einnehmen und in diesem Schuß seine Hauptmacht hinüberziehen. Dann wandte er sich Main aufwärts in das Würzburgische, um in unausgesetzter Fühlung mit dem Hauptquartier in weitem Bogen durch Franken zum Kaiser durchzustößen. Am 4. September passierte er Miltenberg am mittleren Main. Büren brachte nicht nur frische Truppen, sondern vor allem Geld zur Löhnung.

Das alles war den Schmalkaldischen nicht ganz verborgen. Aber wie ihre Generale durch Bürens Rheinübergang überrascht worden waren, so scheiterte das weitere Verhalten gegen ihn an den Meinungsverschiedenheiten von Kurfürst und Landgraf. Der Kurfürst hatte gleich anfangs nicht an die Donau, was keineswegs eilte, sondern auf Mainz ziehen wollen. Er war auch jetzt immer wieder dafür, Büren abzufangen. Den Landgrafen aber trieb es stets gegen den Kaiser selbst. So erfolgten zuerst in dem Raume zwischen Regensburg und Ingolstadt die Bewegungen der beiden Heere vorzüglich unter dem Gesichtspunkt einer Erleichterung oder Verhinderung der Vereinigung des Kaisers mit Büren. Nebenher blieb, wie im weiteren Verlauf, für beide Parteien maßgebend die Anklammerung an die Donaulinie, für den Kaiser zur Anlehnung an Bayern, für die Schmalkaldischen an die Gebiete der schwäbischen Städte. Für beide bedeutete das zugleich die dauernde Fühlung mit dem Feinde.

Der Kaiser überschritt die Donau bei Neustadt, östlich Ingolstadt. Die Schmalkaldischen zogen einmal unbemerkt an seinem festen Lager vorbei nach Osten in der Richtung auf Bürens Anmarschlinie, und wieder zurück nach Ingolstadt. Jetzt folgte ihnen der Kaiser überstürzt, selbst freilich mit dem Vorteil, den ihm die befreundete Festung bot. Westlich Ingolstadt schlugen beide Gegner ihre Lager auf, die Schmalkaldischen in überlegener Stellung.

Hier erfolgte der erste Zusammenstoß am 31. August. Die Protestanten überschütteten das kaiserliche Lager mit heftigem Artilleriefeuer, dessen Wirkung sie hoch einschätzten. Das Feuer mußte moralisch ertragen werden, und der persönliche Mut des Kaisers wirkte dabei sehr stark auf die Truppe. Es war wohlverdient, wenn ein Soldatenlied aus den nächsten Wochen ihn pries:

Der Kaiser ist ein ehrlich Mann
allzeit ist er der vorderst dran,
zu Roß und auch zu Fuß.
Seint wolgemut Ihr Langknecht gut,
da sprach der edle Kaiser gut:
„Wir wöln uns nit ergeben.“

Über die technisch überlegene Kampfform der Verteidigung triumphiert nur dann der moralisch stärkere Angriff, wenn er in voller Entschlossenheit und mit Ungestüm vorgetragen wird. Das wollten Schertlin und der Landgraf bis zur Unvorsichtigkeit. Aber der allzu überlegsame Kurfürst versagte sich. Man wartete ohnehin zu lange. Hätte man unmittelbar unter der Wirkung des Artilleriefeuers und dem Schuß des dichten Staubes und des damals noch sehr starken Pulverrauches zum Sturme angesetzt, so wäre der Erfolg vielleicht nicht ausgeblieben, wie Jovius bestimmt meinte. So mußte man sich nach einer dröhnenden Kanonade wieder zurückziehen. Als man am 2. September den Versuch erneuerte, hatten die Kaiserlichen sich längst tief eingegraben. „Wir bombardieren uns mit unseren guten Freunden“, schrieb der Kaiser in fast übermütiger Laune an seinen Bruder; „wenn sie uns doch das Vergnügen machten, an unsere Schanzen heranzukommen!“ Sie ließen es und erlitten eine moralische Einbuße, schlimmer, als wenn der Sturm verunglückt wäre, weil sich der Zorn nach innen kehrte.

Die Schmalkaldischen zogen Donau aufwärts über Pfalz-Neuburg auf Donauwörth. Der Landgraf widersetzte sich allem Drängen des Kurfürsten zum Marsch gegen Büren. Eine Demonstration in dieser Richtung nordwärts nach Wending war nur Kraftvergeudung. Büren erreichte von Osten her den Kaiser noch nahe Ingolstadt am 15. September. Der Kaiser ritt ihm entgegen; sein Lager begrüßte stürmisch die neue tadellose Truppe. Damit kam in das kaiserliche Heer außer frischen Kräften ein neuer Angriffsgeist, aber auch eine neue Eifersucht zwischen dem draufgängerischen trunkesten Niederländer und dem nüchternen, gern mit Nachtangriffen und Hinterhalten operierenden Spanier, dem Herzog von Alba, der bis dahin allein und auch später noch vorwiegend das Ohr des Kaisers besaß. Es gelang gleichwohl nicht, den Schmalkaldischen eine überlegene Stellung abzugewinnen. Sie waren stets auf ihrer Hut, zeigten Blick für das Gelände und große Wendigkeit. Außerdem waren auch sie am 13. September von Westen her durch die rheinischen Truppen der Oldenburg, Reiffenberg und Reichlingen fast genau so sehr verstärkt worden, wie der Kaiser durch Büren. Beide Teile hielten sich jetzt zwischen Ingolstadt und Ulm, zumeist in den begrenzten Gebieten von Pfalz-Neuburg und Ditzingen. Schon die Zeitgenossen tadelten den Landgrafen wegen Preisgabe des verbündeten Neuburg, das am meisten zu leiden bekam.

Die Truppen drängten zum Schlagen. Anfang Oktober waren sie sich im Parallelmarsch auf Nördlingen ganz nahe. Ja, der Zufall wollte es, daß am Morgen des Franziskustages (4. Oktober) die Kaiserlichen von der oberen

Wörnitz her über Allerheim geradezu in die Flanke der von Donauwörth nach Westen marschierenden Verbündeten stießen. Büren setzte sofort zum Angriff an, aber der fast den ganzen Vormittag anhaltende Nebel versagte den Kaiserlichen den Überblick und gab den Schmalkaldischen die Gelegenheit zum Aufmarsch, so daß Büren zurückbefohlen werden mußte, weil man in der Front nicht gegen die durch sumpfiges Vorgelände trefflich geschützten Feinde angriffsweise vorgehen konnte. Ein Gegenstück zu Ingolstadt, jetzt für die Kaiserlichen.

Nur zehn Tage später kamen bei Biengen die Schmalkaldischen ihrerseits dem auf Ulm marschierenden Kaiser in die Flanke. Der Kaiser wurde bei einer Erkundung sogar persönlich überrascht und verlor einen Augenblick anscheinend die Seelenruhe, so daß die Schmalkaldischen doppelt ihren Tag verpaßten. Das war am 14. Oktober. Der Heere bemächtigte sich Unlust. Am 18. nahm der Kardinal Farnese seinen Abschied; man sagte, daß Tausende von Italienern mit ihm gezogen seien, weniger aus Furcht vor dem Kampfe, den alle wünschten, als vor dem Regen und der Kälte des heraufziehenden Winters, unter dem die Südländer ganz besonders litten. Vom 24. Oktober ab wurden die Wege schlechter, die Lager feuchtkalt, beide bald unergründlich. Krankheiten stellten sich ein. Vom kaiserlichen Heere sagte man, daß es fast auf die Hälfte zusammenschmelze. Kleine listige Pläne Albas schlugen fehl. Aber der Kaiser hatte den längeren Atem.

Am 30. Oktober zeigte der Landgraf Neigung zu Verhandlungen. Sein Auftreten und ein wenig erfreulicher Brief an die Kriegsräte erzwangen noch einmal die Zahlung von 130 000 Gulden für rückständigen Sold von den Oberländern. Doch mit der Ermüdung und dem drückenden Geldmangel sank die Kampfkraft auch der Schmalkaldischen. Der Kaiser dagegen erhielt in der Nacht vom 8. zum 9. November eine Nachricht, die ihn veranlaßte, Viktoria schießen zu lassen. Es war endlich gelungen, Herzog Moritz von Sachsen zusammen mit König Ferdinand zum Einfall in Kursachsen zu bestimmen. Wider Erwarten zog nun freilich der Kurfürst doch nicht sogleich von der Donau ab. Nur war es nicht verwunderlich, daß der Kaiser jetzt erst recht alle Verhandlungen mit dem Landgrafen ablehnte.

Es darf uns nicht eingehender beschäftigen, wie die eifrigen Bemühungen insbesondere der Straßburger um französische Hilfgelder, um Kredite in Lyon, zeitweilig erfolgreich waren, wie der alte leidenschaftliche Feind des Kaisers, der Florentiner Peter Strozzi, der einst del Vasto in der Lombardei zu schaffen gemacht hatte, den Schmalkaldischen neue Mittel zuführen wollte. Schließlich versagte doch die Geldbeschaffung gänzlich und zwang die Schmal-

kaldischen entscheidend zum Abbruch des Feldzuges. Das letzte oberdeutsche Geld reichte nur noch zum geordneten Abzuge der gesamten schmalkaldischen Armee am 21. November über Heidenheim nach Norden. Der Kaiser selbst beteiligte sich an einem Angriff auf die Nachhut. Aber sehr geschickt maskierten die Schmalkaldischen den Abzug der Hauptmacht, und auch ihre Nachhut löste sich am Abend ohne allzu große Verluste wieder vom Feinde.

Der Kaiser behauptete das Feld. Er war nun Herr von Süddeutschland, was er zu Beginn des Feldzuges irrtümlich zu sein glaubte. Bis jetzt war er in die Verteidigung gedrängt gewesen, und der eigentliche Feldzug gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes stand ihm noch bevor.

Aber die Verteidigung war siegreich.

Der Kaiser als Sieger

Vom Krieg in Kursachsen. Spannungen mit der Kurie

Das Konzil in Trient hatte trotz seines geringen Besuches doch bereits seine Geschichte. In ihr regte sich ebenso sehr das allgemein verbreitete Verlangen nach Reformen, wie ein tiefes Mißtrauen aller gegen alle, gesteigert durch die vielfach vorwiegend politische Verwertung des Konzilsgedankens. So versteckten sich die Gegensätze monatelang hinter der scheinbar rein geschäftlichen Frage der Beratungsordnung, ob man nämlich vorweg die Dogmen oder zuerst die Reformen in Angriff nehmen oder beides miteinander verbinden solle. Die klugen Legaten vertraten das Nebeneinander, „weil man mit Ja im Munde weiterkommt als mit Nein“, wie sie später sehr durchsichtig nach Rom berichteten. Aber die Kurie wünschte grundsätzlich und aus Furcht vor einer Verfassungsreform nach Art des 15. Jahrhunderts die Vorwegnahme der Dogmen, und die Legaten mußten einen ausdrücklichen Konzilsbeschuß vom 22. Januar 1546 unter dem beredten Schweigen der Väter zurückziehen. Doch ließ der Papst im weiteren Verlauf die Legaten mit ihrer Geschäftsordnung gewähren, denn sie nahmen damit der Opposition den Wind aus den Segeln, ohne sich irgend auf die Reform beschränken oder gar in gefährliche Debatten verstricken zu lassen.

Der Kaiser, völlig in Anspruch genommen von den Vorbereitungen und dann von den ersten peinlichen Überraschungen des Krieges, vernachlässigte das Konzil und ließ dadurch der sehr kirchlichen Einstellung seines Gesandten

Toledo zu viel Spielraum. Es konnte geschehen, daß dieser sich eines Tages den Legaten aus freien Stücken anbot zur Zurechtweisung kaiserlicher Bischöfe, das wollte sagen, zur Zerschlagung der wirksamsten Waffe, über die der Kaiser auf dem Konzil verfügte. Kein Wunder, daß Toledo bei den Legaten auch dann nichts erreichte, wenn er bestimmte kaiserliche Aufträge vorbrachte, — wie Anfang Mai, wo der Kaiser angesichts seiner letzten Verhandlungen in Regensburg mit Moriz und anderen Wert darauf legte, daß es nicht gerade jetzt zur Definierung weiterer grundlegender Dogmen käme, wie der eben formulierten Lehre von der Erbsünde. Historisch betrachtet, hatte das Konzil mit dem Dekret vom 8. April über Schrift und Tradition, die beide als gleich göttliche Quellen des Glaubens bezeichnet wurden, eine viel gewichtigere Entscheidung über die Grundlagen der lutherischen und der römischen Theologie längst getroffen. Aber den Zeitgenossen kam das weniger zum Bewußtsein, als die Formulierung elementarer Glaubenslehren selbst. Gerade im April und Mai hatte die Kurie kein Vertrauen mehr zum Ernst des kaiserlichen Kriegswillens und ließ deshalb der Dogmenberatung ungehemmt den Vortritt. Noch am 13. Mai hatte Farnese die Legaten in dieser Hinsicht scharf gemacht.

Dann war der Krieg doch gekommen und damit ein neues, ganz enges Zusammenwirken der Kurie mit dem Kaiser. Andererseits verleiteten nun den Vätern des Konzils die Unruhen des Krieges, die Durchmärsche der Truppen, die Verteuerung der Lebensmittel den Aufenthalt in Trient, während die Kurie wie früher neben dem Krieg das Konzil für entbehrlich halten mochte. Beides gefährdete die Politik des Kaisers, der ganz richtig empfand, daß man die Launen und Zweifelhafte eher durch die Forderung einer Unterwerfung unter das Konzil, als unter den Spruch des Papstes gewinnen werde. Er wollte außerdem selbst wirklich die Reformen und wegen der Gutwilligen ein maßvolles Vorgehen des Konzils. Wer hätte noch die Protestanten zum Besuch des Konzils vermocht, wenn dieses jetzt schon zur Definition der entscheidenden Kontroverslehre von der Rechtfertigung schritt, wenn durch eine unwiderstehliche Festlegung die Tür zu einer Verständigung vorzeitig ins Schloß fiel?

In einer anderen empfindlichen Stelle seiner Politik wurde der Kaiser seinerseits zur Vorsicht gemahnt. Er dachte, nicht nur die Waffen, sondern auch den Wirtschaftskrieg gegen die unbotmäßigen Handelsstädte zu wenden. Als er aber den Arrest ihrer Waren auch in den Niederlanden befahl, trat der Fall ein, der ihn vor Jahren gegenüber den Kaufleuten von Antwerpen schon einmal zum Einlenken gezwungen hatte, die Gefährdung einer seiner

wichtigsten Geldquellen. Die Königin Marie war so bestürzt, daß sie offen mit ihrer Demission drohte; sie ließ durch Cornelius Schepper dem Kaiser sehr eindringlich den Ernst der Lage vorstellen, und der Kaiser beschied sich.

Dem seine internationale Lage war zwar noch immer denkbar günstig. Aber wer verbürgte ihm die Dauer dieses Zustandes? Die Könige von Frankreich und England waren verbraucht; daß ihr Tod nahe bevorstand, ahnte niemand. Und konnte nicht gerade der Regierungswechsel einen gefährlichen Umschwung bringen? Der König von Dänemark hielt einstweilen fest an dem Vertrage von Speyer; aber er trat bald auch als Vermittler für die Schmalzaldischen auf; konnte er nicht noch einen Schritt weitergehen in seiner Parteinahme?

Vor allem war die Hauptaufgabe des Kaisers bisher nicht gelöst. Den Donaufeldzug konnte man nur als ungewolltes, wenn auch glücklich beendetes Vorspiel betrachten. Noch immer galt es Freunde zu gewinnen, Gegner zu versöhnen.

In diesem Zeichen standen während des Dezember die Verhandlungen mit Kurpfalz, gegen die sich der Kaiser lange gesträubt hatte. Der Pfalzgraf war in seiner Jugend kurze Zeit sein Regent gewesen; er hatte ihm unendlich viele Dienste geleistet von der Kaiserwahl an. Sollte das alles vergessen sein? Oder verschärfte das den Zorn des Kaisers? Seit dem Besuch in Speyer hatte auf den Pfalzgrafen kirchlich und politisch mancherlei eingewirkt. Bei einer Zusammenkunft mit dem Herzog von Württemberg hatte er sich zur Stellung eines Hilfskontingents bestimmen lassen, dessen Verpflichtung freilich mit dem Oktober 1546 endete. Immerhin hatten Pfälzer doch gegen den Kaiser in Waffen gestanden. Allein der Kurfürst war nicht erst durch Gewalt zur Unterwerfung gezwungen. Das war im Sinne des Regensburger Abkommens mit Bayern das Entscheidende. Nach Aufzeichnungen Eck's hätte Bayern die Zusicherung der Kur unter allen Umständen gewünscht. Der Kaiser versprach sie damals aber nur für den Fall gewaltsamer Unterwerfung. Bei freiwilliger Ergebung wollte er freie Hand behalten.

Eine solche lag nun vor, und es bedeutete für den Kurfürsten den größten Erfolg, daß der Kaiser ihm die Kur nicht nahm. Freilich mußte der Kurfürst diesen Gewinn durch tiefe Demütigungen erkaufen. Lange verklang sein Werben um des Kaisers Gunst, sogar seine Bitte um Audienz, ungehört. Erst als der Kaiser Mitte Dezember in Schwäbisch-Hall weilte, durfte der Kurfürst zu ihm kommen. Er erlebte einen verlegend kalten Empfang. Der Kaiser las ihm wie einem Fremden aus einem vorbereiteten Zettel in französischer

Sprache seine Rüge herunter und redete sich dann in einen solchen Zorn hinein, daß der bis dahin vertrauensselige alte Freund ganz aus der Fassung kam und sich auch seinerseits ungeschickt benahm. Als er vor dem Kaiser ein Knie beugte und Abbitte tat, gab ihm dieser nicht einmal die Hand, was selbst die kaiserliche Umgebung erschreckte. Erst am nächsten Tage ließ sich der Kaiser in vertraulicher Besprechung zu einer Art von Versöhnung herbei.

Das Gesicht Karls V erhält für uns über solchen Szenen eine letzte Härte, eine fast unheimliche Starrheit. Gewiß empfand sein ererbtes Hoheitsgefühl von Jugend auf Unbotmäßigkeiten und Auflehnungen sehr schwer. Aber der Ausdruck seiner Entrüstung wurde immer heftiger und zugleich kälter. Er war von Jahr zu Jahr reizbarer geworden. Die ungeheuren Anstrengungen, die innere Leidenschaft seiner Politik und Kriegsführung durch so viele Jahre zehrten an seiner Kraft. Dazu kamen seine unverbesserlichen Diätfehler. Er aß und trank gerade das, was ihm am wenigsten zuträglich war, übernahm sich mittags an schweren Fleischgerichten und trank trotz aller Warnungen mit Vorliebe, aber stets zur Unzeit, kaltes Bier. Seine dadurch verschlimmerten Beschwerden, die oft schmerzhafteste Krankheit quälten ihn und verschärften die Bitterkeit seiner Äußerungen. War sein Hochmut an sich nur die Übersteigerung seiner besten Eigenschaften, so lief er doch Gefahr, ihn in Menschenverachtung entarten zu lassen, je mehr sich seine Erfolge häuften und die Schwächen und Unzulänglichkeiten der Menschen noch größer erscheinen ließen, als sie ohnehin waren. Man begann aus seinen Worten und aus seinem Lachen gelegentlich schon den Hohn herauszuhören, die häßlichste aller Überheblichkeiten.

Alles dieses trat nun öfter in Erscheinung. Kurpfalz hatte für Württemberg Fürbitte eingelegt. Der Kaiser überhörte sie. Herzog Ulrich erbot sich selbst mehrmals aufs eifrigste. Als der Kaiser Weihnachten zu Heilbronn verbrachte, empfing er ihn allerdings, demütigte ihn aber noch tiefer als Kurpfalz durch Abbitte und eine schwere Kontribution von 300 000 Gulden. Da der alte gichtische Herr nicht mehr zu knien verstand, mußten in seinem Beisein die Räte kniend seine Abbitte verlesen. Es war wenig Gnade dabei.

Aber warum verhielt sich Karl politisch nicht anders gegen Württemberg? Daß er den Pfalzgrafen im Besitz der Kur ließ und die bayrischen Wittelsbacher nicht unnötig mächtig machen wollte, begreift sich. Aber warum kam er nicht auf die Ideen Zevenbergens zurück, warum ließ er die habsburgische Hausmacht nicht wieder tiefer nach Schwaben hineinwachsen zur Verdichtung der vorderösterreichischen Länder? Ganz hat es an dem Gedanken einer

Wiedergewinnung Württembergs in diesen Tagen nicht gefehlt, man dachte einmal daran, den Erzherzog Maximilian damit auszustatten. Dann aber überwog der Wunsch nach baldiger Befriedung Oberdeutschlands und nach der blanken Kontribution zum Unterhalt der Truppen. Des Kaisers Denken gegenüber den deutschen Verhältnissen bewegte sich offenbar viel mehr im Universalen als im Territorialen. Den Schmalkaldischen Bund niederzuschlagen, die kaiserliche Autorität aufzurichten, in der Kirchenfrage irgendeinen Weg zur äußeren Einheit zu finden, blieb sein vornehmstes Anliegen.

Nur das Vorfeld der Niederlande umfaßten seine Augen stets unter den Gesichtspunkten des Landesherrn. Hier, in Cleve, hatte er wegen Geldern zuerst eingegriffen; hier hatte er auch das kirchliche Vorgehen gegen die Bischöfe von Köln und Münster betrieben. Ja, noch weiter nach Nordosten, gegen Minden und Bremen, setzte er jetzt eine zweite Armee an unter Josse von Cruningen, seinem Gouverneur von Seeland, dessen Kampf um Bremen und Verden uns noch beschäftigen wird.

Im übrigen schwankte der Kaiser während der Befriedung Oberdeutschlands in bezug auf seine nächsten Maßnahmen. Wir erfahren das Nähere aus seinen Briefen an König Ferdinand vom Januar und Februar 1547. Diese Briefe sind eigentlich Selbstgespräche, wie ja die vorwiegende Form im kaiserlichen Lebensdrama früh der Monolog gewesen ist. Er bat um Rat, mündlich oder schriftlich, aber er verarbeitete alles doch bei sich allein; er wurde sich seiner Gedanken bewußt, wenn er schrieb oder Anweisungen gab zum Schreiben.

Er habe Württemberg Verzeihung gewährt, schrieb er dem Bruder, da die Schmalkaldischen noch immer mit Truppen gerüstet seien und eine gewaltsame Eroberung Württembergs mit seinen festen Plätzen gefährlich und zeitraubend gewesen wäre, es auch nicht scheinen dürfe, als verfolgten sie eigene Interessen. Nun stehe die Hauptaufgabe doch noch vor ihnen, ihre Autorität in Deutschland herzustellen und das Reich dadurch auch nach außen widerstandsfähiger zu machen. Zunächst wolle er eine kurze Zeit in Ulm rasten. Er befinde sich dort mitten zwischen Bayern, Österreich, Italien und der Schweiz nach allen Seiten zur Hand, könne mit seinen Garnisonen einen Druck ausüben auf Ulm und auf Augsburg und das Weitere mittlerweile überlegen: Ob er nämlich jetzt schon die Forderung der Rückkehr zur alten Religion für jedermann erheben solle, da ja die Rebellen längst dergleichen als seine Absicht ausgesprengt hätten; oder aber darauf verzichten und den Krieg gegen sie weiterverfolgen, sie nach Gebühr strafen und erst nach ihrer Entwurzelung

Deutschland ordnen; oder, ob es sich mehr empfehle, zunächst mit den Freunden und den Unterworfenen einzeln oder auf einer Tagung zu verhandeln, etwa auf dem bereits in Aussicht genommenen Reichstage, um bei der deutschen Verfassung zu bleiben und vorerst die Justiz zu ordnen, sich die Befetzung des Reichskammergerichtes übertragen zu lassen und unter dem Eindruck der allgemeinen Unterwerfung einen Reichsbund aufzurichten gegen die Geächteten nach Art des alten Schwäbischen Bundes? Damit würde man dann am besten den Machenschaften des Königs von Frankreich begegnen, mit dem die Protestanten durch den sächsischen Kanzler, einen Hessen und Sturm konspirierten, um mit ihm und England eine Liga zu schließen. So schrieb der Kaiser am 9. Januar.

Es war die Zeit, da er von den Anstrengungen des letzten Jahres wirklich ermüdet Ruhe suchte. Seit dem 2. August hatte er an die vierzig Male das Nachtquartier gewechselt, viele Nächte im Lager verbracht. Den Auszug der Dinge in Kursachsen glaubte er noch Ferdinand und Moritz überlassen zu dürfen, zumal ihn zwischendurch alte Sorgen und neue Erregungen in seinen anderen Ländern beschäftigten. Die Verschwörung des Fiesco in Genua gegen die Doria und seine wachsende Verstimmung gegen die Farnese lenkten ihn wieder auf Oberitalien, auf Parma und Piacenza, auch auf Siena. Den Juan de Vega hatte er zum Vizekönig von Sizilien gemacht, den unternehmungslustigeren Ferrante Gonzaga zum Nachfolger des am 31. März 1546 verstorbenen Marchese del Vasto in Mailand; das ließ auf weitere Pläne schließen. Doch lag alles noch im Schatten.

Am 2. Februar schien die Lage soweit geklärt, daß sich der Kaiser unter dem Eindruck der Hilferufe von Ferdinand und Moritz entschlossen zeigte, selbst nach Kursachsen zu ziehen unter Zurücklassung von Garnisonen in Augsburg und Frankfurt. Verfügbare Truppen wollte er schon voraus senden. Doch schwankte er nochmals, und erst am 10. und 11. März ließ er Ferdinand und Marie wissen, daß er nun doch dem Bruder zu Hilfe eilen wolle.

Damit verlegte der Kaiser die Entscheidung auf den sächsischen Kriegsschauplatz. Hier hatte sich Moritz nach monatelangen Verhandlungen wirklich entschlossen, sich an der Eroberung der Lande seines Veters zu beteiligen. Man spricht gern, wenn auch mit berechtigtem Ingrimm, von einem Meisterstück der habsburgischen Politik, in dem Kaiser und König einträchtig zusammenspielten. Man darf dabei aber weder vergessen, ein wie dankbares Objekt Moritz und seine Räte für ihre Staatsklugheit und Menschenkenntnis waren, noch umgekehrt, wie überlegsam auch Moritz sich in seiner gewiß selbstge-

wählten, aber doch überaus schwierigen Lage behauptete. Er wollte um der Untertanen und der fürstlichen Macht willen die Kirchenreformation grundsätzlich festhalten, er wollte es politisch mit keiner Seite ganz verderben und außerdem möglichst großen Gewinn davontragen. Seine Zähigkeit war der habsburgischen ebenbürtig; er brach einmal die Verhandlungen ab und gab Ferdinand anheim, zu tun was er für recht halte.

Seine Schwäche lag dagegen so gut in dem Drängen seiner überwiegend habsburgisch gesinnten alten Räte, wie in dem eigenen unüberwindlichen Verlangen nach dem unrechten Gut. Die deutsche Geschichte verfolgte mit diesem kühnen und begabten Menschen ihre rätselhaften Wege. Er mußte durch all das Unrecht hindurch, um über immer neuen Verlegenheiten, die zum Teil schon im Bereich des Gewissens empfunden wurden, doch zur weltgeschichtlichen Figur zu werden. In diesem Augenblicke wurde seine Begehrlichkeit das Opfer der kaiserlichen Politik. Als nach langen Vorverhandlungen der beiderseitigen Räte Moriz von Ende September bis zum 5. Oktober in Prag weilte, war es bald um ihn geschehen. Alle Vorstellungen seiner Glaubensgenossen, die feierliche Botschaft des Herzogs Ernst von Lüneburg, der Eindruck ihrer gerüsteten Truppen auf seine Räte hatten versagt; auch die Bitten der hessischen Frauen und eine letzte männlich herbe Mahnung seiner Tante, der Herzogin von Rochlitz, Philipps Schwester.

Und doch verlief auch der Krieg in Sachsen zeitweise keineswegs zur Befriedigung der Kaiserlichen. Jetzt sollte sich zeigen, wieviel ungenutzte Reserven noch auf der protestantischen Seite lagen.

Zwar die Überraschung der kaum geschützten böhmischen Lehen Kursachsens durch die Truppen Ferdinands führte leicht zu ihrer Eroberung. Dabei gelang es Moriz, erst Plauen, dann Zwickau durch Ergebung in seinen Schutz vor dem Einmarsch der Fremden zu bewahren. Sein eigenes Vorgehen gegen die kursächsischen Lande hatte ebenfalls Erfolg. Nur den westlichen Teil, Gotha, Eisenach und Coburg gewann er nicht. Dagegen nahm er Halle auf Grund der kaiserlichen Mandate unter dem Titel der Schutzherrschaft. Überall machte er Zusagen wegen der Religion. Schließlich traf er schon Anstalten, Wittenberg zu belagern.

Mittlerweile war aber Kurfürst Johann Friedrich herangekommen. Fürsorglich und klug richtete er seinen ersten Stoß nicht auf die Wiedergewinnung der eigenen Lande, sondern gegen die albertinischen. Schon am 23. Dezember marschierte er ein. Damit zogen die fremden Besatzungen von Weimar, Jena und den anderen ernestinischen Gebieten von selbst ab. In Halle wurde der

Kurfürst mit Jubel empfangen. Dann belagerte er das albertinische Leipzig, das sich jedoch rühmlich verteidigte, so daß er in der Nacht vom 26. auf den 27. Januar wieder abziehen mußte. Das Entscheidende wurde auch für ihn der Geldmangel. Doch bedeutete er noch nicht die eigentliche Krisis. Vielmehr sah sich vorerst Moritz weiter genötigt, nach allen Seiten um Hilfe zu rufen. In Prag hielt man zurück, da er sich über die böhmischen Truppen zu oft und mit zu starken Ausdrücken beklagt hatte. Man verübelte es ihm auch, daß er es noch immer nicht wagte, den ihm im Oktober vom Kaiser verliehenen kurfürstlichen Titel zu führen; er war dem ausgewichen durch die noch unerfüllte Forderung einer Mitbelehrung seines Bruders August.

Der Kaiser vertröstete ihn auf den Markgrafen Albrecht Alcibiades, der wirklich im Anmarsch war. Am 24. und 25. Januar stand er bei Zwickau. Moritz lag still in Chemnitz. Der Kurfürst in Altenburg. Zwischen den Gegnern dehnte sich der Muldeabschnitt mit seinen Übergängen; beide Teile richteten ihre Aufmerksamkeit darauf. Am 25. Februar besetzte der Markgraf Stadt und Schloß Rochlitz an der Mulde mit ungenügenden oder wieder zersplitterten Kräften. Der Kurfürst erhielt davon Kunde, vielleicht, aber nicht sicher, durch die dort residierende Herzogin auch die Anregung zu kommen. In einem Nachtmarsch rückte er heran, überraschte am 2. März in der Frühe den Markgrafen und nahm ihn selbst gefangen. Der Weg nach Böhmen lag offen, von wo dem Führer des Protestantismus die lebhaftesten Sympathien entgegenstiegen. Aber der Kurfürst benutzte diese Möglichkeiten nicht; sie hätten in der geraden Linie seiner bisherigen Offensive gelegen und den Krieg in Ferdinands keineswegs botmäßige Lande vorgetrieben. Er wagte es nicht, zum Teil aus guten Gründen, lag vielmehr den ganzen März über still in Weithain zwischen Altenburg und Rochlitz.

Es wurde sein Verhängnis, daß sich eben jetzt Vergleichsverhandlungen anspannen, zunächst durch Joachim von Brandenburg, von ihm selbst alsbald durch ein ergebenes Schreiben an den Kaiser aufgenommen. Der Kaiser lehnte natürlich schroff ab. Dafür aber mischten sich die beiderseitigen Stände ins Spiel, die albertinische und die ernestinische Ritterschaft. Neben den Landständen schalteten sich auf der albertinischen Seite die Räte ein, bereits in der unehrlichen Absicht, Zeit zu gewinnen. Denn wenn der Kaiser erst da war, mußte sich das militärische Übergewicht rasch zu Ungunsten des Kurfürsten verschieben. Der Kurfürst ging in die ihm halb unabsichtlich, halb bewußt gestellte Falle. Er versäumte es, in das eigene Land zu ziehen und sich zur Verteidigung einzurichten.

In der That war der Kaiser unterwegs. Er hatte sich in Ulm nur bis zum 4. März aufgehalten, dann nochmals 14 Tage in Nördlingen, um über Öttingen ins Fränkische zu ziehen.

Von dem Umfang seiner politischen Sorgen nach seinen unausgesehnten Korrespondenzen mit Spanien, Italien und den Niederlanden jeweils ein vollkommenes Bild zu erhalten, ist weder möglich noch nötig. Er lief immer Gefahr, sich darin zu verstricken. Eben deshalb lag seine größte Leistung im Augenblicke darin, sich von ihnen zu lösen und folgerichtig zu handeln. Am meisten erregte ihn in den letzten Wochen und Monaten das Verhalten der römischen Kurie, weil sich die päpstliche Politik auch militärisch auswirkte. Schon die für den Papst naheliegende, aber in die kaiserliche Politik gar nicht passende Proklamierung des Protestantenkrieges, besonders durch die Breven an die Schweizer, hatte zu Auseinandersetzungen geführt. Der ewige Streit um die Leitung oder Verlegung des Konzils verschärfte sie. Der päpstliche Nuntius Verallo war der Lage nicht gewachsen und mußte sich von Granvelle öfters recht unsanft anfassen lassen. Dem Papste war eine Mitwirkung bei allen Abmachungen mit den Protestanten zugesagt, und Verallo reklamierte sein Recht. Doch war eine solche bei der Art des Kaisers, die das Kirchliche hinaus-schob, undurchführbar.

Als die Schwierigkeiten beim Konzil unerträglich wurden, schlugen Mendoza und Madruzzo selbst eine sechsmonatige Vertagung vor, um einer Verlegung des Konzils auszuweichen. Mendoza, der am 3. Dezember Trient verließ, um seine Stellung als Botschafter an der Kurie anzutreten, faßte seine Eindrücke noch unterwegs in Entrüstung und Bekümmernis dahin zusammen, daß dieses Konzil unter der Tyrannei der Legaten mehr Unheil stifte als Luther. Zusammen sorgten diese Väter nur für die Interessen Roms, jeder einzelne für die eigenen. Jetzt berieten sie den Artikel von der Rechtfertigung mit vollkommener Leichtfertigkeit. Sollte man wirklich glauben, rief er aus, daß diese dürstige Gesellschaft vom Heiligen Geiste geleitet würde? Habe das Konzil aber einmal gesprochen, so gebe es kein Zurück mehr. Der Zustand der Kirche mit allen Mißbräuchen befestige sich hoffnungslos.

Der Kaiser war in solchen Fragen zurückhaltender, wie seine Weisungen an Mendoza erkennen lassen, aber es verletzte auch ihn doch tief, daß trotz seines Einspruchs am 13. Januar das Dekret von der Rechtfertigung angenommen wurde. Als nun vollends ein Breve vom 22. Januar die päpstlichen Hilfstruppen unter salbungsvollen Glückwünschen zu den Erfolgen des Kaisers rücksichtslos abberief, obwohl alle Welt wußte, daß der Zweck des gemein-

sam begonnenen Krieges noch keineswegs erreicht war, schüttete er seinen ganzen Zorn gegenüber dem Nuntius aus. Er merke wohl, sagte er, daß der Papst ihn in diesen schweren Krieg hineingebracht habe, um ihn nun sitzen zu lassen. Unter bitterböser Anwendung eines bekannten Sprichworts auf den Papst fügte er hinzu: jungen Leuten möge man die Franzosenkrankheit verzeihen, bei Greisen sei sie unerträglich. Auf weitere Ausführungen wollte der Nuntius antworten, aber der Kaiser schnitt ihm das Wort ab und verließ das Zimmer.

Es hat welthistorisch etwas Erschütterndes, daß der Papst den Kaiser im Stiche ließ in dem Augenblicke, da dieser zum letzten entscheidenden Schlage gegen die Führer des Protestantismus ausholte.

Mühlberg. Wittenberg. Halle 1547

Am 28. März 1547 brach der Kaiser aus Nürnberg auf. Am 1. April war er in Weiden, in den nächsten Tagen zur Vereinigung mit Ferdinands und Moritz' Truppen in Lirschenreuth vor dem Böhmer Wald. Man wollte auch gegen die Böhmen demonstrieren und erreichen, daß diese im Lande blieben und nicht dem alten Kurfürsten zuzögen, der sich seinerseits von ihnen löste. Über Eger ging es durchs Elstertal auf Plauen, dann Mulde abwärts gerade auf den Kurfürsten los.

Dieser hatte seine Truppen in den letzten Wochen zu kleinen Erfolgen und Requisitionen verzettelt. Die Vereinigung der gegnerischen Truppen zu hindern, versuchte er nicht einmal. Er hielt sich still bei Meissen an der Elbe. Er wußte wohl, daß der Kaiser herannähe, aber nichts über dessen nächste Absichten. Am 12. April überschritt er die Elbe. Er meinte am rechten Ufer des Stromes sicher zu sein und zog, willens sich nach Wittenberg oder Magdeburg zu begeben, nordwärts auf Mühlberg. Der Kaiser kam ihm so von selbst in die linke Flanke, als er sich von Colditz und Leisnig her am 23. April der Elbe näherte. Man wußte, was die Kurfürstlichen nicht beachtetten, daß von dem nahen Schirmenitz nach Mühlberg eine Furt durch die Elbe führte; wichtig, da man nur ungenügenden Brückentrain besaß.

Die kaiserliche Armee, durch die langen Marsche nicht ermüdet, bewegte sich in Kriegsordnung vorwärts. Am 24. April brach man bei Nacht und Nebel auf, ganz früh. Bei der Avantgarde der Kaiser, Moritz und sein Bruder August. Im zweiten Treffen Ferdinand und Erzherzog Maximilian. Das

kaiserliche Haus stellte sich stattlich dar, mit großem Gefolge. Auf die Reiter folgte das Fußvolk. Noch am Vormittag lag dichter Nebel über der Elbe. Es war Sonntag und der Kurfürst beim Gottesdienst. Als man zwischen 10 und 11 Uhr beiderseits der nahen Feinde ansichtig wurde, beschloß der Kurfürst, der sich am rechten Elbufer noch immer sicher wähnte, seinen Marsch beschleunigt fortzusetzen; der Kaiser dagegen, den Angriff einzuleiten. Der Kurfürst machte auch jetzt keine Anstalten, das hohe Elbufer zu halten, schickte vielmehr fast die ganze Artillerie voraus. Nur seine Brückenschiffe ließ er flottmachen und verteidigen. Aber da gerade daran dem Kaiser viel gelegen war, entbrannte um sie ein heftiger Kampf. Der Kaiser war Zeuge. Seine Augen ermunterten die Spanier zu den größten Kühnheiten. Bis an die Brust im Wasser rückten die Schützen vor, das Feuer von den Schiffen zu erwidern und niederzukämpfen; dann warfen sich die Entschlossensten selbst entkleidet ins Wasser mit den Degen zwischen den Zähnen, um die Schiffe im Nahkampf zu nehmen. Reiter mit ihren Pferden schwammen durch die Fluten. Als das Gewehrfeuer aufgehört und ein Bauer den Kaiserlichen die eigentliche Furt gewiesen, die das Durchkommen erleichterte, zogen sie hinüber, wobei sich die Hauptmasse der Fußknechte und des Troßes außerdem der inzwischen hergestellten Brücke bediente.

Nachdem die weit überlegene Macht des Kaisers auf dem rechten Ufer aufmarschiert war, gab es erst recht kein Treffen mehr, sondern nur eine zunehmend heftige Verfolgung. Der Kurfürst hoffte, vor der Dunkelheit noch die schützenden Wälder des Lochauer Jagdreiecks zu erreichen. Aber man näherte sich einander schon derartig, daß Herzog Moriz, der das Vermitteln nicht lassen konnte, den schneidigen Versner durch die Schießerei zum Kurfürsten eilen ließ, um ihn zur Ergebung zu bestimmen. Zornig antwortete dieser, man halte ihn wohl für den Braunschweiger. Es war in der That für alles zu spät. Denn als die Kursachsen zur Erleichterung für das letzte Entweichen in den Wald noch einmal Halt machten und ein paar Reitergeschwader zu früh den Abwehrangriff begannen, folgte bald der Zusammenstoß, der das Fußvolk ganz ungeordnet fand und die Kursächsischen völlig auseinandersprenkte. Im Reitergetümmel wurde auch der Kurfürst leicht verwundet und gefangen. Es war wohl Thilo von Trotha, dem er seinen Degen gab. Aber Alba nahm den Fürsten, wie einst Lannoy den König von Frankreich, und führte ihn zum Kaiser.

Die beiden Herren zu Pferde und in Rüstung. Der Kurfürst lüftete den Hut, den er statt des verlorenen Helmes trug, bedeckte sich aber sofort wieder, als er sah, daß der Kaiser seinen Gruß nicht erwiderte. Bei seiner Anrede „Allergnädigster Kaiser“ fiel dieser ihm dafür sogleich ins Wort: „Ihr hättet uns



be
Ge
S
im
Le
Ein
Üb
die
als
Lar
S
un
Lo
S
mä
sel
mo
Di
Co
M
wa
Lar
Be
Eri
un
Lo
Ur
gar
un
Di
Ru
E
be
ko
Ne
ho

besser längst dafür gehalten“ und dann zum Schluß „ich werde Euch halten nach Gelegenheit und Eurem Verdienst, geht hinweg.“ Spanier erhielten die Wache.

Man mochte von den spöttischen Lippen des Kaisers den Triumph lesen, den er innerlich erlebte. Dieser 24. April war wieder einer der ganz großen Tage seines Lebens. Er hatte den Erfolg beharrlich, hartnäckig, mit allen Mitteln, aber auch mit Einsatz von Ruhe und Gesundheit, von Leib und Leben erkämpft; er hatte den Übergang über die Elbe mit geleitet und befeuert; war mit hinausgezogen in diesen Abendkampf. So ließ er sich für die Seinigen später durch Tizian malen, als Sieger von Mühlberg, hoch zu Ross, gepanzert, mit der Feldbinde und der Lanze, nicht ohne das Goldene Vlies, leuchtend im Schimmer der Rüstung.

Die Nacht verbrachte der Kaiser wieder in Schirmenitz auf dem linken Ufer, und von hier aus nahm er am nächsten Tage auch den Weitermarsch auf, über Torgau, um die Elbe erst nahe bei Wittenberg erneut zu überschreiten.

In Wittenberg erwartete den Kaiser ein entschlossener Widerstand. Hier wären wohl auch geistliche Kräfte entbunden worden, obwohl der Reformator selbst schon vor Jahresfrist die müden Augen geschlossen hatte. Der Kaiser mochte eine Belagerung scheuen, zumal er mit Geschütz schlecht versehen war. Die Lage schien gespannt. Zur Verteidigung entschlossen war auch des Kurfürsten Sohn, Johann Friedrich der Mittlere auf dem Grimmenstein bei Gotha. Man hatte die unruhigen Böhmen im Rücken, und nach den letzten Monaten war nicht abzusehen, was sich bei einem längeren Verlauf der Kämpfe im Lande gegen den Kaiser und Moritz regen würde.

Da kamen der Kaiser und seine Berater rascher zum Ziele durch ein brutales Verfahren, das nun freilich allem Reichsrecht Hohn sprach und sich aus der Erinnerung nicht so bald verlieren sollte. Hatte er die süddeutschen Fürsten und Städte gedemütigt, so suchte er die Wettiner einzuschüchtern durch ein Todesurteil. Ein Gerichtshof, der diesen Namen nicht verdiente, sprach das Urteil gegen den Kurfürsten. Der Kaiser setzte die Vollstreckung aus und begann Verhandlungen. Dabei benahm sich der alte Kurfürst in allem so würdig und gefaßt, daß er sich bald die Achtung erzwang. Er ließ sich auch auf ein Diktat nicht ein, sondern verhandelte in Ruhe und Zähigkeit. Die Kur und die Kurlande versuchte er nicht mehr zu retten, sonst aber möglichst viel für seine Söhne, selbst die spätere Rückgewinnung der Kur durch Gesamtbelehnung beider Linien. Vor allem sträubte er sich gegen die Anerkennung dieses Trienter Konzils, und der Kaiser begnügte sich wirklich mit der Verpflichtung auf das Reichskammergericht und die späteren Reichstagsabschiede. Der Kaiser mochte hoffen, die Konzilsbeschlüsse darin einbauen zu können, die Wettiner, bei den

Reichstagsabschieden nach wie vor mitzureden. Der Kurfürst bestritt auch die Rechtmäßigkeit der Acht. Bei den Verhandlungen leistete Kurfürst Joachim von Brandenburg hilfreiche Hand.

So hart die Bedingungen auch blieben, zur Wahrung seines Lebens, zur Erhaltung seiner Söhne bei fürstlichen Ehren und Länden und in der zuversichtlichen Hoffnung auf eine spätere Rettung des Evangeliums, unterschrieb der Kurfürst die Wittenberger Kapitulation vom 19. Mai 1547. Am 23. erfolgte die Übergabe der Stadt zu ehrenvollen Bedingungen. Am 4. Juni erhielt Moriz, der ja die frühere Urkunde nicht angenommen hatte, noch einmal in feierlicher Form die sächsische Kur und die Kurlande. Sein Verrat hatte dem Kaiser in der Tat entscheidende Dienste geleistet.

Indessen, mit dem Zerfall des Widerstandes an der Donau, mit seinem Niedererschlagen an der Elbe war das Reich noch keineswegs unterworfen, noch weniger befriedet. Magdeburg beharrte im Widerstande, und auch die andere erzbischöfliche Stadt Norddeutschlands, Bremen, hatte sich soeben in großartiger Verteidigung heldenhaft bewährt.

Josse von Cruningen war bis zum 12. Februar über Tecklenburg, Osnabrück, Lippe, Hoya, Schaumburg und Minden herangezogen, überall Herr der Lage. Am 27. rastete er eine kleine Meile von Bremen, dessen Erzbischof, Kapitel und Ritterschaft ihm entgegenkamen, während die Stadt Verhandlungen abwies. Am 19. März lag er noch vor den Mauern, völlig vergeblich. Er klagte über fehlende Munition, am 30. auch über Meuterei wegen Geldmangel. Der Kaiser gab ihm noch von Eger aus neue Weisungen wegen Hamburg. Aber Cruningen selbst fiel vor den Mauern von Bremen. Auch der blutjunge Herzog Erich II von Calenberg, mit dem der Kaiser am 14. März einen Dienstvertrag abgeschlossen hatte, mußte unverrichteter Dinge abziehen, und erlebte dann noch in der blutigen Schlacht bei Drakenburg an der Weser, hart nördlich von Nienburg, am 23. Mai eine furchtbare Niederlage durch das Entsatzheer Christophs von Oldenburg und Albrechts von Mansfeld. Nach Gebet und Psalmengesang hatten die Protestanten unter Führung der Grafen und der Prediger die feste Stellung des Herzogs berannt und genommen. Erich rettete sich mit knapper Not durch die Weser; seine Leute fielen oder ertranken oder ließen sich fangen. Die Unglücksbotschaft erreichte den Kaiser noch vor Wittenberg und beunruhigte ihn sehr wegen seiner weiteren Pläne, vor allem wegen Hessen.

Da entlasteten ihn erneut die Vielgeschäftigkeit des neuen Kurfürsten und die Mutlosigkeit des Landgrafen selbst, der sich hätte an den Laten aufrichten sollen, die sich so nahe seinem eigenen Lande abspielten. Aber er hatte sich ohne Not,

freilich immer wieder durch Moritz verlockt, schon viel zu tief in den Gedanken an Verhandlung und Gnade eingelebt; er konnte innerlich nicht mehr zurück. Der einst so stolze Fürst, der zu Beginn des Schmalkaldischen Krieges noch einmal einen tapferen Aufschwung genommen hatte, sank von Stufe zu Stufe, nicht ohne Schuld von Moritz, den er jetzt in seinen Erfolgen bewundern mochte, nachdem er selbst ihn einst auf die schiefe Bahn geführt hatte.

Bei den ersten Vertragsverhandlungen mit Moritz hielt sich der Landgraf noch einigermaßen; er wollte keinen Separatfrieden, losgelöst von den anderen Schmalkaldischen. Bald wurde er weicher, erschreckt durch die Erfolge des Kaisers. Als Moritz vorsichtig beim König Ferdinand anklopfte, ließ dieser keinen Zweifel darüber, daß der Kaiser, wenn überhaupt, die Ergebung des Landgrafen nur unter den allerschwersten Bedingungen annehmen würde. Der Landgraf wiegte sich bis zum April in der Hoffnung, daß man ihn zur Bekämpfung des Kurfürsten gebrauche; er kam sich groß vor, das abzulehnen, ehe man ihn noch darum gefragt hatte. Moritz war schamlos genug, es doch zu tun. Unausgesetzt korrespondierten sie.

Den Kaiser erfüllten natürlich ganz andere Ideen. Aber er ließ Moritz gewähren; hielt er doch damit Philipp von energischer Rüstung ab. Vor Wittenberg gefellte sich zu dem Eifer des Schwiegersohns die Bemühung seines Altersgenossen und Schwagers, Joachim von Brandenburg. Persönliche Besprechungen führten nicht weiter. In dem Entwurf „Ergebung auf Gnade und Ungnade“ strich Philipp die „Ungnade“ einfach durch, ging dann aber bedingungsweise doch wieder darauf ein. Der Kaiser lehnte jede Bedingung ab. Philipp schwankte von einem Tage auf den anderen. Er ging nun selbst weiter in seinen Erbietungen. Sie gelangten durch Ebeleben an die Kurfürsten, an Arras und Dr. Seld, der nach und nach an die Stelle des verstorbenen Navas trat. Am 2. Juni wurde dem Kaiser eine Formulierung vorgelegt, wonach die Kurfürsten versichert sein wollten, dem Landgrafen werde „solche Ergebung weder zu Leibesstraf noch zu ewiger Gefängnis“ gereichen. Der Kaiser, an den sie mehrmals bittend herantraten, billigte die Form.

Die Kurfürsten versprachen danach viel mehr als sie irgend durften, wenn sie dem Landgrafen vorspiegelten, er werde über die Artikel hinaus „weder an Leib, noch Gut, mit Gefängnis oder sonst“ beschwert werden. So kam der Landgraf in gutem Glauben, während die Kurfürsten bodenlos leichtsinnig handelten, wenn sie vorgaben, Arras anders verstanden zu haben, als jene klare Formulierung lautete. Erinnernte sich der Landgraf nicht, wie Moritz vor zwei Jahren an dem Braunschweiger gehandelt hatte?

Der Landgraf kam also. Er verhandelte am 19. Juni vormittags mit Arras, fand freilich die Artikel nochmals verschärft. Die Kurfürsten redeten ihm zu. Vergebens baten sie den Kaiser, dem Landgrafen nach dem Fußfall die Hand reichen zu wollen. Gleichwohl redeten sie ihm zu.

Am Abend um 6 Uhr folgte die große Szene. Der Kaiser im Thronessel, umgeben von stattlichem Gefolge; der Landgraf mußte knien, während sein Kanzler Günterode die Abbitte verlas. Dann erteilte Dr. Seld die kaiserliche Antwort, wie verabredet lediglich mit der Zusage, daß der Landgraf nicht mit „ewigem Gefängnis“ gestraft werden solle. Sie hörten es alle. Der Kaiser verfuhr danach. Er gab dem Landgrafen, als er ohne Wink schließlich von selbst aufstand, nicht die Hand.

Dafür lud der Herzog von Alba ihn mit Arras und den Kurfürsten zum Nachtmahl. Nach dem Essen führte man Philipp in ein besonderes Gemach mit Bewachung. Die Kurfürsten protestierten. Moriß lärmte, beklagte sich, verbrachte die Nacht bei seinem Schwiegervater, trotz Warnung. Der Kaiser bestand auf seinem Recht. In ihm mochten Erinnerungen an sein Erlebnis mit König Franz auftauchen. Er sagte den Kurfürsten am 21. geradezu, für die Durchführung der Kapitulation könne er nur den Landgrafen selbst als Geißel brauchen.

Nun hatte der Kaiser sein eigentliches Ziel, zuletzt sogar in unblutigen Verhandlungen erreicht. Begleitet von den gefangenen Häuptern des Schmalkaldischen Bundes, zog er zum Reichstage nach Augsburg. Arras schrieb der Königin Marie, ein Kampf gegen die vielen festen niederdeutschen Städte lohne sich nicht, da man bei ihnen doch nicht das Geld für die Abdankung der Kriegerleute finde. Dieses wollte sich der Kaiser auf eine andere Art verschaffen. Ihm schwebte ein Reichsbund vor, nach Art des Schwäbischen Bundes. Er hatte für die Gründung auch zwei schwäbische Städte ausersehen, Ulm und Augsburg.

Die Reichsverfassung und die Niederlande

Der Streit um das Konzil und das kaiserliche Interim 1548

In der Idee eines Reichsbundes verband sich etwas Allgemeines mit dem Besonderen. Der Kaiser wollte sich in seiner gegenwärtigen Lage stärken, militärisch und finanziell. Aber er wollte auch der Reichsverfassung nachhelfen im Sinne kaiserlicher Herrschaft.

Seit dem 13. Jahrhundert bemühte man sich darum, in der Reichsverfassung Schritt zu halten mit der Entwicklung der Landesherrschaften und der Städte.

Die Könige und Kaiser bedienten sich desselben Mittels wie die Fürsten und Städte, der bündischen Vereinigung unter dem Namen des Landfriedens. Denn die „landschädlichen“ Leute waren nicht mehr einzelne arme Teufel, sondern die Herren selbst, die in großen Fehden ihre Herrschaften ausbauten oder sich wie die Städte ihrer Haut zu wehren suchten. Der Schwäbische Bund, der von 1487 bis 1533 bestanden hatte, durfte im Lande Schwaben zugleich als ein Werkzeug habsburgischer Politik bezeichnet werden, einer Kaiserpolitik, wie Karl sie verstand.

Mit diesen Ideen war er groß geworden. Er und seine Berater ahnten ganz richtig, daß die Verfassung des Reiches nur noch eine bündische sein konnte. Aber irgendeiner Exekutive bedurfte auch dieses Reich. Die periodischen Reichstage führten wegen der Verteilung der Lasten mehr auseinander als zueinander. Dagegen sollte ein Reichsbund mit Aufgeboten und Geldleistungen im Namen des Kaisers wenigstens die landschaftliche Friedensfürsorge sicherstellen als ein sichtbares Organ der Reichsgewalt.

Noch mitten im Kriege, schon am 9. Januar 1547 entwickelte der Kaiser seine Gedanken dem Könige Ferdinand. Am 13. Juni ließ er die Beratungen darüber zu Ulm eröffnen. Seine Kommissare waren der Kardinalbischof von Augsburg, Markgraf Hans von Rüdstrin, Johann von Lier und Heinrich Haß. Die Verhandlungen gingen träge vonstatten. Die Stände singen die Wünsche der kaiserlichen Kommissare auf durch Entwürfe, ließen sie aber liegen.

Dann wurde die ganze Angelegenheit auf den Reichstag nach Augsburg übernommen. Der Kaiser kehrte aus Sachsen zurück, um ihn selbst abzuhalten. Er wollte die Summe ziehen aus all den aufregenden Geschehnissen des letzten Jahres. Doch mußte er sich auch auseinandersetzen mit den großen Veränderungen außerhalb Deutschlands und ihren Folgen. Am 28. Januar 1547 war Heinrich VIII von England gestorben. Die römische Kurie trug sich allen Ernstes nochmals mit dem Gedanken, die katholischen Fürsten gegen England zu sammeln; da zwang sie der bald folgende Tod des Königs Franz (am 31. März), mit den geplanten großen Legationen doch noch zu zögern. Sonderbare, von Furcht und Eifersucht getragene Unruhe dieses päpstlichen Greises, der eben den Kaiser im Stiche gelassen hatte und nun aufs neue seine Hilfe begehrte, obwohl er ihn noch dazu durch die Behandlung des Konzils aufs tiefste empörte. Wirklich konnte es nichts Lörrichtereres geben als die stillschweigende Ermächtigung an die Legaten, das Konzil nach Bologna zu verlegen und dann die Heuchelei, sich ganz unbeteiligt zu stellen, als die Legaten am 11. März davon Gebrauch machten. Selbst Juan de Vega äußerte sich entrüstet. Am

Kaiserhofe kam es vollends zu bösen Auftritten. Der Nuntius wurde an die Minister gewiesen, da der Kaiser meinte, er würde sich sonst im Zorn zu Äußerungen hinreißen lassen, die wahr seien, aber ihm selbst nicht erwünscht. Es war nicht Temperament der Jugend, sondern der Überreizung, das er zügeln wollte. Aber sachlich gab er nicht nach. Seinen Gesandten in Rom wies er unverzüglich an, gegen etwaige konziliare Akte in Bologna feierlich zu protestieren.

So war die Lage, als der Kardinal Sfondrato am 4. Juli 1547 den von Halle Saale aufwärts durch Ostfranken nach Augsburg ziehenden Kaiser in Bamberg traf und von ihm empfangen wurde. Auf die Ausführungen wegen England antwortete der Kaiser kurz ablehnend, ihn gehe Deutschland näher an und er habe nach seinen letzten Erfahrungen keine Lust, die Geschäfte anderer zu besorgen. Vom Konzil meinte der Legat, scheinbar einlenkend, daß man es vielleicht zurückverlegen könnte, falls die Deutschen sich ihm bindend unterwürfen und einstweilen die kaiserlichen Bischöfe auch nach Bologna gingen. Der Kaiser wurde über diese wirklich naiven Zumutungen so erregt, daß der Legat ganz bestürzt fragte, ob er sich nicht lieber zurückziehen solle. Der Kaiser antwortete trocken, er möge tun, was ihm beliebe.

Das Ergebnis der Besprechungen Sfondratos mit dem Kaiser und seinen Ministern war überraschend. Es ging ihm wie einst Cervino. Die Haltung des Kaisers, die Ehrlichkeit seines Zornes und die Einheitlichkeit in den Anschauungen des ganzen Hofes verfehlten nicht ihren Eindruck auf ihn. Er rief zum Einlenken. Da auch Frankreich nirgends Miene machte, die päpstliche Politik zu stützen, empfahl selbst die Kardinalskongregation dem Papste die Rückkehr der Väter nach Trient. Aber der eigensinnige alte Herr lehnte das ab; noch am 15. September sollte in Bologna eine feierliche Session stattfinden.

Mendoza lebte in dem Gedanken des Protestes. Er sprach ganz offen davon. Und sein Kaiser bestärkte ihn jetzt. Er werde, ließ er schreiben, falls es nicht anders gehe, selbst ein neues Konzil berufen, alles Bisherige für nichtig erklären und dann endlich mit der Reform der Kirche beginnen.

In solcher Stimmung eröffnete der Kaiser den Augsburger Reichstag am 1. September mit jenem Glanze, der oft genug die innere Schwäche überdeckt. Hauptverhandlungsgegenstände waren die Punkte, die wir schon aus Karls Schreiben an seinen Bruder kennen, Reichskammergericht, Reichsbund, Kirchenfrage.

Die Rechtspflege als vornehmsten Inhalt seiner Souveränität wollte der Kaiser befestigen. Hatte er an den Einzelheiten auch persönlich so wenig Anteil wie früher an der peinlichen Halsgerichtsordnung, die den Namen der Carolina

durch die folgenden Jahrhunderte trug, so war das Grundsätzliche ihm doch im tiefsten Sinne gemäß. Unter der Reform des Reichskammergerichtes verstand er die Ernennung der Beisitzer und die Abwälzung der Kosten auf die Stände, die daran in der Tat interessiert waren, um die Reichssachen nicht an das Hofgericht gelangen zu lassen. Nicht minder wichtig die Ausarbeitung einer Reichskammergerichtsordnung als Richtschnur für die tägliche Arbeit.

Alles dieses wurde im wesentlichen nach Wunsch des Kaisers erledigt. Es war, als seien die Stände in die Gebiete des allgemeinen Wohles ausgewichen, um in den schweren Fragen der politischen und kirchlichen Reichsverfassung frei zu bleiben.

Die Kirchenfrage nahm eben jetzt eine noch schärfere Wendung durch das völlige Zerreißen des Bandes, das den Papst noch an den Kaiser knüpfte. Das Ungefüm des Ferrante Gonzaga, das Heßen der Doria und anderer Gegner der Franzosen gegen Pier Luigi Farnese, die Unbeliebtheit dieses nach den alten Rezepten eines Signore lebenden Emporkömmlings im Lande selbst, wirkten zusammen zum Erfolge einer ganz in den hergebrachten Formen sich abspielenden Verschwörung, der am 10. September Pier Luigi zum Opfer fiel. Gonzaga nahm Piacenza wieder zu Mailand. Der päpstliche Vater war erbittert. Die heillose Verquickung des Weltlichen mit dem Geistlichen aber sollte das Familienunglück der Farnese auf die Kirche übertragen.

Paul III warf sich vollends den Franzosen in die Arme, wünschte nur noch die Mitwirkung Venedigs vor dem Abschluß eines Bundes. Alle Ideen einer „Befreiung Italiens“, die vor zwanzig Jahren so elend gescheitert waren, lebten wieder auf, während die Kaiserlichen wie einst in den Tagen der letzten Hohenstaufen oder neuerdings in den Jahren nach 1526 sich mit den Gedanken an eine Befestigung des Kirchenstaates trugen.

In Augsburg gab der Kaiser jene förmliche Erklärung vom 18. Oktober ab, daß er für die Rückkehr des Konzils nach Trient sorgen werde und daß er erwarte, daß auch „die Stände der Augsburgischen Konfession an solchem Concilio erscheinen“. Endlich bat er zu überlegen, „wie mittlerzeit bis zu Austrag des allgemeinen Konzils die Stände in gutem Wesen beieinander leben möchten“. Die Fürsten verpflichteten sich wirklich auf dieses noch zu haltende Konzil, entsprechend dem, was der Reichstag seit mehr als 25 Jahren gefordert hatte. Nur die Städte äußerten Bedenken, die der Kaiser übersah.

Am 6. November 1547, fast genau anderthalb Jahre nach seiner ersten Mission, reiste Madruzzo als Vertreter des Kaisers von Augsburg nach Rom. Am 25. November hatte er mit Farnese und Mendoza eine Audienz. Der

Papst erhielt widersprechende Gutachten. Schroff verteidigte der Kardinal Monte die Rechte des Konzils. Wieder kündigte Mendoza den Protest an. Dann beschloß man in Rom, der Versammlung von Bologna die Entscheidung zu überlassen. Sie war in sich klar und folgerichtig, aber sie verzichtete auf jede Verständigung mit Deutschland.

Nun schritt der Kaiser zu dem längst vorbereiteten Protest, in Bologna wie in Rom. Am 16. Januar 1548 erschienen seine Prokuratoren Francisco Vargas und Dr. Velasco vor den Vätern des Konzils, um in aller Form Verwahrung einzulegen. Man ließ sie zu, damit es nicht scheine, als wolle man die Freiheit der Rede versagen. Sie ergingen sich in langen und drohenden Ausführungen, die in den Worten gipfelten: „Wir verkünden Euch ausdrücklich, daß unser Kaiser den Stürmen troßen wird, die der Kirche durch Eure und des Papstes Schuld bevorstehen; daß er die Kirche in seinen Schuß nehmen und alles das tun wird, was ihm sein kaiserliches Amt, sein Recht und seine Pflicht auferlegen.“ Der Kardinal Monte antwortete gefaßt und würdig. Aber die Väter behielten von dem Vorgang einen nachhaltigen Eindruck und wurden geneigt, innerlich ihren allzu stolzen Beschluß zu revidieren.

In Rom aber wiederholte Diego Mendoza den Protest vor versammelten Kardinälen. Er schonte dabei auch die Person des Papstes nicht. Dieser ließ sich erneut Gutachten geben und beraten. Auf das Ergebnis sollte die Welt noch lange warten. Im Augenblicke ruhte das Konzil.

Das war die Voraussetzung für die kaiserliche Ordnung des sogenannten Interims oder die „Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Konzils gehalten werden soll“, — verkündet mit dem Abschied vom 30. Juni. Man erkennt aus dem Erlaß dieser 26 Kapitel, wie sehr sich der Kaiser seit 1530 daran klammerte, mit seinem Namen, wenn nicht die völlige Zurückführung Deutschlands in die alte Kirche, so doch ihre Anbahnung durch Herstellung eines tragbaren Zustandes zu verbinden. Der im Grunde ohnmächtige Versuch, durch eine papierene Ordnung dieser Art der weltgeschichtlichen Bewegung der deutschen Reformation beizukommen, hatte seine Schwächen schon in dem Motiv des Argers über das völlige Versagen von Papst und Konzil, mit dem die Kühnheit und das Augenmaß für das Durchführbare nicht Schritt hielten. Und doch war er besser, gewissenhafter, sachlicher, als die leidige Familienpolitik der Farnese oder die sture Art der altkirchlichen Theologen und Kanonisten, die eine Zerreißung der Christenheit hinnehmen oder nur mit Gebot und Gewalt hindern zu können glaubten. Die Unzulänglichkeiten des Kompromisses lagen auf der Hand. Für die Konfessionisten

war die Herstellung des alten kirchlichen Zustandes mit dieser flau redigierten katholischen Glaubenslehre, die alle Sakramente, Messen, Heiligen und Bilder in sich schloß, unannehmbar; nichts bezeichnender, als die Beibehaltung des Fronleichnamsfestes, worin wir früher selbst bei einer Verständigung über die Transsubstantiation schon die Grenzen des Tragbaren erkannten. Die stillschweigende Anerkennung der Säkularisationen mußte den Geistlichen weitergehende Besorgnisse erwecken, und die mageren Zugeständnisse von Priesterehe und Laienkeld, obwohl später von der bayrischen und österreichischen Ritterschaft und zeitweilig von ihren Regierungen ungestüm gefordert, wurden von den altkirchlichen Ständen begierig zum Anlaß genommen, auch von ihrer Seite heftigsten Widerspruch zu erheben. Wie immer war es Bayerns unverföhlicher Kanzler Eck, der dem Kaiser die größten Schwierigkeiten bereitete. Erst als der Kaiser den Altkirchlichen zugestand, daß die Ordnung nur eine Vergleichsform sein solle für die Konfessionisten, beruhigten sie sich.

In Wahrheit war nichts gewonnen, und der Kaiser mußte bald erleben, daß ihm sein Interim vielfach ins Gesicht abgelehnt wurde, vor allem von dem gefangenen Kurfürsten; in weiterer Ferne hielt man sich fast nirgends daran. Daß dem geistigen Wesen, zumal bei einer so lockeren Verfassung, durch Gebote nicht beizukommen war, zeigte sich schon jetzt.

Allein es handelte sich ja einstweilen nur um ein Interim. Noch glaubte der Kaiser, das Versprechen des Reichstags und einzelner mächtiger Fürsten zu besitzen, daß sie sich dem Konzil unterwerfen würden, das es deshalb galt möglichst bald in der versprochenen Form herzustellen. Bis dahin freilich wollte der Kaiser nicht nur die Glaubenslehre und die Kirchenbräuche auf seine Art festlegen, sondern auch in das disziplinäre Gebiet durch seine Reform des Klerus übergreifen. Wiederum ein undurchführbarer Versuch im Rahmen der alten Ordnungen, die für diesen Kaiser nun einmal bindende Kraft besaßen; unmöglich als Eingriffe von außen in ein organisches Gefüge, das sich nur selbst reformieren konnte oder bleiben mußte wie es war.

Und doch denkwürdig im Sinne unzähliger Christgläubigen vergangener und nachfolgender Jahrhunderte, die wie der Kaiser mit ganzer Seele an der lebendigen Kirche hingen und gerade deshalb mit tiefem Schmerz die grobe Verweltlichung ihrer geistlichen Diener und die zerrüttenden Spannungen mit der Gegenwart empfanden und sich dem Traume hingaben, als könne man die Dinge dieser Welt aus gerechtem Zorn, aus sorgender Liebe und gutem Willen allein bessern oder gar heilen.

Der Kaiser verschloß sich nicht ganz der Einsicht, daß er seine wirklichen oder vermeintlichen Erfolge zuletzt doch der Macht verdankte. Der geistlichen

Dinge sollte er auch damit nicht Herr werden. Aber als die entscheidende Voraussetzung für jedes Gebot, für jede Hoheit, hatte er von früh auf die Macht erkennen müssen; nicht das Wort oder den Vertrag. Sie allein hatte ihm in Kämpfen von mehr als dreißig Jahren seine Reiche befriedet, Spanien und Italien in seine Hand gegeben, die Türken abgewehrt, die Niederlande erhalten und abgerundet, zuletzt auch Deutschland scheinbar weithin unter seine Gebote gebeugt.

Diese Macht wollte er nun befestigen, ihr Dauer verleihen. Dafür sah er zwei Wege vor sich, Ausbau der Reichsverfassung und Zusammenschluß seiner Hausmacht mit dem Reich. Auf dieser Stufe, in den Jahren 1547/48, bewegten sich seine Gedanken, auch die dynastischen, durchaus im Geiste der deutschen Reichsverfassung, in bündischen Formen. Erst als er damit scheiterte, suchte er neue Wege.

Die Ansätze von Ulm festzuhalten und zu entwickeln, scheuten seine Räte keine Mühe. Liest man aber die langwierigen Verhandlungen, die sich in den Augsburger Ratsstuben durch den ganzen Winter 1547/48 hinzogen, so bemerkt man, daß die Pause in den Beratungen und ihre Fortführung unter den abweichenden Bedingungen des Reichstages die Sache nicht gefördert haben. Die unverblünte Forderung eines starken Kriegsvolks in der Hand des Kaisers war keine Empfehlung für den Reichsbund, der ihm das sichern sollte. Auch die Einsicht der kaiserlichen Räte, daß die kleinen Reichsstände williger waren als die mächtigen Reichsfürsten, trug nur Spannungen in den Fürstenrat. Als es der Kaiser im Februar 1548 nach der wenig freundlichen Haltung im Kurfürsten- und Fürstenrat nochmals mit einem gemischten Ausschuß versuchte, besiegelte er das Scheitern des ganzen Planes.

Nur der „Vorrat“, eine vom Kaiser am 19. Mai verlangte, schließlich in der Höhe eines Römermonats zur Aufbringung kaiserlicher Truppen bewilligte Geldreserve blieb als Rest des Planes. Man hat sehr richtig bemerkt, daß die Lage einer monarchischen Reichsreform endgültig vorbei waren, wenn sie nicht einmal diesem Kaiser auf der Höhe seiner Macht gelang. Vielleicht ging es so, wie oft im Leben, daß ein in lebendiger Entwicklung begriffener Prozeß sich beschleunigt in dem Augenblick, da man mit harter Hand versucht, ihn aufzuhalten. Dem Landesfürstentum als der stärksten Macht in diesem Reiche waren aus seinen Kämpfen mit den Städten, Rittern und Bauern, vor allem aus der kirchlichen Bewegung so nachhaltige Kräfte zugeströmt, daß es erst recht seine Stärke erkannte, als es von diesem gewalttätig gewordenen Kaiser vor die Verfassungsfrage gestellt wurde.

Eben deshalb verwickelte sich das Problem der Reichsverfassung dadurch vollends zur Unlösbarkeit, daß ja der Kaiser selbst ein Territorialherr war, der sich, wie alle anderen, seiner Macht gegen das Reich bediente. Die Hausmacht durch das Reich zu stärken und gegen das Reich zu entwickeln, war der ärgerliche Widerspruch, in dem sich stets ein königlicher Landesherr bewegte. Wie aber, wenn er, wie Ferdinand, zugleich Landesherr von Gebieten war, die zwar im gleichen Raume lagen, aber nicht zum Reiche gehörten, oder doch nur in lockeren Formen, wie die Krone Böhmen. Vollends für die Niederlande lagen die Dinge schwierig. Das Herzogtum Burgund, Flandern und Artois gehörten von Haus aus nicht zum Reiche; die übrigen Provinzen waren zwar Teile des Reichs, aber im burgundischen Staatsverband ihm tatsächlich entfremdet. Diese Stellung zu klären, war ein Anliegen ebenso des Reiches wie des Kaisers.

Karl V suchte die Lösung jetzt noch in einer Form, die beiden Teilen Genüge zu tun schien. Die Anregung war von der Königin Marie durch ihre Instruktion für den kaiserlichen Rat Viglius van Zwijchem vom 28. August 1547 ergangen. Sie nahm Bezug auf ältere Meinungsverschiedenheiten, wies darauf hin, daß einige Provinzen Mitglieder des westfälischen Kreises seien, daß sie aber nicht zu sagen vermöge, „was es eigentlich für eine Bewandnis habe mit dem burgundischen Reichskreis“ und welche Länder dazu gehörten.

Diese Fragen, sowie die Rechte und Pflichten der Niederlande gegenüber dem Reich wurden im burgundischen Vertrage vom 26. Juni 1548 im Einvernehmen mit den Reichsständen dahin geklärt, daß fortan alle Teile der Niederlande ausschließlich den burgundischen Kreis bilden sollten, eximiert vom Reichskammergericht und den Beschlüssen der Reichstage, gleichwohl im Genuße des Reichsschutzes auch nach außen, dafür verpflichtet zu Reichsaufgeboten in Truppen oder Geld, und zwar in der doppelten Höhe eines kurfürstlichen Anschlags, im Falle der Türkenhilfe sogar mit dem dreifachen Satze. Diese Bestimmungen ergaben sich aus dem Gange der Debatten, lagen aber ganz in der bisherigen Richtung der Politik des Kaisers, seine Erblande in den Schutz des soldatenkräftigen Reiches zu stellen und bei der Gegenleistung vor allem die seinem Bruder zugute kommende Türkenhilfe zu betonen.

Täuschen wir uns nicht, so bedeuteten diese Jahre auch den Höhepunkt in dem inneren Verhältnis der habsburgischen Brüder zueinander, wie es sich aus dem diplomatischen und kriegerischen Zusammenwirken im Schmalkaldischen Kriege ergeben hatte und jetzt noch in einer klaren Nebeneinanderordnung ihrer Reiche zum Ausdruck kam.

Als der Kaiser im letzten Winter wieder einmal die Feder aufsetzte zu einem politischen Testament für seinen Sohn Philipp mit dem Datum des 18. Januar 1548, „weil meine Schwachheit und die kaum überstandenen Lebensgefahren es mir angezeigt erscheinen lassen, Euch Ratschläge zu geben für den Fall meines Todes“, da konnte er sich nicht genug darin tun, dem Sohne immer wieder und in erster Linie das gute Verhältnis zu der verehrungswürdigen Person seines Bruders Ferdinand und das Vertrauen zu dessen Söhnen ans Herz zu legen.

In diesem Testamente bestimmte er auch, unter ausdrücklicher Bezugnahme auf den Wunsch seines Bruders endgültig die Ehe seiner ältesten Tochter Maria mit Ferdinands ältestem Sohne Maximilian. Er empfahl seinem Erben angelegentlichst, sich in allen Fragen der großen Politik auf den Oheim zu stützen, dessen kaiserliche Autorität zu stärken, „wie wir ihn stets gefördert haben, noch im letzten Kriege“. Philipp, der hier immer nur als König von Spanien betrachtet wird, könne zur Türkenabwehr nichts beisteuern; diese sei Sache Deutschlands, einschließlich der Niederlande. „In Deutschland“, sagte Karl dem Sohne, „findet Ihr auch immer gute Soldaten, wenn Ihr sie entsprechend bezahlt. Erst wenn sie Euch hier fehlen sollten, greift zu den Schweizern, die Ihr gemäß der Erbeinung mit dem Hause Burgund freundlich behandeln solltet.“

Im übrigen kehren in diesem Testament die alten Gedanken des Kaisers wieder, das Rückgrat seiner politischen Haltung. Nur, daß sie sich hier zum ersten Male zu einer großartigen Übersicht über das ganze europäische Machtssystem erweitern und auch die transozeanischen Gebiete mehrfach und eindringlich heranziehen.

„Angesichts der Unsicherheit der menschlichen Dinge kann ich Euch keine allgemeine Regel geben, es sei denn das Vertrauen auf die Hilfe des Allmächtigen. Ihr gewinnt sie in der Verteidigung seines heiligen Glaubens. Nach all den Mühen und Leistungen für die Zurückführung der Abgewichenen in Deutschland habe ich mehr und mehr als das einzige Mittel das Konzil erkannt, dem sich diese Stände unterworfen haben. Sorgt dafür, daß es fortgesetzt wird, unter Ehrerbietung gegen den apostolischen Stuhl. Aber gegen die Mißbräuche der Kurie auf Kosten Eurer Staaten geht mit Klugheit vor. Wählt für die Kirchen und Benefizien gebildete und würdige Männer zum Segen der Kirche und zur Entlastung Eures Gewissens, und sorget, daß sie bei ihren Kirchen residieren und ihre Pflichten erfüllen. Behütet auch den Frieden und meidet den Krieg, es sei denn, daß er Euch aufgezwungen werde zu Eurer Verteidigung; schon wegen der ungeheuren Lasten für Eure Erblande, die ich Euch unversehrt, ja

vermehrt hinterlasse. Leider mußte ich von den Gütern und Rechten der Krone manches aus der Hand geben, das Ihr versuchen solltet, wieder zu erlangen.“

„Da der Friede aber weniger von Euch, als von den anderen abhängt und am schwersten ist für jemanden, dem Gottes Güte so viele und so große Reiche und Herrschaften verliehen hat, so gebe ich Euch das Folgende zu bedenken. An Papst Paul III kennt Ihr selbst seine Unzuverlässigkeit in Verträgen und seinen Mangel an Eifer für die Christenheit, besonders in Sachen des Konzils. Trotzdem ehret seine Würde. Da der Papst alt ist, beachtet für die Wahl seines Nachfolgers die Anweisungen, die ich meinem Botschafter in Rom gegeben habe. Schwierigkeiten mit den Päpsten wird es dauernd geben, in Neapel, in Sizilien und in bezug auf die Pragmatica für Castilien; wachet darüber! Mit den Venezianern haltet gutes Verständnis. Den Herzog von Florenz habe ich gefördert, und er ist mir ergeben, da er uns auch familiär durch das Haus Toledo nahe steht. Ferrara neigt zu Frankreich und erfordert Vorsicht, während der Herzog von Mantua zuverlässig ist und pfleglich behandelt werden sollte, da er von den Kriegen sehr gelitten hat. Für ganz besonders wichtig haltet Genua; hier müßt Ihr klug und geschickt vorgehen. Siena und Lucca werden hoffentlich im Schuß des römischen Königs bleiben.“

„Frankreich hat niemals seine Verträge gehalten, sondern stets versucht, mir zu schaden. Auch der junge König scheint seinem Vater folgen zu wollen. Gleichwohl tut alles Erdenkliche, um den Frieden zu erhalten, auch um der Christenheit und der Untertanen willen. Sie werden immer neue Vorwände suchen, die förmlichen Verzichtleistungen auf Neapel, Flandern, Artois, Tournai und Mailand zu bestreiten. Laßt von Euren Rechten nie auch nur das Geringste fahren; dann würden sie gleich alles verlangen. Diese französischen Könige haben zu allen Zeiten die Hand ausgestreckt nach den Ländern ihrer Nachbarn. Verteidigt Mailand mit guter Artillerie, Neapel mit Eurer überlegenen Flotte und denkt daran, daß die Franzosen immer bald entmutigt sind, wenn ihnen etwas nicht im ersten Anlauf gelingt. Die oft unruhigen Neapolitaner muß man stets an die Heimsuchung durch die Franzosen erinnern, sie sonst gerecht und maßvoll behandeln. Doch könnt Ihr niemals spanische Truppen in Italien entbehren. Denkt an den Unterhalt der Grenzfestungen auch in Spanien und Flandern, wo die Zitadellen von Gent und Cambrai wichtig sind. Wegen der Franche Comté, die zuletzt neutral gemacht war gegen Frankreich, bedürft Ihr der Anlehnung an die Schweiz und an Osterreich. Unsere Ansprüche auf das Herzogtum Burgund, unser Stammland, habe ich um des Friedens willen ruhen lassen, doch dürft Ihr nicht darauf verzichten. Hesdin ist einen Krieg nicht wert.“

„Was die Franzosen zur Zeit am heftigsten ablehnen, ist die Rückgabe der von ihnen weggenommenen Teile der Länder des Herzogs von Savoyen. Ich habe mich stets für die Rückgabe eingesetzt, schon um der verwandtschaftlichen Beziehungen willen, aber erst recht wegen Italien. Denn von Piemont aus werden die Franzosen dieses stets beunruhigen und immer wieder ihre Begehrlichkeit auf Mailand und Neapel richten. Piemont soll sich auch weiter auf keine Abtretungen einlassen; der gegenwärtige Zustand ist besser als eine Vergleichung. Truppenhilfe zur Rückgewinnung der Länder ist nur mit der größten Vorsicht zu geben, nur unter den günstigsten Umständen, bei französisch-englischen Verwicklungen und einer Mitwirkung der Schweizer; zur Zeit ist sie angesichts der Sorgen in Deutschland und des Friedensbedürfnisses der Regentschaft in England nicht möglich.“

Zu England sollte das gute Verhältnis nach den Verträgen erhalten werden, ohne in dem ewigen und unüberwindlichen Gegensatz der Engländer und Franzosen Partei zu nehmen. Bei Schottland handelt es sich vorzüglich um Sicherung des Handels und Verkehrs. Auch gegenüber Dänemark müßte es sein Bewenden haben bei den letzten Verträgen unter Verzicht auf eine Einmischung in das Verhältnis zu dem alten Könige, dessen Schicksal man schon um seiner Töchter willen erleichtern sollte, ohne ihm aber die volle Freiheit zu lassen.

Die Pflege seiner Flotte möge sich der Sohn angelegen sein lassen, schon zur Abwehr der Piraten auf dem Mittelmeer, auch zur Fernhaltung der Franzosen von den Neuen Indien, während die Freundschaft mit Portugal gerade deshalb zu pflegen wäre. „Laßt nicht ab, Euch zu unterrichten über diese fernen Lande zur Ehre Gottes, zur Pflege der Gerechtigkeit und zur Bekämpfung der dort eingerissenen Mißbräuche.“ Von seinem Vizekönige Antonio Mendoza habe er sich noch neuerdings ausführlich berichten lassen.

Endlich und vor allem empfahl der Kaiser seinem Sohne durch dieses Testament sehr dringend eine neue Ehe. „Ihr könnt nicht überall sein. Sorget für gute Vizekönige und beaufsichtigt sie so, daß sie ihre Instruktionen nicht überschreiten; Ihr sollt gewiß nicht auf alle Klagen eingehen, die gegen sie laut werden; noch weniger dürft Ihr sie übersehen.“

„Das Beste ist aber immer, die Reiche durch die eigenen Kinder an sich zu fesseln. Deshalb solltet Ihr mehr Nachkommenschaft haben und eine neue Ehe schließen.“ Zur Gemahlin empfahl der Kaiser jetzt doch die Tochter des Königs von Frankreich, zum Schuß des Friedens und der Verträge, auch als Mittel zur Herstellung Savoyens auf friedlichem Wege. Nach ihr käme Jeanne d'Albret in Betracht, natürlich unter Verzicht ihres Hauses auf Navarra;

sie sei reizend und klug. Dagegen würden die naheliegenden Ehen mit einer Tochter Ferdinands oder der Königin Eleonore keine neuen Freundschaften einbringen. Für Maria bleibe es bei dem Erzherzog Maximilian, für Juana bei Portugal.

Für die Niederlande wäre es das Beste, daß die Königin Marie, die in Krieg und Frieden ausgezeichnete Regentin, sie in der Hand behielte, aber da sie um ihre Entlastung bitte, könnte man daran denken, diese Länder dem Ehepaare Marie und Maximilian als Regenten zu übergeben. Darin läge freilich die Gefahr, daß Maximilian für sich selber sorgte; deshalb möchte er sich dazu erst entschließen, nachdem Philipp zu diesen Ländern und zu dem Erzherzog in ein persönliches Verhältnis getreten sei.

„Ich empfehle Euch nochmal in aller Form die Erfüllung meiner Testamente und Codicille, sowie derjenigen der verstorbenen Kaiserin. Ich bitte Gott, Euch zu hehüten und zu seinem Dienst zu lenken, damit er Euch seine ewige Glorie schenken kann. Empfanget meinen Segen!“

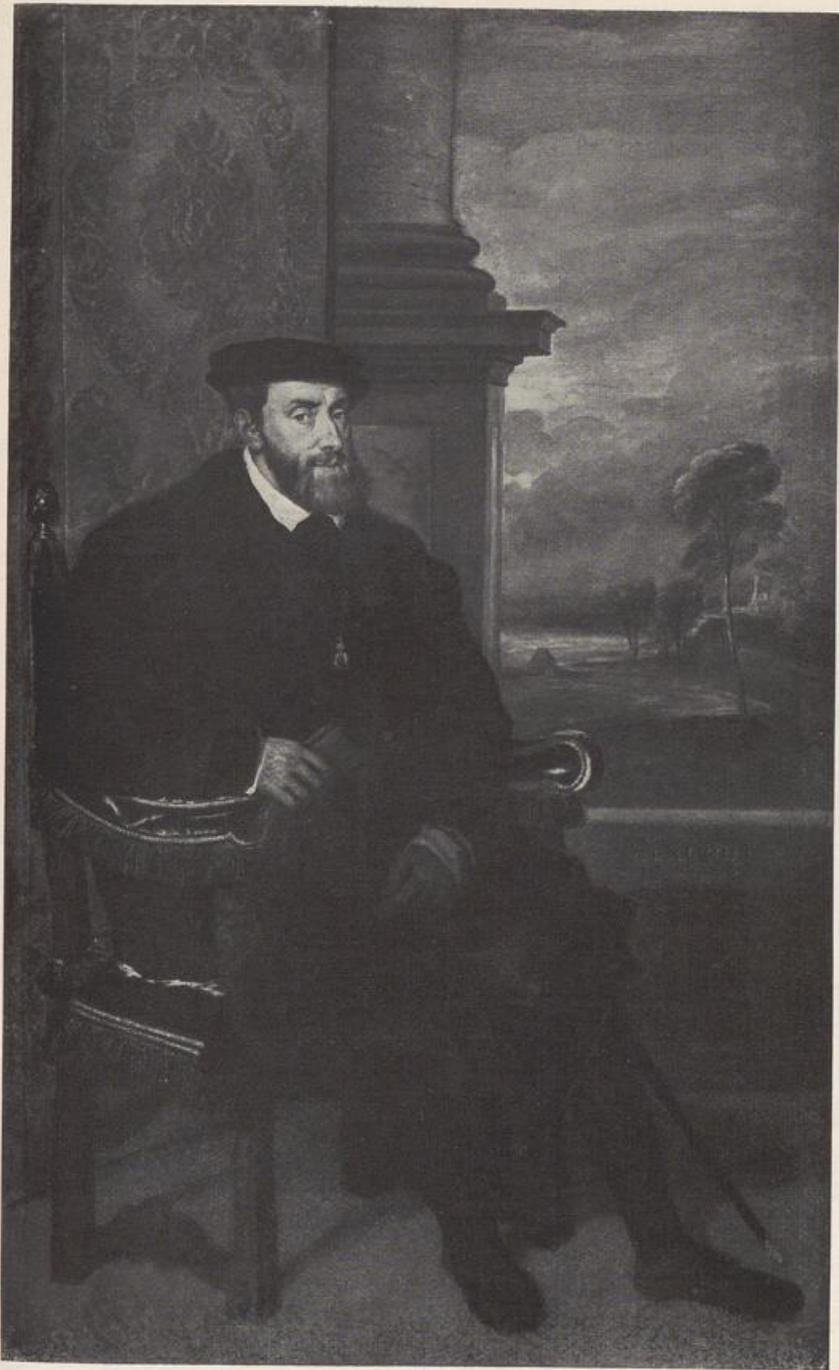
Es ist der Ton des reif gewordenen Alters, der dieses politische Testament erfüllt. Er klingt auch aus jenem anderen, fast noch ausdrucksvolleren Dokument, das wir aus denselben Augsburger Tagen besitzen, dem wundervollen Münchener Porträt von der Hand des Lizian.

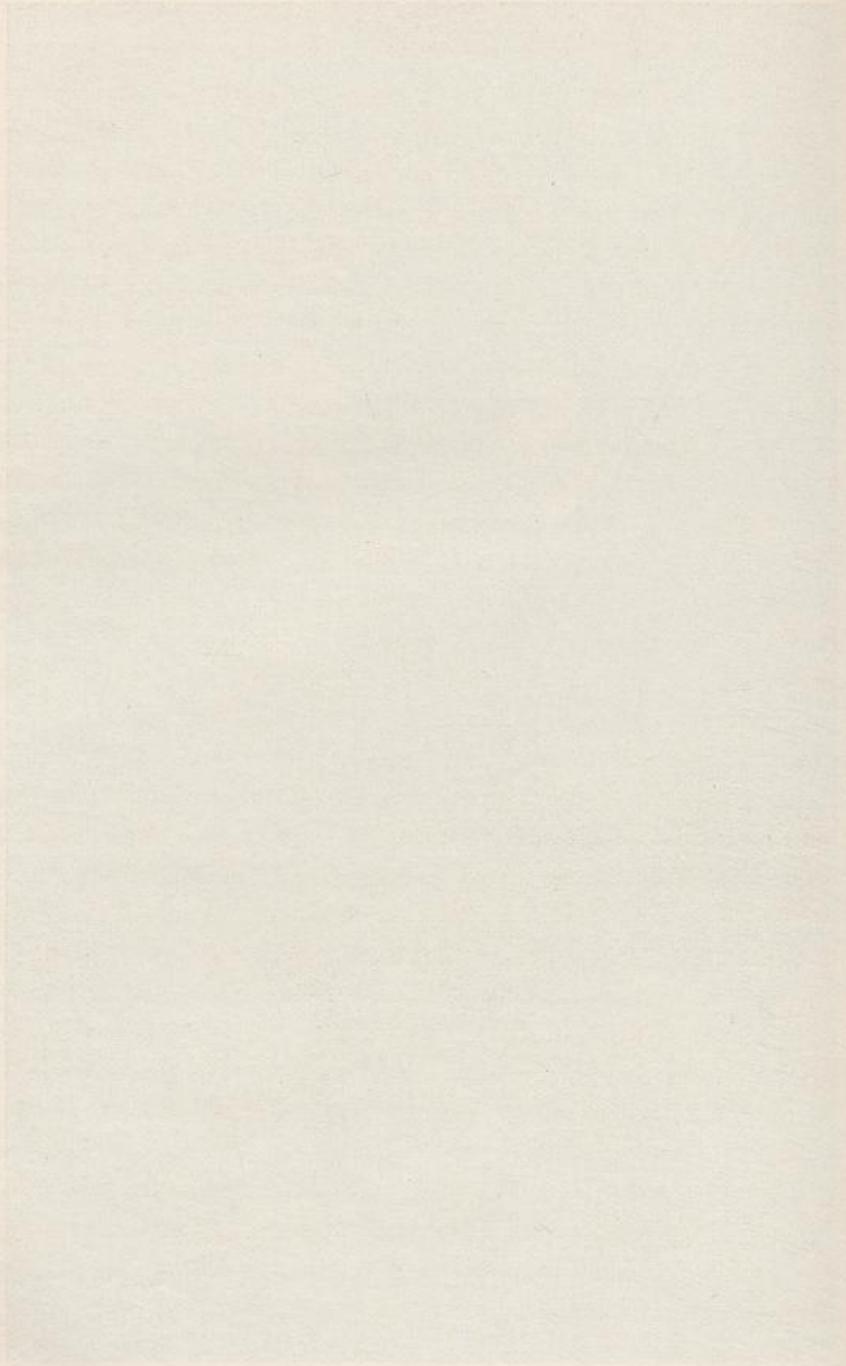
Etwas müde, in sich zusammengesunken, doch mit angespanntem Blick, sitzt da der Kaiser in dem sammetüberzogenen Holzstuhl vor einem Brokatteppich, wie in offener Halle, mit dem Ausblick in eine überaus stimmungsvolle Landschaft, die zusammen mit den ganz klaren großen Linien des Vordergrundes die Vorstellung des Außerordentlichen erweckt. Das ist der weltbeherrschende Kaiser, der uns gleichwohl ganz schlicht, ganz menschlich nahe ist, einfach in Kleidung und Haltung, ohne jede Pose. Er ist einsam und nachdenklich. Wir spüren wohl irgend etwas Enges in diesem Gesicht, in diesen Lippen, in dieser stets gleichen Haltung der Hände, und empfinden doch in allem das Gesammelte und Innerliche dieses Wesens. Die Jahre und Erlebnisse haben ihre Spuren hinterlassen. Man würde diesem Manne mehr als 48 Jahre geben. Er hat früh das Memento mori kennengelernt, in seiner Familie, als Witwer, an der Seite seiner für ihn zeitlebens toten Mutter, von Krankheit über das Maß hinweggeführt, reizbar, oft geschüttelt von Erregungen über große und kleine Dinge, aber ehrlich bestrebt sich zu beherrschen, seine Pflichten zu erkennen, seine Maßnahmen auf das sorgfältigste zu prüfen, immer im Gefühl seiner ungeheuren Verantwortung vor Gott, aber auch vor seinen Ländern, vor den kommenden Generationen der Herrscher aus seinem erlauchtem Hause.

12. Enttäuschungen und Abschied vom Leben

Als Karl V im Sommer 1550 langsam den Rhein hinauffuhr, um sich noch einmal zu einem Reichstage nach Augsburg zu begeben, diktierte er auf dem Schiffe seinem Begleiter Wilhelm van Male die ersten Blätter der Erzählung seines Lebens. Er begann ganz zwanglos und unvermittelt und doch sehr bezeichnend: „Seit dem Tode König Philipps gab es verschiedene Kriege in den Niederlanden, in denen Kaiser Maximilian mit gewohnter Tapferkeit die Franzosen besiegte.“ Damit ging seine *Vita nuova*, sein wahres Leben an, das seinen Sinn erhielt nicht aus irgendeinem inneren Erlebnis, sondern allein aus der rechtlich erheblichen Tatsache seiner Berufung zur Regierung mit dem Tode des Vaters. Wie er dann noch unterwegs und später in Augsburg Jahr an Jahr reihete, nach und nach breiter wurde, kein familiäres oder persönliches Erlebnis von Bedeutung vergaß, seine Taten und Leiden, Reisen und Sichtenfälle mit der gleichen fast pedantischen Genauigkeit buchete, gab er sich mit der Annäherung an die Gegenwart immer mehr dem politischen Interesse hin. So wurde die Darstellung langsam gehaltvoller, ausführlicher, mehr durchsetzt von Urteilen, wo er sich in der Erinnerung den lebstvergangenen Dingen, der Auseinandersetzung mit Cleve, mit Frankreich, mit dem Papste und den deutschen Protestanten zuwandte. Er versenkte sich noch einmal in alle diese Kämpfe. Die Kriege von 1543, 1544, 1546 und 1547 waren ihm noch lebendige Wirklichkeit. Die Memoiren gehen fast in ein Kriegstagebuch über, das wohl auch zugrunde lag. Dieses Verweilen bei den Operationen, Überlegungen, einzelnen Kampfhandlungen, den Unterlassungen der Gegner und der eigenen Führung kennt keine besondere Tendenz; es ist nichts als die stolze Erinnerung an diese Lage der Erfüllung und das Nachzittern der Gespräche darüber.

Der mittelalterliche Mensch in Karl V mit seiner kirchlich-religiösen Haltung und der Betrachtung seiner selbst im Spiegel des Sohnes ist uns genügend in seinen politischen Testamenten entgegengetreten. Die Memoiren dagegen haben etwas Renaissancehaftes in ihrer Tatsächlichkeit, ihrem Pragmatismus, ihrem Anschluß an die Ideale humanistischer Geschichtsschreibung nach Art des





Liv
lich
frü
Be
lan
übe
Me
Lui
die
wer
mit
C
wo
Au
hie
nie
nac
in
S
Et
anf
die
Kö
Un
nie
und
sein
Ep
ver
ein
ab
nac
De
Na
in

Livius, Callust oder Cäsar, besonders in der Bevorzugung des Kriegsgeschichtlichen. Auch in der Schätzung des Nachruhms. Hier ist die Stelle, wo das früh entwickelte Hochgefühl des burgundischen Edelmanns mit seinem heißen Begehren nach Ehre und Ruhm übergegangen scheint in das antike Verlangen nach dem Weiterleben in der Geschichte. Nicht umsonst begleiteten ihn überall seine Kosmographen, Chronisten und Historiker, seine Dichter und Maler; er schätzte den Geschichtsschreiber des Schmalkaldischen Krieges, Don Luis d'Avila, der ihn verherrlichte. Man erkennt aber deutlich, wie der Kaiser diese innere Umformung mit Unbehagen und Gewissensbedenken empfand, wenn er später den Jesuiten Francisco Borja fragte, ob diese Beschäftigung mit dem eigenen Leben nicht sündhaft sei.

Ein Renaissancemensch ist er bei aller Berührung mit ihrer Kultur nie geworden. Van Male hoffte vergebens auf den Auftrag zur Übersetzung der Autobiographie in das Lateinische und zur Veröffentlichung. Der Kaiser behielt diese Blätter unter Verschuß, sandte sie 1552 seinem Sohn nach Spanien und beschäftigte sich später noch mit ihnen. Dann sind sie verschollen, nachdem wenigstens eine portugiesische Übersetzung davon gemacht war. Nur in dieser Form haben wir sie.

Hören wir aus dem Schluß dieser Denkwürdigkeiten in ihrem trockenen Stil die Erzählung dessen, was sich an den Augsburger Reichstag von 1548 angeschlossen.

„Vor der Abreise des römischen Königs ordneten die Majestäten unter sich die Verheiratung der ältesten Tochter des Kaisers mit dem ältesten Sohne des Königs, seines Bruders, der sich gegenwärtig König von Böhmen nennt. Und wie der Kaiser die Absicht hegte und den Wunsch, den Prinzen von Spanien, seinen Sohn, kommen zu lassen, damit er selbst seine Länder kennen lerne und seinen Untertanen bekannt werde, so bat er seinen königlichen Bruder und seinen königlichen Schwiegersohn, freundlich darin zu willigen, daß dieser nach Spanien ginge, sich dort verheirate und während der Abwesenheit des Prinzen verweile, um im Namen des Kaisers jene Königreiche zu regieren, womit sie einverstanden waren. Als bald reiste der König von Böhmen von Augsburg ab, um über Italien und dann zu Schiff von Genua nach Barcelona, zu Lande nach Valladolid zu kommen, wo die Hochzeit gefeiert wurde.“

„Der römische König begab sich kurz danach zu seinen Angelegenheiten. Der Kaiser blieb noch einige Tage, um das zu ordnen, was noch übrig war. Nachdem auch das geschehen, reiste er von Augsburg ab, beließ 2000 Spanier in den festen Plätzen von Württemberg, zog aber die Truppen aus Augsburg

zurück. Als derartig für alles gesorgt war, nahm er die Richtung über Ulm, wo er ebenfalls die Garnison aufhob, um einen Teil mit sich zu nehmen, wandte sich nach Speyer und dann Rhein abwärts nach Köln. Das war das neunte Mal, daß er diesen Weg zurücklegte, und das achte Mal, daß er in die Niederlande heimkehrte. Er traf seine Schwester zu Löwen, begab sich von dort nach Brüssel, um sich den Geschäften insbesondere der Niederlande hinzugeben."

In der Tat verweilte der Kaiser nun von Ende September 1548 bis zum Mai 1550, mit Ausnahme einer längeren Rundreise während des Herbstes 1549, in Brüssel. Im Juni 1550 begab er sich zurück ins Reich. Inzwischen hatten sich seine Ansichten über das zukünftige Verhältnis der beiden Linien seines Hauses zueinander, wenn auch nicht grundstürzend geändert, so doch einseitig geklärt.

Prinz Philipp und die spanische Sukzession 1550

In den Testamenten von 1543 und 1544 schwankte der Kaiser noch in bezug auf eine dauernde Vereinigung der Niederlande mit Spanien. Inzwischen hatte er ihr Verhältnis zum Reich neu geregelt, eine Statthaltertschaft Maximilians erwogen, aber zu Gunsten einer Einführung Philipps in diese Länder wieder verworfen. Dafür waren unter dem 29. September 1548 durch die hergebrachten Urkunden und Instruktionen Maximilian und Maria zu Regenten in Spanien bestellt. Hier hatte Maximilian die Kaisertochter heimgeführt, mit der er bis zu seinem Tode in einer trotz allen Störungen glücklichen Ehe lebte, aus der nicht weniger als 15 Kinder hervorgingen. Doch behielt er an seinen spanischen Aufenthalt keine freundlichen Erinnerungen. Die Jahre wurden ihm später erst recht vergällt durch die Dinge, die sich während seiner unfreiwilligen Abwesenheit im kaiserlichen Hause zutragen.

Von Philipp hatte ihm die spanischen Reiche noch übergeben, sich dann auf Anordnung des Kaisers einen burgundischen Hofstaat angelegt, was alle Chronisten als ein besonders bemerkenswertes Ereignis buchten. Die Titel und das Zeremoniell wurden unter Preisgabe der altcastilischen Traditionen in allen Einzelheiten geändert. Die berühmte spanische Etikette der Folgezeit ist also guten Teils burgundisches Erbe.

Philipps Reise über Italien, Trient, München und Augsburg an den Rhein und in die Niederlande glich einem Triumphzug. Herausgeputzte Ehrenpforten, wie man sie einst dem Sieger von Tunis auf seinen Wegen errichtet hatte,

galten nun dem unbekanntem Erben der Kronen seines Vaters. Der zarte unfriede-
rische und gewissenhafte, aber etwas leblose Jüngling nahm die Huldigungen
verlegen, steif und unfreundlich entgegen; man dachte allgemein, es sei Hochmut.

Die Niederlande fand er in einem Zustande des Aufschwungs nach den fürch-
terlichen Erlebnissen der ersten vierziger Jahre. Zwar hatte die Freundschaft
mit England ungünstig auf das Verhältnis zu Schottland gewirkt, doch stärkten
und entwickelten die Niederlande in der Abwehr der Seeräuberei ihre eigene
Flotte. Noch stand man im Frieden mit Frankreich und zugleich im Genuß des
burgundischen Vertrages mit Deutschland. Die Generalstaaten schickten sich
an, dem Kaiser sehr bedeutende Beden zu bewilligen. Er vollendete die pragma-
tische Sanktion über die Vereinigung aller Teile dieser Erblande und empfing
in Ehren seine verwitwete Schwester Eleonore, die einen überaus unfreund-
lichen Abschied aus Frankreich hinter sich hatte. Seine Gefangenen hatte der Kai-
ser in Verwahrung gegeben, Philipp von Hessen in Mecheln, wo ein Fluchtver-
such bald das allergrößte Aufsehen erregte und an allen Beteiligten auf das
schwerste geahndet wurde. Zwischendurch war es eine Sensation, aber politisch
bedeutungslos, daß der vertriebene Muley Hassan aus Tunis beim Kaiser erschien.

Der Herzog von Urschot holte mit großem Gefolge den Prinzen von Spa-
nien aus Bruchsal am Oberrhein zum Einzug in die Niederlande ab. In Na-
mur begrüßte ihn Philibert Emanuel von Savoyen, der des Kaisers besonderes
Vertrauen genoß. Die Königin Marie und die Herzogin Christine empfingen
den Prinzen im Schloß Terwueren, woran sich eine Truppenparade, richtiger nach
dem Stil der Zeit ein Scheingefecht mit Kanonaden, Aufmärschen und Trium-
phen angeschlossen. Beim Einzug in Brüssel ritt der Prinz zwischen Savoyen und dem
Kardinal von Trient, gefolgt von Alba, Arras, Egmont und Horn, ahnungs-
los alle noch in ungestörtem Einvernehmen. Der Erbe Draniens, Wilhelm von
Nassau, freite im nächsten Jahre die einzige Tochter von Karls Feldherrn
Maximilian Graf von Büren, dessen von ihm selbst fast zeremoniell begangenes
Lebensende am 23. Dezember 1548 mit seinen Abschieden, Dankfagungen und
Ehrentranken von der Literatur des nächsten Menschenalters rührend oder
heroisch ausgeschmückt werden sollte.

Zu diesem prachtvoll derben Niederländer bildete der spanische Prinz einen
sonderbaren Kontrast. Er hatte nichts Überströmendes, nichts jugendlich
Frisches. Das Trinken bekam ihm schlecht; aus einem Turnier wurde er be-
wußtlos nach Hause getragen, während er sich in kirchlichen Aufzügen anschei-
nend nicht genug tun konnte. Und doch sah der Kaiser mit Stolz auf seinen
Sohn. Wie er ihn in Spanien schon als Thronfolger hatte annehmen lassen,

so ließ er am 2. April 1550 auch die Niederlande ihm als Erben huldigen — eine joyeuse entrée, der einst nur zu viele Tränen folgen sollten. Was dem Kaiser vorschwebte, daß sein Sohn mit Land und Leuten verwachsen möchte, trat nicht ein. Aber der Kaiser fuhr fort, sein eigenes Leben, die eigene Zukunft mit solcher Liebe in diesen Sohn hineinzudenken, daß er in den nächsten Jahren die weitestgehenden Pläne auch für ein Kaisertum Philipps erwog.

Das Neue daran war nicht, wie schon einige Zeitgenossen munkelten und sogar Ferdinand in die Ohren bliesen, daß Karl seinem Bruder die Aussicht auf das Kaisertum oder gar sein römisches Königtum hätte nehmen wollen, sondern daß auf Ferdinand als König und Kaiser in diesen Würden zunächst Philipp und dann erst der gleichaltrige Maximilian folgen sollte. Das Berechtigte in Karls Sinne war die Sorge um die Einheit des Hauses zur Erhaltung dieses Weltreiches, die nach seiner Meinung durch irgendeine rechtliche Form gewährleistet werden mußte, wie es das Alternieren des Kaisertums mit wechselseitiger Vertretung im Königtum gewesen wäre. Man darf nicht vergessen, daß Karl aus ähnlichen Erwägungen und um die hausrechtliche Erbteilung nicht zu tief in den Gesamtbesitz einreißen zu lassen, gegen alle Tradition und aus freien Stücken die Wahl Ferdinands zum römischen Könige durchgesetzt hatte, unter Umgehung seines eigenen damals schon lebenden Sohnes. Aber das war nun einmal geschehen, und das Haus Österreich konnte sich begreiflicherweise gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß nun die Sukzession wieder auf die ältere Linie zurückspringen sollte.

In Karls Plan lag die Vollendung seines Lebenswerkes. Erst wenn der dynastische Grundgedanke einer Erb Herrschaft in allen Ländern auch auf das Kaisertum übertragen und damit zugleich alle diese Länder in der providentiellen Idee des Kaisertums vereinigt und geheiligt wurden, war die Welt Herrschaft seines Hauses fest begründet; um so fester, je mehr seine Glieder als Könige oder Königinnen, Statthalter oder Regentinnen die einzelnen Länder regierten.

Die Erblichkeit der Krone ist in der deutschen Geschichte bei einer einigermaßen befestigten Dynastie noch immer ganz von selbst eingetreten. Wenn sie aber im Übermaß der Fürsorge für Reich und Haus, dazu noch in Verbindung mit fremden Ländern, rechtlich festgelegt werden sollte, wie einst unter Heinrich VI in Verbindung mit Neapel und jetzt sogar auch noch mit Spanien, dann regte sich der Widerstand der Fürsten auf das äußerste. Indessen, bevor der Plan des Kaisers noch an die entscheidende Stelle, die Kurfürsten, herangebracht wurde, scheiterte er im Grunde schon an dem zähen Widerstand der österreichischen Linie Ferdinands, seiner Söhne und natürlich aller ihrer Räte und

Diener, in denen die uralte Hagenstimmung des Gefolges erwachte. Welche Demütigung, von der höchsten Stelle verdrängt werden zu sollen! Der aufgeräumte Maximilian, auf den sein königlicher Vater zeitweise mit Kummer blickte, wurde durch diesen Grundsatz bei den Seinen und im Reiche zu unerwartetem Ansehen gebracht. Die Erbllichkeit der Krone im Hause Österreich hat der Kaiser damit, anders als er es sich dachte, in der Tat gesichert.

In ernsthaften Besprechungen traten die habsburgischen Geschwister — denn Marie erwies sich dabei als ganz unentbehrlich — erst seit dem Frühjahr 1550. Die Königin, ganz erfüllt von dem Hausgedanken und dem Kaiser völlig ergeben, redete ihrem Bruder Ferdinand am 1. Mai in Güte zu, sich den Vorteilen einer durch das römische Königtum Philipps gewährleisteten Verbundenheit des Gesamthauses nicht zu verschließen; der Kaiser erwäge seinerseits noch das Für und Wider.

Auf dieser Stufe einer fast akademischen Erörterung des Erbproblems bewegt sich eine undatierte, meist etwas später angelegte Denkschrift über den Schuß des Reichs und des Hauses gegen die ihnen drohenden Gefahren. Die Schrift wirft fünf Fragen auf, beantwortet sie dialektisch und zieht am Schluß ihre noch sehr zurückhaltenden Folgerungen. „Ist es nötig“, beginnt sie, „schon zu Lebzeiten von Kaiser und König die Nachfolge zu regeln?“ Unzweifelhaft, damit man den Gefahren einer zwiespältigen Wahl oder der Wahl eines Machtlosen oder eines Keßlers begegne. „Was ist von einem Nachfolger zu fordern?“ Außer den Tugenden eines Königs vor allem eine große Hausmacht, da das Reich keine Mittel besitzt, wohl aber habgierige Nachbarn, wie Frankreich und die Türken. „Wo findet man eine solche Persönlichkeit?“ Nur im Hause Habsburg, wie eine Übersicht über die deutschen Fürstenhäuser ergibt. „Ist es nötig, die Kaisermwürde in diesem Hause dauernd zu erhalten?“ Ganz sicher, trotz unvermeidlicher Belastung der Erblande und der Ströme von Gold, die Spanien für das Reich opfert. Denn die durchlauchtigsten Fürsten dieses Hauses haben stets ihr Eigenes für das Wohl gemeiner Christenheit hingegeben. Auch die Dekretale gegen die Erbllichkeit wird nicht verlegt, da ja die Wahl des wirklich Besten bleiben soll, wofür freilich nur dieses Haus die innere Berufung mitbringt. „Wer endlich ist der Geeigneter, der demnächstige König von Böhmen und Ungarn oder derjenige von Spanien mit seinen Nebenländern?“

Damit war die entscheidende Frage gestellt, die zunächst — gemäß dem kaiserlichen Für und Wider — mit erstaunlicher Unbefangtheit beantwortet wurde. Das Wesentliche bleibe ihre Verbundenheit und, „daß eine Hand die andere waschen müsse“, wie man sage. Im übrigen sprächen für Maximilian die Nähe

seiner Erblande, die Vertrautheit mit den deutschen Fürsten und ihrer Sprache, auch seine Erfahrungen in Krieg und Frieden. Philipp dagegen als Herrn entlegener Reiche und fester Plätze in Spanien, Indien, Italien und Afrika, sei Volk und Sprache fremd, er selbst durch die spanischen Soldaten vielleicht sogar verhaft. Dafür sei aber Italien die andere Hand des Reiches, Sitz von Kaisertum und Papsttum, das nur von hier aus geschützt werden könne; wie denn auch Frankreich nur von hier und von den Niederlanden aus im Zaum zu halten sein würde. Im übrigen seien Soldaten nie Engel, und was Philipps spanische Sprache und Erziehung betreffe, so habe das einst auch von Ferdinand gegolten, der doch ein guter Deutscher geworden sei. Von seinem weisen Vater geleitet, würde Philipp seinem Weltreich in allen Teilen die Freiheit lassen.

Über die Schwierigkeiten des Planes, heißt es zum Schluß, dürfe man sich keinen Täuschungen hingeben, aber hätten solche nicht auch der Königswahl Ferdinands entgegengestanden? Das Entscheidende sei und bleibe das vollkommene Einvernehmen ihrer Majestäten selbst und ihrer Kinder.

Daran fehlte es freilich von Anfang an.

Die Majestäten trafen sich in Augsburg schon einige Wochen vor der Eröffnung des Reichstags. Der Kaiser, den Philipp begleitete, suchte Ferdinand die Initiative zuzuschieben. Der König versagte sich dem. Frühere Andeutungen und die Entfernung Maximilians hatten ihn stutzig, mißtrauisch und unfrei gemacht. Ja, gegenüber dem Drängen durch Arras und schriftlich durch die Königin Marie verlangte er die Zuziehung auch Maximilians. Keine Zuredede half. Der Kaiser ließ die Königin kommen; sie traf am 10. September ein, erreichte aber auch nichts anderes. Maximilian wurde beschieden, die Unterredung einstweilen abgebrochen; die Königin reiste wieder ab.

Das war die erste Enttäuschung für den Kaiser, der sich die Dinge leichter gedacht hatte. Die Herbsttage flossen träge dahin. Am 20. August hatten die Stände auf die kaiserliche Proposition vom 26. Juli geantwortet wegen Konzil, Interim, Befriedung des Reiches. Die Opposition war wieder lebhafter als vor zwei Jahren. Am 27. August hatte der Kaiser mit dem Tode des alten Granvelle, wie man sagte, „seine Seele verloren“. Der gewandte Bischof von Arras besaß doch nicht das Ansehen seines Vaters. Außerdem gab es noch die unaufgelösten Reste des Schmalkaldischen Krieges im Bremsischen, in den gräflichen Haufen von Oldenburg und Mansfeld, vor allem in der Haltung Magdeburgs, viel bewundert, viel gescholten, ganz gewiß ein Herd allgemeiner Unruhe, da die mutige Stadt sich zugleich des Interims und des benachbarten Fürstentums erwehrte. Man wußte am Reichstage keinen anderen

Rat, als den Kurfürsten Moritz mit der Exekution der Acht zu beauftragen, Geld aus dem „Vorrat“ zu bewilligen und diesen durch die Stände wieder auffüllen zu lassen. Das alles vollzog sich unter viel Ärger und Widerreden. Dazu litt der Kaiser im Oktober erneut schwer an der Gicht.

Im November ließ er den Ständen durch den Reichsvizekanzler Geld scharf ins Gewissen reden. Sie bewilligten nun, aber in wachsender Abneigung gegen die „Spanier“, mit denen sie bald auch den „schwarzen“ Bischof von Arras auf eine Stufe stellten. Im Dezember erklärten sie sich notgedrungen bereit zur Beschickung des Konzils, das der neue Papst, selbst früher erster Präsident des Konzils, geneigt war, in Orient wieder zusammentreten zu lassen.

Die Wahl des Kardinals Monte zum Papste hatte die Welt überrascht. Die Kaiserlichen waren zunächst für den Kardinal Pole eingetreten, und er war der Wahl schon ganz nahe gewesen, wie wir auch aus den eingehenden Berichten Mendozas an den Kaiser wissen. Dann hatten die Franzosen den Ausschlag für Monte gegeben, der am 7. Februar das Papsttum als Julius III antrat und sich kaiserfreundlicher erwies, als man gedacht. Er sandte alsbald den Pedro de Toledo an den Kaiserhof, später den Erzbischof Pighino von Siponto als Nuntius. Im Spätsommer verhandelte dieser in Augsburg. Man verständigte sich über das Konzil. Aber die Angelegenheit von Parma und Piacenza machte wie immer große Sorgen, zumal sich hier das Haus Farnese auf Frankreich zu stützen schien.

Die Franzosen, deren aufmerksamer Beobachter Marillac seinen König über die wahren Stimmungen im Reich und in Augsburg trotz gelegentlicher Irrtümer doch vortrefflich auf dem laufenden hielt, bezogen langsam wieder ihre alten Stellungen gegen den Kaiser in Deutschland, in Italien, an der Kurie, an der niederländischen Grenze und im Mittelmeer. Einst Freunde des Chaireddin Barbarossa, förderten sie nach seinem Tode ebenso den nicht minder tollen Seeräuber Dragut, der selbst Galeerenflave gewesen war, aber freigekauft nun fast mit eigenen Schiffen die Königreiche Sizilien und Neapel behelligte. Eben in diesem Herbst 1550, am 10. September, hatten der Vizekönig Juan de Vega und Andrea Doria gegen seine Sitze Monastir und Mahedia, südlich Tunis auf der Breite von Malta, jubelnd begrüßte Erfolge, die nur leider im nächsten Jahre schon wieder rückgängig gemacht wurden.

Genug, auf dem Kaiser lasteten wieder alle alten Sorgen seiner weiten Reiche, als er sich anschickte, die Verhandlungen wegen der spanischen Sukzession jetzt im erweiterten Familienrate aufzunehmen. Sie wurden erschwert durch Ferdinands vertraglich berechtigtes Verlangen nach dem Besitz Sieben-

bürgens, was neue Türkendrohungen und entsprechende Forderungen auf Türkenhilfe zur Folge hatte. Der Kaiser sah darin eine Störung der von ihm geforderten Reichshilfe gegen Magdeburg und die letzten Gegner in Niedersachsen.

Am 10. Dezember war Maximilian in Augsburg angekommen, nachdem er auf der Reise aus Spanien mehrfach von den Franzosen mit ausgesuchter Freundlichkeit begrüßt worden war. In Augsburg zeigte er sich gegenüber dem Kaiser zurückhaltend. Den Prinzen Philipp mied er. Die Österreicher fühlten sich in der Verteidigung einer Stellung, die sie seit vielen Jahren in gutem Glauben innehatten. Der Kaiser aber, der gewinnend sein konnte, hatte doch keineswegs die Gabe, persönliche Schwierigkeiten mit leichter Hand zu lösen. Man ging in dem engen Raum dieser Augsburger Häuser umeinander herum, und als nun gar an Stelle der mündlichen Aussprache das Brieffschreiben trat, was meist erst auf dem Höhepunkt einer Spannung erfolgt, da schien mit der zur Schau getragenen Entfremdung und den unabänderlichen geschriebenen Worten das Zerwürfnis unheilbar zu werden. Nochmals war die letzte Hoffnung Marias Vermittlung.

Karl schrieb ihr am 16. Dezember einen langen wirklich verzweifelten Brief mit eigenhändiger Nachschrift voll Kummer und nachzitternder Erregung. Er habe den Brief nicht selber schreiben können, weniger wegen der Anstrengung für seine Hand, als weil ihn die Darstellung aller dieser Dinge viel zu sehr aufgebracht hätte. Der Ärger werde ihn noch töten. Weder der verstorbene König von Frankreich, noch der gegenwärtige, noch der Connétable hätten ihm je so viel Verdruß gemacht, wie jetzt der eigene Bruder, dem das offenbar auch gar nicht zu Herzen gehe. Gott möge ihrem Bruder die bessere Einsicht und ihm Geduld schenken. Von Marie erwarte er, wenn nicht Hilfe, so doch Trost.

Marie kam, und nun begann ein neues Ringen, wohl wie früher, in den Suggerschen Gemächern. Der leidige Streit um die Türkenhilfe war zum Überfluß inzwischen noch durch Spannungen in der württembergischen Frage erschwert. Ferdinand hatte gegen den am 6. November verstorbenen Herzog Ulrich von Württemberg als Lehnsherr einen Felonieprozeß wegen des Schmalkaldischen Krieges angestrengt, dessen Aussichten ohnehin zweifelhaft waren; jetzt trat selbst der Kaiser für den Erben Herzog Christoph ein und sträubte sich wegen der Kosten gegen die weitere Befestigung; Württemberg ging Ferdinand zum zweitenmal und damit endgültig verloren.

Über das, was die Geschwister besprachen, liegt ein Bündel intimer, leider undatierter Aufzeichnungen vor, Billetts, Notizzettel, Artikel, meist von der Hand der Königin oder Ferdinands. Alles vollzog sich im höchsten Geheim,

und tatsächlich hat damals niemand etwas Zutreffendes erfahren, so neugierig auch die Räte und auswärtigen Gesandten aus angeblichen Andeutungen oder Mienen der hohen Herrschaften etwas zu schließen versuchten. Auch wir kennen nicht alle Phasen der Erregung und Vermittlung, sondern in der Hauptsache nur die Ergebnisse in den ebenfalls ganz eigenhändigen Verbriefungen der Geschwister vom 9. März 1551.

Danach verpflichtete sich Ferdinand, als Kaiser von den Kurfürsten die Wahl Philipps zum römischen Könige zu erwirken, womöglich mit der gleichzeitigen Bitte, sie möchten nach Philipps Krönung Maximilian wählen; sollte das Letztere Schwierigkeiten machen, wollte man vorerst davon abstehen. In den Vorverhandlungen hatte Ferdinand umgekehrt die Inaussichtnahme der Wahl Maximilians zur Beruhigung der Kurfürsten vorgeschlagen.

Prinz Philipp übernahm gegenüber Ferdinand die Beistandspflicht gegen alle Feinde und Rebellen auch in den Erblanden, ebenso seine Hilfeleistung zur Beilegung der Religionsache, — gegebenenfalls durch das Konzil, falls dieses dann noch nicht zum Abschluß gekommen sein sollte. Während Ferdinand versprach, als Kaiser seinen Neffen zum Statthalter in Italien zu ernennen, gab hinwiederum dieser die Erklärung ab, als solcher seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, auch auf die Erstbelehnung aller Reichsstände, sowie auf jede Verleihung der großen Lehen von Mantua und Montferrat, Piemont, Florenz und der Reichslehen von Ferrara zu verzichten. Nach seiner Königswahl sollte Philipp außerdem eine Tochter Ferdinands als Gemahlin heimführen.

Von Maximilian, dessen Zuziehung und Verpflichtung auch Marie für unerläßlich hielt, verlangte man anscheinend nichts Schriftliches: man begnügte sich mit seiner mündlichen Erklärung, und ein Brief der Königin zeigt, daß er ihnen allen Genüge tat.

Am 26. Mai nahm der Infant Abschied von seinem Vater, um nach Spanien zurückzukehren. Der Volkswitz erzählte, der Kaiser habe die Tränen der Bevölkerung über den Abschied des Prinzen mit indischem Gold aufwiegen wollen. In Genua traf sich Philipp mit Maximilian, der nunmehr auch seine Gemahlin in seine deutsche Heimat einholen durfte. Sie hatte ihm inzwischen ihr erstes Kind geboren, Anna, die später als vierte Gemahlin Philipps II die Mutter seines ersten lebensfähigen Erben werden sollte.

Der Kaiser blieb den Sommer über in Augsburg und begab sich erst Ende August nach Innsbruck. Hier besuchten ihn Maria und Maximilian auf der Rückreise, als das Verhängnis schon über ihm heraufzog.

Innsbruck sollte seine erste Schicksalsstadt werden.

Es war noch in Augsburg, daß Karl V den Erfolg oder Mißerfolg der ersten Werbungen an die deutschen Kurfürsten erlebte, die man in der Kaisersache verabredet hatte, mochten immer die Verbriefungen erst auf eine fernere Zukunft lauten. Karl sollte an die rheinischen Kurfürsten, Ferdinand an Sachsen und Brandenburg, beide im gemeinsamen Namen botschaften. Dadurch wurde das Nähere auch den Fürsten und Räten bekannt. Leider machte es gleich einen ärgerlichen Eindruck, daß Ferdinand den vom Kaiser gewünschten Dr. Sienger krankheitshalber nicht absenden konnte und durch umständliche Rückfragen wegen des Erfasses den Anschein des alten Widerwillens gegen den Plan überhaupt erweckte. Als es dann schließlich zur Mission Schlicks an Joachim und Moriz, des Reichsvizekanzlers Seld an Köln und Mainz, Weltwyks an Kurpfalz und des Herrn von Tier an Trier gekommen war, blieb das Ergebnis bei allen freundlichen Worten im Grunde genommen die Ablehnung.

Der alte Kurfürst Friedrich von der Pfalz ergriff die Gelegenheit, Weltwyk aus längst vergangenen Tagen zu erzählen, von Maximilian und von Karls Königswahl, wo er der große Mann gewesen war. Er unterließ es aber auch nicht, auf die tiefen Verstimmungen im Reich gegen die Spanier hinzuweisen, insbesondere auf den Unwillen über das arrogante Buch des Don Luis d'Avila vom Schmalkaldischen Krieg und vieles andere.

Die Kurfürsten von Mainz und Trier waren schon unterwegs nach Trient.

Denn das hatte des Kaisers folgerichtige Zähigkeit doch erreicht, daß das Konzil wirklich nach Trient zurückberufen und am 1. Mai 1551 erneut eröffnet worden war, daß dort nicht nur vornehme deutsche Prälaten, sondern auch Oratoren protestantischer Fürsten und Städte erschienen — am 22. Oktober Gesandte von Württemberg, am 11. November der Geschichtsschreiber der Reformationszeit Johannes Sleidanus aus Straßburg, zugleich im Namen einer Reihe von anderen Städten. Am 9. Januar 1552 trafen sogar die Bevollmächtigten des Kurfürsten Moriz von Sachsen ein.

Freilich, was konnte die Teilnahme von ein paar Protestanten jetzt noch bedeuten? Die römische Kurie hatte mit dem Heilmittel des Konzils viel zu lange gewartet und zuletzt trotz der Bitten des Kaisers seine Beschlüsse überstürzt. Die Stände taten dem Begehren des Kaisers Genüge, aber das Erscheinen ihrer Oratoren war, wie sich bald zeigen sollte, trotz aller Verschiedenheiten in ihren

Äußerungen im ganzen doch mehr eine feierliche Bestätigung des erfolgten Bruchs, als irgend eine Aussicht auf Verständigung.

In der dreizehnten Session vom 11. Oktober war das Dekret über das Sakrament des Altars im Sinne der Transsubstantiation definiert worden; nur Laienkelch und Kinderkommunion auf Wunsch des Kaisers noch zurückgestellt. Beschlüsse über Beichte und Letzte Ölung folgten. Eine Revision der grundlegenden bisherigen Dekrete war nach Lage der Dinge ausgeschlossen. So blieb die einzige bedeutungsvolle Handlung der Protestanten in Trient der Protest.

Die Entscheidung über die kirchlichen und politischen Streitfragen lag längst allein in Deutschland. Das Trienter Konzil diente der katholischen Kirche und der Gegenreformation. Für die deutsche Reformation war es zu spät. Damit war, nach seinen eigenen Worten, die letzte Hoffnung des Kaisers gescheitert.

Seine kirchlichen Ordnungen in Deutschland aber, die dem Frieden dienen sollten, peitschten erst recht den Widerstand auf, der sich daran täglich erprobte. Man erkannte überall das Halbschlächtige und Ungenügende des Interims weit über die Kreise der Theologen und Pfarrer hinaus, in den Häusern des Adels, in den Stuben der Bürger und auf dem Lande unter den Bauern und Fahrenden. Überall nur Spott und Hohn, und, daß man in der Stellungnahme dazu die Gesinnung der Menschen erkennen könne.

Diese volkstümlichen Stimmungen gaben Rückhalt und Mut. Aber die Entscheidung über die Zukunft brachten sie nicht. Selbst die Haltung von ganz Niedersachsen, von Bremen bis Magdeburg, ja der gesamten Küstenlandschaften von Friesland bis Preußen mit ihrer Rückendeckung an den Norden stellte wohl eine breite Zone des Widerstandes dar, aber auch hier fragte es sich, wer ihn gestalten würde.

Moriz hatte sich die Vollstreckung der Reichsacht gegen Magdeburg übertragen lassen um den Preis der Schutzherrschaft. Das gab ihm zugleich die Möglichkeit, Truppen an der Hand zu halten und vom Reichstag fern zu bleiben. Noch erschien er als Organ des Kaisers, und die erste Gruppe des Widerstandes, der Fürstenbund des Markgrafen Hans von Küstrin, des Herzogs Albrecht von Preußen und des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg vom 26. Februar 1550 fühlte sich durchaus im Gegensatz zu ihm. Sie wollten Magdeburg entsetzen. Als Moriz von ihren Musterplätzen im Stifte Verden hörte, ritt er im Januar 1551 kurz entschlossen hin, nahm für sich was er brauchen konnte und zerstreute die übrigen. Der Kaiser belobte ihn ausdrücklich dafür.

Aber schon im Februar überzeugte sich Markgraf Hans von dem gemeinsamen Gegensatz zum Kaiser und im Laufe der nächsten Monate auch von der gewaltigen

Überlegenheit dieses jugendlichen, wendigen und tatkräftigen Fürsten. Sie verbanden sich auf breiter Grundlage. Ein starkes Werbemittel, entscheidender Grund für die Hessen und wichtig für Moriz, wurde die Befreiung des Landgrafen, für alle die Abschüttelung „der viehischen, unerträglichen und ewigen Servitut, wie in Hispania“. Über Hessen und unmittelbar pflegte Moriz auch die Beziehungen zu Frankreich. Vom alten Fürstenbund blieben noch Johann Albrecht und Markgraf Hans. Hinzutrat als lärmender, Schrecken verbreitender Spießgeselle der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der zugleich die alte Idee des Protestantismus, den Kampf gegen das geistliche Fürstentum wieder aufnahm.

Nichts hatte der Kaiser seit Jahren, besonders seit dem Vorstoß gegen Württemberg, so sehr gefürchtet, wie das Zusammengehen deutscher Fürsten mit Frankreich. Ihre Trennung hatte ihm 1543/44 die größten Erfolge eingetragen; ihre Vereinigung sollte für ihn lebensgefährlich werden. Manchmal gefällt es der Geschichte auch, Vergeltungen augenfällig zu machen. Das geschah nun, als in der Lothauer Heide, der Stätte von Karls Triumph über Johann Friedrich am 24. April 1547, in dem Jagdschloß, das später Annaburg genannt wurde, Anfang Oktober 1551 der entscheidende Vertrag zwischen den Kriegsfürsten und dem Gesandten des französischen Königs Jean de Gresse, Bischof von Bayonne, verabredet wurde, der den Kaiser zu Fall brachte.

Es darf uns hier nicht beschäftigen, wie schwierig sich im einzelnen die Verhandlungen anließen, besonders zwischen dem vorsichtigen Markgrafen Hans und dem schnellfertigen, skrupellosen Moriz. Auch die Hessen klagten nach Hause: „Der Teufel hat, wo er gekommt oder vermocht, sein Hinderung nicht allein hundert-, sondern wohl tausendfältig ingeworfen.“ Der Markgraf schied nach einer erregten Szene am Abend des 3. Oktober aus. Aber Moriz, Johann Albrecht, die hessischen Räte und der Bischof hielten an ihrem Abschluß fest.

Danach sollte der französische König monatlich 80 000 Kronen beisteuern, für die ersten drei Monate sogar im voraus 240 000 Kronen zur Aufstellung der Truppen. Dafür „wird für gut erachtet“, heißt es in dem Protokoll, „daß die königliche Majestät zu Frankreich aufs allerfürderlichste die Städte, so zum Reich von alters gehören und nicht deutscher Sprache sein, als nämlich Camerich, Toll in Lothringen, Meß, Verdun und was derselben mehr wären, ohne Verzug einnehmen und die als Vicarius des heiligen Reiches, zu welchem Titel wir seine königliche Majestät zukünftig zu befördern geneigt sein, inhabe und behalte, doch vorbehalten dem heiligen Reich seine Gerechtigkeit, so es auf dieselben Städte hat, damit die also wieder aus des Gegenteils Hand gebracht“.

Von den Bistümern ist nicht die Rede; auch die Städte sollten dem Reiche nicht verloren gehen, vielmehr nur unter dem Titel des Reichsvikariats besetzt werden. Natürlich war es eine Preisgabe von Reichsgut auch in dieser Form. Aber es war nicht einfach ein Tribut an die französische Ausdehnungspolitik, sondern ein wenn auch gefährliches Mittel der Kriegsführung, ohne das man im Augenblick nicht glauben konnte zum Ziele kommen zu können.

Der militärische Grundgedanke des Bündnisses mit Heinrich II war offenbar das, was man im schmalkaldischen Kriege verfehlt hatte, nämlich die innere Linie zu gewinnen, den Kaiser von seinen Verbindungen mit den Niederlanden abzuschneiden, sich womöglich am Rhein die Hand zu reichen, im übrigen aber im Schutze dieses strategischen Planes geradenwegs auf den Kaiser loszumarschieren. „Fürter wollen wir rücken nach der Kaisers Person“, sagten sie.

Daß dieser Plan zugrunde lag und daß er in Sachsen erdacht worden ist, ergibt sich am deutlichsten aus der fürstlichen Erklärung zum Lothauer Vertrag, wonach die deutschen Fürsten sagten: „Aus trefflichen Ursachen haben wir für nutz und gut angesehen, bitten auch nochmals und raten mit Treuen, daß Ihre Majestät eigener Person oder sonst mit einem ziemlichen Haufen herausziehe und sich unserm Haufen also genähe, daß im Fall der Notdurft diese beiden Haufen unverhindert zusammenstoßen und mit gesamtten Kräften was Gott haben will ausrichten und dem Faß den Boden ausstoßen.“

Die Abrede von Lochau wurde im Vertrag von Chambord am 15. Januar 1552 förmlich verbrieft. Am 3. Februar erging von Fontainebleau aus das Manifest des Königs von Frankreich, — gedruckt in Marburg! Am 14. Februar trafen Moritz und Wilhelm von Hessen die letzten militärischen Verabredungen zu Friedewalde in Hessen, und im Zuge dieser Abmachungen schrieb der junge Landgraf seinem Schwager Moritz am 15. März von den soeben unmittelbar aus Frankreich erhaltenen Mitteilungen des Königs, der am 20. März in Toul sein wollte; „von dannen wollt er zum allereilendsten an den Rhein ziehen, soweit seine Majestät die Städte, nämlich Metz, Verdun, Toul, nicht hindern würden“. Sie erscheinen also nicht als Ziel, sondern als Hindernis auf dem Wege zum Rhein. Der König von Frankreich sprach mit seiner Behauptung, „er hätte in Italien und den Niederlanden genug zu schaffen“, durchaus seine damalige Meinung aus. Er folgte dem Drängen der Kriegsfürsten an den Rhein, wobei ihm die ungeheure Bedeutung der lothringischen Bischofsstädte als Brückenpfeiler zum Rhein hin erst recht bewußt wurde, nachdem er sie teils durch Einschüchterung teils durch Betrug überraschend und ohne Verluste besetzt hatte.

Was aber tat der Kaiser?

Er schlug alle Gerüchte von feindlichen Bewegungen gegen ihn in den Wind. Mit einer Überlegenheit, die sich sonderbar aus Eigensinn und grenzenloser Verachtung der Fürsten zusammensetzte, wies er alle Warnungen seiner aufmerksamen Schwester und seines Bruders Ferdinand lächelnd ab. Marie schrieb schon Anfang Oktober von den Verhandlungen zwischen Moriz, dem jungen Landgrafen und Frankreich, also in denselben Tagen, da die Fürsten mit dem Bischof von Bayonne in dem Jagdschloß auf der Lothauer Heide zum Abschluß kamen. Auch Ferdinand und Herzog Christoph von Württemberg warnten durch Briefe und Gesandte. Der Kaiser verachtete die ältere Fürstengeneration, die ihm seit mehr als zehn Jahren in der That wenig Ursache zur Bewunderung gegeben hatte. Die jüngere glaubte er sich vollkommen ergeben; es sollte auch nicht lange dauern, daß die Brandenburger einer nach dem anderen an seine Seite zurückkehrten. Moriz lud er noch zu Besprechungen ein; es war schon ein sonderbares Maß von Vertrauensseligkeit, daß er ihn wirklich erwartete.

Am 17. November 1551, als Moriz längst in Magdeburg eingezogen war, unter schönen Gründen sein Kriegsvolk an der Hand behielt und mit Frankreich in den letzten Abmachungen stand, legten die deutschen Kurfürsten und Fürsten beim Kaiser nochmals Fürbitte für den Landgrafen ein. Das Schicksal bot sich ihm zum letzten Male an. Er lehnte rundweg ab.

Am 25. Februar entschuldigten die kursächsischen Räte den Aufschub der Reise ihres Herrn wegen der Gefahren, wiederholten aber die Fürbitte für den Landgrafen. Der Kaiser ließ am 4. März antworten, der Kurfürst möge unbesorgt kommen, dann würde sich alles regeln. Am 17. März hielt Moriz den Kaiser weiter hin.

Nachgerade verdichteten sich die Gerüchte zu handgreiflichen Tatsachen. Anfang März 1552 wurde die Königin Marie von dem Kurfürsten von Mainz um Hilfe angegangen gegen Hessen. Allein die Kriegsfürsten marschierten gar nicht an den Rhein, worüber der König von Frankreich sehr ungehalten war, sondern sie schwenkten schon vom Main her ungeduldig nach Süden ab. In der zweiten Hälfte des März ging es eilends vorwärts. Am 1. April lagen sie vor Augsburg; am 4. zogen sie ein, während Ulm seine Tore geschlossen hielt. Dann näherten sie sich Tirol. Im letzten Augenblick, am 6. April, machte der Kaiser noch einen Versuch, in die Niederlande zu entkommen. Man fand den Weg an den Rhein schon verlegt. So kehrte er nach Innsbruck zurück, offenbar noch immer ohne es recht fassen zu können, daß diese Erhebung sich allen Ernstes gegen seine Person richtete.

Da gab es eine Unterbrechung der Bewegung. Moriz verhandelte.

Schon am 3. März 1552 hatte der Kaiser seinen ersten Kavaliere, den Ritter des Ordens Joachim de Rye, Herrn von Balançon, mit einer von Arras eigenhändig aufgesetzten Instruktion an seinen Bruder Ferdinand gesandt. Er bat angesichts der sich häufenden Nachrichten von der Erhebung in Deutschland um Rat und um schleunige Vermittlung. Die Absichten des Markgrafen Albrecht auf Bamberg und Würzburg dürften, so meinte er, nicht täuschen über den allgemeineren Zug der Bewegung, die mehr Teilnehmer haben müsse als bloß ihre Führer, da merkwürdigerweise auch die Kaufleute in Augsburg jede Hilfe ablehnten. Weise man in Wien auf die Türkengefahr hin, so solle Rye antworten, daß diese Erhebung viel gefährlicher sei, weil sie jede Reichshilfe gegen die Türken mit in Frage stelle. Da es an Geld und Truppen gänzlich fehle, so seien die Deutschen auf alle Weise durch Verhandlungen zur Ruhe zu bringen. Wenn Moriz und Albrecht dabei über das Interim und über Gewalt gegen die Religion klagten, so sollten sie sich vielmehr seiner Wohltaten erinnern und der Unzuverlässigkeit der Franzosen, die einst Cleve wahrhaftig zur Genüge erfahren habe; auch daran, daß er in der Religion stets sehr gemäßigt vorgegangen sei. Daß es ihm fern liege, gegen die Goldene Bulle das Reich erblich machen zu wollen, wisse Ferdinand am besten; noch weniger denke er daran, die fürstliche Libertät anzutasten. Was die angebliche Vergrößerung seiner Erblande betreffe, so habe er in Geldern nur sein Recht wahrgenommen, über Utrecht sich oft genug geäußert und Lingen teuer gekauft. Dem verschuldeten Markgrafen könnte man Geld anbieten. Moriz' Klagen über die Gefangenhaltung des Landgrafen seien unberechtigt; der Landgraf würde bei seiner Natur nur neue Unruhen nach Deutschland gebracht haben; im übrigen habe er ja gerade darüber mit Moriz verhandeln wollen.

Sehr viel heikler als diese ostensible Instruktion war die Geheiminstruktion, die von dem Verdacht ausging, daß Ferdinand, der seinem Bruder über die gegenwärtigen Vorgänge nicht einmal sein Bedauern ausgesprochen, noch weniger einen Finger gerührt habe, etwa selbst im Einvernehmen stünde mit den Verschworenen. Balançon soll gut aufmerken und gegebenenfalls dem Könige ernstlich vorstellen, daß sie als Brüder unbedingt zusammenhalten müßten, und daß der König sich verrechne, wenn er auf diese Leute zähle. Es gelte auch Ferdinands eigene Stellung im Reich und sein Kaisertum. Ähnlich wäre mit Maximilian zu sprechen und ihm zu sagen, welche Gefahr Moriz als „König von Sachsen“ im Bunde mit Frankreich für ihn selbst bedeute;

daß er aber vielleicht persönlich vermitteln könne und dadurch Ehre und Dank erwerbe.

Die Verdächtigung Ferdinands war sehr unberechtigt trotz dessen Verstimmungen im letzten Jahr. Vielmehr hatte Ferdinand seinerseits schon am 4. März mahnend an Moriz geschrieben, inzwischen auch den Oberstkämmerer der Krone Böhmen, Heinrich Reuß von Plauen, zu ihm gesandt. Am 16. März war dieser noch mit Moriz in Leipzig zusammengetroffen, um mit ihm eine Tagung in Linz zum 4. April zu verabreden.

Später bat freilich Moriz noch zweimal um Aufschub dafür. Er spielte mit erstaunlicher Gewandtheit nach beiden Seiten den ungeru Gedrängten. Das vorsorglich bestellte Schreiben seines hessischen Verbündeten mußte er in Wien mit dem fast schamlosen Bedauern aus, daß sich dieser „mit ausländischen Potentaten etwas weit eingelassen“. Umgekehrt gab er sich durch seinen weiteren Vormarsch und seine scheinbare Zurückhaltung gegenüber den Botschaften der Habsburger auch seinen Verbündeten als ernsthafter Partner.

Der Kaiser erteilte inzwischen, wieder für Balançon, am 11. und 22. März seine genaueren Instruktionen zu den bevorstehenden Verhandlungen. Einzig die Freigabe des Landgrafen wollte er jetzt zugestehen, freilich erst 14 Tage nach Entlassung des Kriegsvolks und gegen Sicherungen dafür, daß dieses nicht etwa dem Könige von Frankreich zuziehe. In der Religion sollte es bei den Beschlüssen des letzten Reichstages sein Bewenden haben. Karl fügte hinzu, daß er um nichts in der Welt in diesem Punkte gegen Pflicht und Gewissen handeln werde. Viele Einzelheiten, die übrigens ein dickes Heft füllen, würden noch studiert.

Von den Niederlanden her mischte sich die Königin Marie mit Mahnungen ein, ja mit einem glühenden Appell an die Treue Ferdinands. „Bei Gott, Monseigneur“, schrieb sie ihm am 9. April, „man muß Vergangenes vergessen können. Ich bitte Euch, Monseigneur, laßt Euch von der Not und von der Bruderliebe alles das selbst sagen, was ich anführen könnte. Denkt doch auch daran, daß seine Majestät nicht gezögert hat, Euch zu helfen, wie schwach und krank sie auch war. Ich bitte Euch, Monseigneur, wiederholt und so tief ich nur kann, so schnell wie möglich zu handeln.“

Ferdinand strafte die wenn auch zurückhaltenden Verdächtigungen der Geschwister gegen seine Treue weiterhin Lügen. Er war nicht in der Lage und auch nicht der Mann dazu, nach Art seines Bruders das Unmögliche zu ergreifen. Aber er scheute in den nächsten Monaten keine Mühe. Jetzt kam er von Preßburg über Wien nach Linz, gab sogar von unterwegs Ratschläge

für die Behandlung des Kurfürsten von Brandenburg und seines Bruders Hans, sowie in bezug auf die Freilassung Johann Friedrichs, die deutlich erkennen lassen, daß er bei aller alten Verbundenheit mit seinem Nachbarn Moriz darauf bedacht war, gegen diesen umfassendere Sicherungen zu schaffen.

Am 19. April, Dienstag nach Ostern, begannen die Verhandlungen zu Linz, zu denen der König mit seinen Söhnen, der Kurfürst mit dem Herzog von Bayern und dem Bischof von Passau erschienen. Den Kaiser vertraten Rye und Lazarus von Schwendi. Moriz blieb nach Möglichkeit in der Hinterhand, schob seine Verbündeten und Frankreich vor und gefiel sich, wie früher, wenn auch mit mehr Glück, in der Rolle eines Vermittlers; nur daß er mit immer neuen Forderungen seiner Leute aufwartete, die es ihm ermöglichten, den mit bescheidenen Ansprüchen eingeleiteten Verhandlungen nach Lage der Dinge möglichst viel abzugewinnen. Ferdinand konnte für den Kaiser die weitergehenden Forderungen wegen Frankreich, der Religion und der Reichsregierung nicht bewilligen. Da Moriz nun selbst eine größere Versammlung wünschte, die ihn aus seiner spürbar gewordenen Isolierung befreien sollte, eine solche auch dem Kaiser zum Zeitgewinn nur lieb war, so einigte man sich nach etlichem Botenwechsel mit Berichten und Weisungen zwischen Linz und Innsbruck verhältnismäßig leicht auf einen neuen Tag, jetzt zu Passau am 26. Mai, und auf Annahme der Mitwirkung weiterer süd- und westdeutscher Fürsten.

Die Bedingungen für die Freigabe des Landgrafen mußte Moriz als unerfüllbar erkennen. Wie hätten seine Verbündeten bei so magerem Erfolg in die Entlassung ihres Heeres gewilligt? Auch die Zusicherungen in der Religion, daß nämlich erst auf einem Reichstage beschlossen werden sollte, „durch welche friedlichen Mittel die spaltige Religion verglichen werden könne“, waren völlig unzulänglich, zumal auf einem Reichstage die altkirchliche Majorität noch immer den Ausschlag geben mußte. So war im Abschied von Linz am 1. Mai sachlich nichts endgültig beschlossen. Moriz verpflichtete sich nur zur Bemühung um einen Waffenstillstand für die neue Tagung, vom 11. Mai ab. Das war unverbindlich, aber man hatte allseits Zeit gewonnen.

Daß Moriz im Schutze der nächsten beiden, durch keine Waffenruhe geschützten Wochen etwas anderes vorhatte, als bloß zu verhandeln, läßt sich nachweisen. Er rüstete sofort zum Vormarsch auf Innsbruck. Daneben freilich botschaftete er auch an den König von Frankreich, um dessen Beteiligung an den neuen Verhandlungen zu erreichen. Die Waffenruhe schob er hinaus.

Das am meisten Befremdende bleibt seine offene Botschaft an Frankreich. Sie gefährdete die weitere Geldzahlung, die er doch brauchte, wenn er dem

Vorstöß nach Tirol Nachdruck geben wollte. Wie er sich das dachte, ist nicht vollkommen klar. Vielleicht erwartete er die letzte Entscheidung schon von Passau und von der Mitwirkung der Neutralen, zumal der Rheinländer, die vor allem Frankreich fürchteten. Aber er konnte nur dann hoffen, ihnen gleichzeitig die Furcht vor dem Kaiser zu nehmen und dem Ungestüm seiner Verbündeten ein Ziel zu geben, wenn er inzwischen versuchte, den Kaiser völlig mattzusetzen.

Es war ein großes Spiel, das er wagte. Denn der Kaiser hatte abgesehen von seinen unerschöpflichen Hilfsquellen das sehr wirksame Mittel, den „gewesenen Kurfürsten“ von Sachsen gegen ihn auszuspielen. Zwischen dem verbündeten Frankreich, das er enttäuschte, und den Habsburgern, mit denen er auf die Dauer rechnen mußte, tastete Moritz, dessen Handeln sich nicht rational erfassen läßt. Aber wenn man sich auch nicht unterfangen soll, alle großen Entschliefungen der Geschichte, zumal bei so problematischen Naturen wie Moritz, ergründen zu wollen und das Logische für das historisch Richtige auszugeben, so bleibt doch die Hauptrichtschnur für sein Vorgehen erkennbar. Er brauchte nach der unerschütterlichen Haltung des Kaisers in Linz mit Rücksicht auf die schwachen Stände mehr Lärm und auch für sich einen sichtbaren Erfolg. So ließ er den Markgrafen Albrecht gewähren und im Mai Nürnberg angreifen und seine berüchtigten Verträge mit Bamberg auf 80 000 Gulden und 20 Ämter, mit Würzburg gar auf 220 000 Gulden erpressen, während er selbst sich mit den übrigen Verbündeten durch Oberschwaben auf Füßen wandte. Bei Reutte drängten sie die Kaiserlichen auf die Ehrenberger Klause zurück und nahmen dann diese durch Umgehung am 19. Mai. Am 23. standen sie in Innsbruck.

Der ungeschützte Hof war über den Brenner entwichen. Der Kaiser zog vom Eisack in das Nienztal und über die Wasserscheide von Innichen ins obere Drautal. Am 24. war er in Lienz, vom 27. an in Villach, wo ihm die Wege über Pontebba nach Italien oder ostwärts nach Krain und der Steiermark offen standen. Die Flucht vor dem Feinde war für den alten Edelmann und Souverän unsagbar bitter. Aber wie so oft ermannte er sich in der Not und besann sich auf seine unendlichen Möglichkeiten. Briefe und Boten gingen in alle Welt. In Italien war Friede gemacht. Von Neapel liefen 200 000 Dukaten ein; Anton Fugger, der den Hof begleitete, streckte 400 000 Dukaten vor und erwirkte bei den Genuesen Stillstand für Zahlungen.

Die zunächst unvollkommenen Rüstungen kamen langsam in Gang. Markgraf Hans, eben noch an Moritz' Seite, hatte schon am 19. Februar aus anderen Gründen den Besuch des kaiserlichen Hofmarschalls Hans Böcklin erhalten, des

Schwiegervaters von Schwendi. Man fand sich gegen Moriz, der auch hier der „kleine König“ hieß, und der Kaiser hätte bei richtiger Einschätzung der Lage und bestimmten Zusagen in der Religion schon damals einen Degen gegen seine Feinde haben können. Hans war entrüstet über die Manifeste der Kriegsfürsten, vor allem der Franzosen. „Glaube Dir der Teufel“, schrieb er an den Rand. Er urteilte, daß diese Fürsten, „die Religion nicht meinen, noch weniger Gottes Wort vor etwas halten.“ Seine Wünsche und die kaiserliche Werbung kamen sich entgegen; wie immer umständlich, trat er doch in Verhandlungen über eine kaiserliche Pension. Unmittelbarer rüstete Ferdinand. Über Berg sollten spanische und italienische Truppen heranziehen. Aus Spanien ließ der Kaiser den Herzog von Alba kommen.

Wollte der Kaiser schon jetzt den Gegenschlag führen und die Verhandlungen von Passau durchkreuzen? Das lag weder in seinem, noch in Ferdinands Interesse. Als Hauptgegner betrachtete er stets Frankreich. Gegen dieses aber mußte er stärker sein. Darüber darf jedoch nicht übersehen werden, daß der langsam rüstende Kaiser gegenüber Passau an Freiheit gewann.

Nun hebt sich für ein paar Szenen wirklicher Größe noch einmal der Vorhang.

Die Haltung des Kurfürsten Moriz nahm in Passau zu an Stil, und der Kaiser blieb ihm erst recht gewachsen. Wiederum erging neben einem eigenhändigen Schreiben an Ferdinand eine ausführliche Instruktion für Rye am 4. Juni. Neben Rye wurde der Vizekanzler Seld abgeordnet. Alle Entscheidungen aber behielt sich der Kaiser vor. Seine Hauptpunkte waren wie früher die Freigabe des Landgrafen vierzehn Tage nach Auflösung der Heere, Ablehnung fürstlicher Vermittlung mit Frankreich und Verschiebung der Religions- und Reichsachen auf einen Reichstag. Die Zeit arbeitete für ihn.

An Moriz' Haltung war das Wichtigste, daß er jetzt ganz offen selbst als Träger sowohl der Forderungen des Tages wegen des Landgrafen, Frankreichs und der Kriegsvölker, wie der allgemeinen Reichsbeschwerden in Sachen der Religion und der Libertät auftrat. Damit wurde er vom ehrgeizigen Spieler zur historischen Figur. Durch ihn wurden in Passau die letzten großen Fragen und Lösungen der Reformationszeit schon so geformt, wie sie drei Jahre später die Verhandlungen über den Augsburger Religionsfrieden bestimmen sollten.

Ferdinand sträubte sich mit heftigem Kopfschütteln gegen die Zuziehung des französischen Gesandten, ließ aber den Ständen die Freiheit, ihn zu hören, womit der Fall erledigt war, denn Jean de Fresse zog sich nach seiner Rede selbst von Passau zurück; der „spitznäsige Bischof“ hatte auch bei den Kriegsfürsten geringe Sympathien. Die französische Frage gestaltete sich danach

verhältnismäßig leicht. Das gesamte Fürstentum rückte wieder wie 1544 von Frankreich ab.

Schwieriger war die Erledigung des Landgrafen. Als Ersatz für die von dem Kaiser geforderte Frist von vierzehn Tagen wurden allerlei Vorschläge gemacht. Moriz und die Fürsten aber forderten die Freigabe des Landgrafen und die Entlassung der Truppen Zug um Zug.

Wegen der Religion wies Moriz auf die Unbrauchbarkeit sowohl des Konzils wie des Reichstages wegen ihrer Stimmverhältnisse hin. Er forderte also die Nationalversammlung, das alte Anliegen seit 1524. Sollte aber auch eine Nationalversammlung nicht zum Ziele führen, so blieb seine entscheidende Forderung „ein unbedingter, für und für währender Friede“. Man verschob die Sache selbst auf den Reichstag, aber man beschloß hier schon allgemein den unbedingten Frieden. Wegen des Schutzes der Güter der Geistlichen machte Moriz die Einschränkung, „soweit sie noch im Besitz sind“, lief damit natürlich Gefahr, einen Teil der Versammlung abzusprengen. Doch gab er sich zufrieden mit privaten Zusicherungen des Königs.

Umgekehrt blieben die Neutralen in bezug auf die Reichsbeschwerden einig. Auch über der Begnadigung aller an den letzten Kriegen Beteiligten entstand wohl Zeitverlust, aber eigentlich keine nachhaltige Meinungsverschiedenheit.

Zum Schluß aber gab es doch noch eine peinliche Überraschung. Gleich dem Kaiser hatten auch die Kriegsfürsten ihre Zustimmung vorbehalten. Moriz sagte das erst jetzt, am 22. Juni, und es blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Am 24. reiste er ab, die Zustimmung einzuholen. Er versprach inzwischen Waffenruhe. Unter der Hand hatte er Ferdinand gebeten, daß der Kaiser den gewesenen Kurfürsten nicht freigäbe, was aber inzwischen längst geschehen war; nur daß der alte Herr dem Hofe freiwillig folgte.

Das schwerste Stück des Vertrages stand also noch bevor, die Anerkennung durch die beiden Lager, Kriegsfürsten und Kaiser.

Moriz eilte in das Lager der Verbündeten vor Eichstätt. Markgraf Albrecht wütete mit Worten nach seiner Manier und gebärdete sich völlig unzugänglich. Aber auch Landgraf Wilhelm war zunächst ablehnend, und Moriz mußte ihn bereden. Johann Albrecht wünschte mehr Rücksicht auf Frankreich. Man machte also Vorbehalte. Aber die Annahme schien doch gesichert. Da mußte, nach Moriz' Rückkehr am 3. Juli, Ferdinand gestehen, daß der Kaiser seinerseits abgelehnt habe. Moriz gab sich entrüstet, war es wohl auch. Die Neutralen traten auf seine Seite.

Verzweifelt begab sich Ferdinand, immer gefährlicher bedrängt von den Türken, gegen die ihm Moriz helfen wollte, am 8. abends noch einmal nach

Villach und beschwor den Bruder. Karl setzte den Tränen Ferdinands das Pathos einer unerschütterlichen Überzeugung entgegen. Ferdinand hatte Gegenwart und Zukunft zu verlieren, Karl die Ewigkeit. In Nebenpunkten, auch in solchen, die er gänzlich verurteilte, gab er nach, aber nicht in der Hauptsache, Religion und Reichsregierung. Den unbedingten Frieden wollte er nur bis zu einem Reichstage gewähren und die Reichsbeschwerden selbst entscheiden, nicht durch die Fürsten. Mehr konnte Ferdinand nicht erreichen. Bei strömendem Regen brach er wieder auf und eilte die 200 Kilometer nach Passau zurück.

Jetzt lag die Entscheidung zum zweiten Mal bei Moriz und den Kriegsfürsten, die inzwischen noch einen starken Eindruck zu ertragen versuchten durch Belagerung des von den Kaiserlichen verteidigten Frankfurt. Dahin also begaben sich am 16. und 17. Juli die Gesandten der Stände und des Königs.

Würden die Kriegsfürsten den verstümmelten Vertrag annehmen? Vor Frankfurt hatten sie keinen Erfolg und durch Erpressungen von Geschützen und Munition in der Nachbarschaft gewannen sie auch keine Freunde. Gleichwohl lehnte der Landgraf nun erst recht ab. Aber was wurde dann aus seinem Vater? Moriz war aufgebrocht, enttäuscht, aber er wollte annehmen. Er hatte sich von Frankreich schon zu weit getrennt und zu feste Bindungen und Hoffnungen auf der habsburgischen Seite. Der Kaiser war inzwischen wirklich gerüstet und konnte jeden Augenblick den früheren Kurfürsten gegen ihn loslassen. So gewann Moriz noch einmal den jungen Landgrafen, unter Verzicht auf die übrigen. Am 2. August unterzeichneten beide. Am 3. hob Moriz sein Lager auf. Als die Soldaten Schwierigkeiten machten, ließ er das Lager in Brand stecken. Er selbst zog südwärts zu den königlichen Musterplätzen gegen die Türken.

Nun war es wieder am Kaiser, Bedenken zu erheben. In der Tat hatte ja nur ein Teil der Kriegsfürsten angenommen, und allerlei Befürchtungen lagen nahe. Erneut flehte Ferdinand und erreichte diesmal sein Ziel. Der Kaiser ratifizierte den Vertrag in der von Moriz und dem Landgrafen angenommenen Form zu München am 15. August.

Der Kaiser vor Meß

Ganz hingegeben an die großen Entscheidungen in Deutschland, haben wir die Angelegenheiten der weiteren Welt vorübergehend aus den Augen verloren. Das Verhältnis des Kaisers zu Julius III war gut geblieben. Sie dachten an eine Zusammenkunft. Freilich auf den einmal erwogenen Be-

such des ihm so nahen Konzils glaubte Karl verzichten zu sollen, um nicht den Schein einer unberechtigten Einflußnahme zu erregen. Im übrigen war dies Konzil in seinem Sinne letzten Endes unwirksam geblieben; auf die Nachricht von dem Anrücken der Kriegsfürsten hatte es sich vollends aufgelöst. Karl sollte seinen Wiederzusammentritt nicht mehr erleben.

Bei der Bindung des Papstes an den Kaiser spielte der Streit um Parma und Piacenza eine entscheidende Rolle. Hier bestand noch immer das Bündnis der Farnese mit Heinrich II. Der Papst entzog Ottavio am 22. Mai 1551 den Lehnsanspruch auf Parma und geriet darüber mit ihm in Krieg, wobei er sich auf den Kaiser stützte. Beide litten freilich unter dem Druck der Finanzen und im Winter 1551/52 neigte der Papst zum Frieden mit Frankreich und Ottavio; am 29. April kam ein solcher zustande und am 10. Mai trat auch der Kaiser bei. Aber alle Versuche des Papstes, zwischen Frankreich und dem Kaiser einen allgemeinen Frieden herbeizuführen, scheiterten. Während Heinrich II entsprechend dem Vertrag von Chambord in Lothringen einfiel und sich in den Bischofsstädten befestigte, zog der Pirat Dragut zusammen mit dem französischen Gesandten Aramont vor Neapel, wurde Ferdinand wegen Ungarn und Siebenbürgen in einen neuen Türkenkrieg verwickelt. Um das Maß der Sorgen vollzumachen, verdrängten auch die Genesen ihre kaiserliche Besatzung, gestützt auf Frankreich; Heinrich II übernahm durch den Kardinal von Este die Schutzherrschaft, während sich der Vizekönig von Neapel anschickte, durch den Kirchenstaat zu marschieren und anzugreifen.

Mit Frankreich also stand der Kaiser wieder auf allen Fronten im Kriege. Denn auch an der niederländischen Grenze gab es die üblichen Feindseligkeiten. Wieder ging es um Hesdin, Théroüanne, Renty; aber auch um die Grenzorte von Luxemburg, Damwillers, Ivoy, Montmédy.

Welthistorisch das Wichtigste war die Festsetzung Heinrichs II in Metz. Diese Stadt fühlte sich wie fast alle großen Bischofsstädte des Reiches als Freistadt, als Stadt des Reiches; sie führte den Reichsadler im Wappen. Ihr Regiment war seit langem streng aristokratisch in den Händen weniger sogenannter Paraigenfamilien, die in der Stadt ihre burgartigen Häuser, wie das gut erhaltene Hotel S. Livier, und auf dem Lande ihre Seigneurien besaßen. Konfessionell waren gerade sie gespalten. Selbst innerhalb einer der reichsten Familien, derjenigen der Heu, war ein Teil altkirchlich geblieben, ein Teil der Reformation zugewandt. Die Neugläubigen wären an der Reichszugehörigkeit der Stadt ebenso interessiert gewesen, wie ihr Gegner, der Kardinal Lenoncourt als Reichsbischof. Aber der Bischof war nach seinen gesellschaft-

lichen Verbindungen ebenso wie die meisten Paraigenfamilien durchaus französisch gesinnt. Bei solchem Zwiespalt in den kulturellen, konfessionellen und politischen Beziehungen legten die Metzger den größten Wert auf ihre „Neutralität“, insbesondere auch gegenüber den Niederlanden, die mit den vorgeschobenen luxemburgischen Herrschaften südlich von Diedenhofen, etwa dem Dorf Marange, in die unmittelbare Umgebung von Metz reichten. Schon 1543 hatte der Kaiser seinen niederländischen Rat Boisot einmal nach Metz gesandt, um die Bürger vor reformatorischen Neigungen zu warnen und im übrigen an ihre Reichspflichten zu erinnern, was in seinen Augen das Verhältnis zu dem kaiserlichen Herrn der Niederlande in sich schloß.

Von Süden aber rückte die französische Territorialpolitik in diesem aufgelockerten Grenzgebiet kleiner und großer, geistlicher und weltlicher Herrschaften ebenfalls längst bis hart an die Stadt, hier mit dem Verlangen nach dem Besitz der Herrschaft Goin und mit dem Kampf um die Abtei Gorze. Als der Connétable im April 1552 heranzog, bemächtigte er sich rücksichtslos gegen die Regentin-Witwe Christine der öffentlichen Gewalt sogar im Herzogtum Lothringen, und als ihm die kaiserliche Besatzung von Gorze Schwierigkeiten machte, ließen seine Leute Kanonen auffahren, erzwangen die Kapitulation und hieben die Besatzung gleichwohl nieder.

Dann erfolgte das Entscheidende. Auf dem Weitermarsch bat der Connétable die eingeschüchterte Stadt um Lagerplätze für seine Armee von rund 38 000 Mann und nur für sich und sein Gefolge um Quartier in Metz selbst. Allein Montmorency rückte nicht nur mit einigen Dienern, sondern mit 1500 Mann bester Truppen ein. Das war Mißbrauch des Vertrauens und der Schwäche, denn die Metzger hätten gut getan, ihre Tore verschlossen zu halten wie die Straßburger. Aber sie bauten auf ihre Neutralität und hatten versäumt zu rüsten. Nun war es zu spät. Die Besatzung verließ die Stadt nicht mehr. Vielmehr setzte der Herzog von Guise, den der bald nachfolgende König zum Gouverneur von Metz machte, die Stadt mit der Zeit in einen ausgezeichneten Verteidigungszustand.

Guise machte aus der längst über ihre Mauern gewachsenen Stadtburg mit ihren bis an die nächsten Höhen ausgedehnten Vororten die geschlossene moderne Festung. Er verfuhr mit beispielloser Rücksichtslosigkeit, wenn auch echt französisch unter Wahrung einer gewissen Form. Alle Vorstädte wurden erbarmungslos zerstört, besonders die Gebiete der späteren Montigny und Sablon, wo die berühmten Abteien und Kirchen von St. Arnulf, St. Symphorian, St. Peter und St. Clemens offen in der Landschaft lagen. Aber aus dem alten

Arnulfskloster, wo Karls des Großen Gemahlin Hildegard, sein Sohn Ludwig der Fromme und fünfzehn weitere Glieder des Geschlechts ruhten, erhob man die Gebeine, um sie in feierlicher Prozession in das neue St. Arnulfskloster innerhalb der Mauern zu übertragen; die Bevölkerung hatte Bemühtung und Schauspiel zugleich.

Diesem Rastieren des Vorgeländes entsprach die Verstärkung der Stadtbefestigung selbst. Auch hier wurden alle Gebäude und Häuschen, die an den Mauern klebten, entfernt, die Befestigungswerke ausgebessert und modernisiert, Vorräte von Schanzzeug, von Holz, Brettern, Säcken und Faschinen aufgehäuft. Alle diese Dinge mußte die Königin durch ihre Generale und Rundschafter; sie stützte sich darauf bei ihren späteren Ratschlägen.

Denn der Kaiser, der über München, Augsburg, Ulm nach Straßburg und durch das Elsaß gezogen war, überall freundlich, gnädig, dankbar für Ergebenheit, begleitet von frischen Truppen, die er mit anderen im Niederelsaß allmählich sammelte, schwankte noch lange in bezug auf seine nächsten Pläne. Es ging ihm ähnlich wie im Herbst 1541, wo es eigentlich auch viel zu spät geworden war zur Fahrt nach Algier, er aber die einmal aufgewandten Rüstungskosten doch irgendwie verwerten wollte, jetzt gewiß auch ungeduldig, einen Gegenschlag zu tun gegen den Überfall, der ihn so verletzend getroffen hatte.

Von Weißenburg aus schrieb er am 23. September einen erst neuerdings bekannt gewordenen Brief an die Königin, der seine Lage sehr genau kennen lehrt. Er bedankt sich für die Antwort auf seine früheren Fragen. Inzwischen erfahre er von dem Grafen Egmont, der mit seiner Armee in das Luxemburgische gezogen war, daß Markgraf Albrecht, der nach anderen rheinischen Stiftern in der letzten Zeit Trier belästigte, weitergezogen sei auf Metz. Das wurde für den Kaiser das Stichwort. Er stellte der Schwester — wie sich selbst — die Frage, ob er ihm nachziehen sollte, um die Stadt angesichts ihrer großen Bedeutung für die Franzosen „mit Pionieren zu belagern und zu nehmen. Denn sie haben von hier den Weg nach Deutschland offen bis zum Rhein und können mir den Weg verlegen von Oberdeutschland in die Niederlande, ganz zu schweigen von der Bedrohung Diederhofsens und des ganzen Landes Luxemburg. Sie können von Metz aus auch den Verkehr hindern zwischen den Niederlanden und der Franche Comté. Ihre Befestigungsarbeiten sind wohl noch nicht vollendet, und man hätte die Hoffnung, die Stadt zu nehmen“. Auf der anderen Seite gab er zu, daß die Jahreszeit weit vorgeschritten sei, die Beschaffung der Lebensmittel für seine große Armee immer schwieriger werde, wogegen man Metz für gut befestigt und verproviantiert halte, und der Mangel an Geld eine allzu lange Be-

lagerung hindern würde. Alles dieses hat er sie, durch ihre Leute noch genauer festzustellen und zu beurteilen.

Die erbländischen Gesichtspunkte waren für Karl bei seinem Unternehmen gegen Metz, wie man sieht, die entscheidenden.

Marie rief am 28. September nochmals ganz entschieden von dem Unternehmen ab. Ihre Gegenvorschläge, die Truppen in Trier und Lothringen überwintern zu lassen und alles für das nächste Frühjahr vorzubereiten, waren vernünftig. Aber der Kaiser folgte nicht ihr, sondern verhängnisvollerweise seinem ersten militärischen Berater, dem Herzog von Alba, der wirklich aus Spanien herbeigeeilt war. Und Alba befand sich in der verführerisch günstigen Lage, für sein Zureden zum Zuge gegen Metz ein neues, völlig überraschendes Moment anführen zu können.

Der Kaiser war ausgezogen gegen die letzten Feinde, die gegen ihn noch im Felde standen. Das waren nach Abschluß des Passauer Vertrags der König von Frankreich und der Markgraf Albrecht Alcibiades. Was Metz raumpolitisch bedeutete, das stellte militärisch die Armee des Markgrafen dar, Gefährdung Luxemburgs, Blockierung des freien Verkehrs zwischen den Niederlanden und dem Oberrhein oder der Franche Comté.

Welcher Erfolg also, wenn der Markgraf, statt ein gefährlicher Feind zu bleiben, auf die Seite des Kaisers trat! Dann war die Macht des Gegners gespalten, die des Kaisers verdoppelt. Eben dieses winkte jetzt dem Herzog von Alba. Am 8. Oktober konnte er von Auerbietungen Albrechts durch den Grafen von Nassou-Saarbrücken berichten. Am 15. Oktober wagte er es, durch Arras dem Kaiser zur Ausöhnung mit dem Markgrafen lebhaft zuzureden. Ein Unternehmen auf Metz mit dem Markgrafen in der Flanke sei sehr gewagt. Ihn gewähren zu lassen auf Kosten der Niederlande oder der geistlichen Reichsstände unverantwortlich. Aber, so meinte Alba sehr optimistisch, nach Gewinnung des Markgrafen könne der Kaiser von Frankreich einen Frieden bekommen „günstiger als je ein Fürst vorher“.

Sehr peinlich war nur der von dem Markgrafen verlangte Preis. Er begehrte nichts weniger als die Bestätigung der von ihm im Mai erpreßten Verträge mit Bamberg und Würzburg, die der Kaiser inzwischen in aller Form kassiert hatte. Der Kaiser verhehlte sich das Pflichtwidrige und politisch Untragbare einer solchen Bestätigung keineswegs, aber er mochte glauben, zunächst den Markgrafen von Schlimmerem zurückzuhalten, nach seinem Siege aber auch mit ihm irgend eine glückliche Lösung finden zu können. Genug, er folgte dem bösen Geist der Versuchung und konfirmierte am 24. Oktober jene

Verträge, worauf die durch Schwendi geführten Verhandlungen mit dem Markgrafen am 10. November zum Abschluß kamen. Der Markgraf trat auf die kaiserliche Seite mit einer Armee von rund 15 000 Mann.

Dem Kaiser war sehr unbehaglich dabei zu Sinne. Wie es ihn Überwindung kostete, bei der ersten Begrüßung dem Markgrafen die Hand zu geben, so quälten ihn Gewissensbisse wegen der Verträge. In einem erschütternden Brief an die Königin Marie vom 13. November öffnete er ihr sein Herz. „Wir waren alle sehr entmutigt“, schrieb er ihr, „bis auf den Herzog von Alba, der stets der Meinung war, man müsse alles versuchen. Ich habe zugestimmt, denn ich sehe ein, daß ich bei einem Verzicht auf diese Unternehmung meine Armee auflösen müßte, und der ganze Aufwand nutzlos vertan wäre. Gott wolle seinen Segen geben. Denn wenn man hier keinen Erfolg hätte, würde es sehr schlimm sein.“ Alba habe mit dem lothringischen Gouverneur Bassompierre gesprochen und den Eindruck gewonnen, daß die Franzosen nach der Gefangennahme des Herzogs von Humale durch den Markgrafen zum Frieden geneigt seien. „Gott weiß, wie mir zumute ist, da ich gezwungen war, diese Abmachungen mit dem Markgrafen einzugehen, aber Not kennt keine Gebot“ — *nécessité n'a point de loi*.

So bezog man Stellungen gegen Metz. Die Armee des Markgrafen blieb auf dem linken Moselufer als lockere Einschließungstruppe. Die kaiserliche Armee im Südosten und die niederländische der Herren von Egmont, de Boussu und anderer im Nordosten.

Metz auf der schmalen, stellenweise steil abfallenden Landzunge zwischen Mosel und Seille war eine im ganzen leicht zu verteidigende Stadtburg, hinter den breiten Moselarmen im Westen und Nordwesten ebenso sturmfrei, wie in den Steilabhängen über der Seille nach Osten. Ein Versuch nach den ersten Refognoszierungen von hier aus gegen die Pforte St. Barbe vorzudringen, erwies sich als undurchführbar. Deshalb blieb zwar die niederländische Armee auf dem rechten Seille- und Moselufer am St. Julien im „Lager der Königin Marie“, die Hauptarmee aber überschritt auf der Magnybrücke die Seille, um Metz von Süden her, also auf der Breite zwischen den Flüssen anzugreifen. Hier waren die Befestigungswerke von der hochgelegenen Ecke der späteren Zitadelle über der Mosel bis hinab zum „Deutschen Thor“ an der Seille verhältnismäßig schwach. Aber der Herzog von Guise hatte längst gerade ihnen seine Hauptaufmerksamkeit zugewandt, verlegte sein Quartier an diese Front und war mit dem Erfolg des guten Beispiels bis zum Ergreifen von Hacke und Schaufel selbst mit am Werk. Auch außerhalb der Mauern schob man Schanzen vor, wie man sich denn diese Belagerungen keineswegs vorstellen darf als ein baldiges Heran-

rücken der Feinde bis unter die Mauern. Vielmehr spielte sich der Kampf wochenlang vorzüglich im Vorgebände ab.

Hier arbeiteten sich die Kaiserlichen ihrerseits mit Parallelen an die Festung heran im Schutze verschanzter Batterien. Am 20. November, bei kaltem und noch schönem Wetter kam der Kaiser, bis dahin durch seine Krankheit in Diedenhofen festgehalten, selbst zu den Truppen. Auf einem weißen Zelter hielt er Musterung. Das alles sah man deutlich von der Stadt aus, wo man ein genaues Kriegstagebuch führte. Nun schien der letzte Nachdruck in die Belagerung zu kommen. Vom 23. November ab richteten sich alle Rohre auf das Mauerstück westlich der Porte Champenoise. Am 24. wurden aus 36 Geschützen nicht weniger als 1448 Schuß abgegeben, wie man in der Stadt zählte; man anerkannte sogar die Artillerie des Juan Manrique.

Aber ihr fehlte doch der letzte Erfolg. Zwar das Eckbollwerk der Tour d'Enfer wurde auf zwanzig Fuß aufgerissen, weil man die schwächste Stelle des Mauerwerks am Kamin getroffen hatte; auch von der Stadtmauer stürzten nach und nach breite Teile ein, so daß die Angreifer eines Tages mit lautem Geschrei schon zum Sturm auf die Bresche anliefen. Als sich aber Staub und Rauch gelegt hatten, sahen sie hinter den zusammengestürzten Mauern ein noch stärkeres Bollwerk, das frisch angelegt war.

Mittlerweile wurde auch das Wetter ganz schlecht, Regen und Schnee, bald empfindliche Kälte. Die südländischen Soldaten litten von den Unbilden der Witterung um so mehr, als sie in den zerstörten Vorstädten nur schlechte Quartiere hatten, wogegen die Verteidiger in der von allen überflüssigen Essern befreiten Stadt Raum und Pflege genossen.

Während der ganzen ersten Hälfte des Dezember versuchten es die Kaiserlichen mit großer Hartnäckigkeit, die in der That immer weiter zertrümmerten Mauern sturmreif zu machen. Ohne Erfolg. Nun blieben nur noch die Minen, erklärte man im Hauptquartier. Die Belagerung war jetzt stellenweise ganz nahe herangekommen, und unter der Tour d'Enfer hörte man bereits das unheimliche Klopfen, das jedem Grabenkämpfer aus der Zeit des Stellungskrieges geläufig ist. Man setzte Minen und Gegenminen. Aber auch der Minenkrieg führte zu nichts.

Der Herzog von Guise verteidigte die Festung nicht nur technisch, sondern auch moralisch glänzend. Er ermunterte und richtete auf. Das Wetter schien mit ihm im Bunde zu stehen. Auf der kaiserlichen Seite sanken die Hoffnungen. Der Kaiser selbst, untergebracht in dem herrschaftlichen Hof de la Horgne, der heute noch als Ferme besteht, von den Niederlanden vorsorglich, aber nur

zu gut verpflegt, wütete wie gewöhnlich gegen seine Gesundheit, so daß ihn bei der Nässe, Kälte und Aufregung seine Krankheit täglich mehr quälte. Der gebildete Kammerdiener van Male jammerte in Briefen an den Herrn de Praet über die Schwäche der Ärzte, die Fürsorge der Königin und die Unsitte des Kaisers, frühmorgens gekühltes Bier zu trinken; er sagte dem Kaiser oft, aber vergebens, das könnten selbst starke Männer nicht vertragen.

Das Hauptquartier gab die Hoffnung auf militärische Erfolge langsam auf. „Der Kaiser spricht davon, alles aufzugeben und nach Spanien zu ziehen“, schrieb der Bischof von Arras an die Königin am 17. Dezember. Aber am Weihnachtstage wagte er noch eine letzte Hoffnung: „So oft schon sind in den Angelegenheiten des Kaisers glückliche Wendungen eingetreten, wenn man es am wenigsten erwartete. Gott gebe es!“

Auch das Wunder blieb aus. Darüber bemächtigte sich aller Teile des kaiserlichen Heeres Niedergeschlagenheit und Unmut. Sie schalteten auf den Herzog von Alba, der sie in dieses mörderische und hoffnungslose Unternehmen hineingeführt hatte. Der Kaiser aber, in seiner Art resigniert und ruhig, sah sich genötigt, in den ersten Tagen des Januar 1553 die Aufhebung der Belagerung anzuordnen. Sie vollzog sich ohne Störung. Der Kaiser blieb bis zum 13. Januar in Driedenhofen. Am 6. Februar war er wieder in Brüssel.

Lösung vom Reich

Meß war dem Kaiser die zweite Schicksalsstadt geworden. Hatte er sich von dem Erlebnis in Innsbruck leidlich erholt — Meß überwand er nicht mehr. Die altburgundische Politik gegen den lothringischen Raum brach vor Meß zum zweiten Mal zusammen, wie für Karl den Kühnen vor Nancy. Aber auch die Reichspolitik. Am meisten das persönliche Hochgefühl des Kaisers. Es war, als hätte der Himmel seine Hand von ihm abgezogen. Ihn quälten nicht nur Scham und verletzter Stolz über das kostspielige und gänzlich gescheiterte Unternehmen. Ihn quälte auch das Gewissen. Schon bei der Annahme des Passauer Vertrages glaubte er seinem Bruder zu Liebe in bezug auf die Begnadigungen und auf einzelne kirchliche und weltliche Rechtsverhältnisse weiter gegangen zu sein, als er durfte; die Herstellung der kassierten Verträge des Markgrafen ließ ihm vollends keine Ruhe. Im Laufe der nächsten Monate diktierte er deshalb dem Reichsvizekanzler Seld seine Revokation der Verträge von

Passau und Meß in die Feder — ein historischer Rückblick auf das Jahr 1552 und aus seinem eigenen Munde ein gewichtiges Dokument für das, was den Kaiser damals innerlich am meisten beschäftigte.

„Als gedachter Herzog Moriz“, so beginnt das Schriftstück, 1551 zusammen mit dem Markgrafen Albrecht Magdeburg belagerte, gelangten bereits Hinweise auf ihr geheimes Verständnis mit Frankreich an ihn. Doch glaubte er noch, daß bei den deutschen Fürsten Wort und Werk im Einklang stünden; wenn früher Fürsten sich gegen ihn empörten, so geschah das doch nicht hinterlistig. Dann hörte er Näheres über die Klagen des Kurfürsten wegen des Landgrafen, wegen der Religion und des Konzils, obwohl doch „sonst viele Leute dafür hielten, daß ihm für seine Person weder die eine noch die andere Religion angelegen sei, und wir unsererseits das Konzil allein der geliebten und hochbegehrten Einigkeit wegen in unserem christlichen Glauben förderten.“

Moriz erbot sich zu kommen, heißt es weiter, unterließ seinen Besuch aber unter nichtigen Vorwänden. Er betrieb Rüstungen und ließ die schmähhlichen Ausschreiben mit ergehen. Dann folgten Verhandlungen zu Linz und zu Passau, zwischendurch, trotz Waffenruhe, der Einfall in Tirol und die Plünderung der Sachen seines Hofgesindes. Gleichzeitig fielen die Franzosen ins Land, die Türken griffen an und rühmten sich des Einverständnisses mit den Franzosen.

Erst in Passau habe man gehört, daß Moriz gar nicht für alle verhandele. Auf das dringende Bitten des von den Türken bedrängten römischen Königs und der gehorsamen Stände, „die sich auch diesmal ganz kleinmütig und trostlos erzeigt“, habe er den Vertrag angenommen mit Ausnahme zweier Artikel, die sein Gewissen und die kaiserliche Hoheit berührten. „Darauf wäre Herzog Moriz auf seinem Teil schuldig gewesen, all sein Kriegsvolk entweder zu trennen oder unserem Bruder, dem römischen Könige, folgen zu lassen.“ Es ist aber zu diesem höchstens die Hälfte gekommen. Die andere „hat sich an den Markgrafen gehängt, der mit ihrer Hilfe die Stifte Mainz, Trier und Speyer jämmerlich verheert und verderbt hat“. Einige hätten sich sogar zu Frankreich geschlagen oder zu den braunschweigischen Junkern; man hätte es sich also sparen können, für alle diese in Passau seine Begnadigung zu erwirken.

Auf seinem Zuge gegen Meß sei ihm dann aus aufgefangenen Briefen bekannt geworden, was friedlichen Reichsständen von dem Markgrafen drohe, so daß ihm nichts übrig geblieben, als von zwei Übeln das kleinere zu wählen und mit dem Markgrafen zu verhandeln.

So behielten die Verträge von Passau und von Meß eine Reihe von unerträglichen Ungerechtigkeiten, die er nur der Not gehorchend angenommen habe.

Er hoffe, zusammen mit den Reichsständen diese Dinge wieder gutzumachen. Sollte er aber vorher sterben oder bei den Ständen nichts erreichen, „so wollen wir gleichwohl dasjenige, was in den angeregten Verträgen unser eigenes Interesse und den Nachlaß uns begegneteter hoher Beleidigung betreffen mag, was wir auch sonst ordentlicher aufrichtiger Weise bewilligen mögen, hiermit abermals zum Überfluß ratifiziert und genehm halten, aber außerhalb desselben hiermit vor Gott und der ganzen Welt öffentlich protestiert und bezeugt haben, daß alles dasjenige, was in beiden Verträgen wider Gott, wider Recht, unseres und des heiligen Reiches Abschiede und Ordnungen, auch gegen alle Billigkeit sein möchte, aus lauter unbilligem Zwang und Besorgung eines Böseren ergangen ist und hiermit gänzlich kassiert, widerrufen und abgetan“ sein soll.

Die undatierte Erklärung ist von dem Kaiser nicht mehr veröffentlicht, anscheinend auf Bitte Ferdinands, der sich am 29. Dezember 1553 gegenüber den am Kaiserhofs umlaufenden Gerüchten von der Annullierung des Passauischen Vertrags durch den Kaiser nochmals wegen seines Anteils daran rechtfertigte und durchblicken ließ, daß er für seine aufopfernde Arbeit besseren Lohn verdient hätte — mit der fast herkömmlich ergebenen eigenhändigen Nachschrift: „Gott weiß, daß ich nichts anderes wünsche, als Euch in allem gehorsam zu sein!“ Aber dem Kaiser mag die Veröffentlichung nahe genug gelegen haben angesichts der Erregung, die seine Verträge mit dem Markgrafen in Deutschland ausgelöst hatten. Die Reichsstände beider Konfessionen und von den österreichischen Räten besonders Johann Ulrich Zasius begleiteten die Maßregeln des Kaisers seit diesen Verträgen mit Argwohn und lautem Unwillen. Was war der Sinn dieser großen Rüstungen und der gnädigen Haltung des Kaisers bald gegen diese, bald gegen jene unter den Fürsten oder den Städten? Daß dieser Mann mit seinen jetzt 53 Jahren gebrochen war an Körper und Spannkraft, wollten sie nicht glauben. Krank war er lange, aber bisher war er so oft überraschend und gewaltig aufgetreten, daß sie bei ihm nichts für unmöglich hielten.

Besonders Moritz, der aufmerksamste und unruhigste aller politischen Köpfe seiner Zeit, machte sich auf alles gefaßt. Der gewesene Kurfürst und seine Söhne schienen ihm immer selbstbewußter zu werden. Wollte der Kaiser sie als seine Werkzeuge benutzen? Oder die spanische Sukzession nun doch mit Gewalt erzwingen, sobald er sich von Meß wieder erholt hätte? Warum ließ er den Markgrafen, den er so freventlich wieder ins Recht gesetzt hatte, weiter in Franken auftrumpfen und wüten? Moritz sah die süd- und westdeutschen Fürsten zusammenrücken und Ende März ihren Heidelberger Bund schließen mit der Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe. Er selbst bereinigte sich mit Heinrich von

Wolfenbüttel in den Verträgen vom 24. März, trat auch mit Böhmen und einigen Nachbarn in den Egerschen Bund vom 6. Mai — alles Vorkehrungen, man wußte nicht recht, gegen wen. Gegen die bedrückende Unsicherheit, gegen die Störung des Landfriedens, und sei es im Namen der Religion, wohl gar gegen den Kaiser? In zuverlässigen Akten findet sich nicht eine Spur von Anhaltspunkten dafür, daß der Kaiser sich des Markgrafen gegen alte Feinde oder zur Durchführung der spanischen Sukzession hätte bedienen wollen. Aber auch dafür nicht, daß Moritz höhere Ziele im Auge gehabt hätte, als sich in allem zu behaupten.

Das Entscheidende war doch etwas Allgemeineres. Diese deutschen Stände besannen sich endlich darauf, daß sie sich untereinander vertragen mußten, wenn sie ihre seit dreißig Jahren gewaltig gestärkte landesfürstliche Macht erhalten und befestigen wollten. Jahrelang hatten sie sich auf das schärfste mit Wort und Tat befehdet, insbesondere hatten die Altkirchlichen frühzeitig ein kriegerisches Vorgehen vom Kaiser verlangt ohne die Neigung, sich selbst an einer solchen Abrechnung ernstlich zu beteiligen. Der Kaiser dagegen versuchte es teils gezwungen, teils aus Neigung so lange wie möglich mit friedlichen Mitteln. Nun war sein Fehlschlag für sie alle eine große Lehre. Der Weg zum Augsburger Religionsfrieden wurde frei.

Moritz hatte dafür die entscheidende Formel „des unbedingten, für und für währenden Friedens“ geprägt. Seit Passau wuchs seine Gestalt immer mehr ins Große. Er wußte wohl was er tat, als er dem Könige gegen die Türken diente; und doch war es nicht bloß klug. Er wußte auch wohl, weshalb er im Bunde mit Heinrich von Braunschweig dem tollen Markgrafen gerüstet entgegenzog, mochte er immer in ihm einen Vorkämpfer des Kaisers argwöhnen; er bekämpfte und besiegte in ihm die zerstörenden Kräfte des alten, schließlich käuflich gewordenen Raubrittertums, das für den Aufbau des Fürstenstaates der Reformation untragbar geworden war. Die Gunst des Schicksals ließ ihn zwei Tage nach dem Siege über den Markgrafen bei Sievershausen, am 11. Juli 1553 unter den erbeuteten Fahnen, Gott ergeben, enden. Er sühnte heroisch was er getan. Größeres konnte er nach menschlichem Ermessen nicht erwarten.

Auch der Kaiser gab den Weg zum Religionsfrieden frei. Er entäußerte sich noch nicht des Kaisertums, aber er schied aus der Reichsregierung aus und überließ sie ausdrücklich und vollkommen seinem Bruder. Zu dem versprochenen Reichstage lud er zwar noch ein, auch den Papst, aber er lehnte es ab, den Tag zu besuchen mit der denkwürdigen und sicher aufrichtigen Begründung vom 8. Juni 1554 — „wie es sich unter Brüdern gehört, und mit der Bitte, nichts anderes dahinter zu suchen —, es ist nur die Sache der Religion, bezüglich deren

ich jene unüberwindlichen Bedenken habe, die ich Euch im einzelnen mündlich, zuletzt bei unserem Zusammensein in Villach dargelegt habe“. Daß auch Ferdinand als guter christlicher Fürst nichts bewilligen werde, was sein Gewissen beschweren könnte, bezweifle er nicht. Um ihm aber seine Teilnahme zu zeigen, habe er eine Denkschrift aufsetzen lassen über alle Punkte, die den bevorstehenden Reichstag beschäftigen könnten.

Diese sehr gehaltvolle Denkschrift besitzen wir gleich der Rechtfertigung der Verträge von Passau und Meß in der eigenhändigen Aufzeichnung des Reichsvizekanzlers Georg Sigismund Seld, eines geborenen Augsburger, der nach langem Studium im Auslande eine Zeitlang in bayrischen Diensten gestanden hatte, nach dem Tode von Naves aber in der Reichskanzlei unentbehrlich geworden und in den letzten Jahren dem Kaiser auch persönlich zunehmend nahe getreten war. Die Denkschrift entwickelte aus enger Verbundenheit mit dem Kaiser und doch nicht ohne Kritik in großen Zügen noch einmal die Gesichtspunkte, unter denen Karl V die Reichsachen, insbesondere die Kirchenfrage, betrachtete. Sie ist also für uns auch eine Art von politischem Testament für Deutschland, von Epilog auf diese Reichsregierung.

Über die altkirchlichen Fürsten lautet das Urteil wie schon 1530; sie denken nur an sich selbst; die geistlichen Fürsten sind jeder Reform abhold, und wohl deshalb hat Gott sie in den letzten Kriegen so besonders heimgesucht. Auch Päpste und Kardinäle und ihr sehr oberflächlich geleitetes Konzil erfahren eine mehr oder minder scharfe Kritik. Dagegen besteht noch immer die alte Neigung, durch Religionsverhandlungen auf paritätischer Grundlage zu dem Ziele einer möglichen Annäherung und damit zum Frieden und zur Einigkeit zu gelangen. Im Jahre 1530, sagt Seld, blieben 13 Artikel unverglichen, zu Worms und Regensburg 1541 nur noch 5 bis 6. Das ist etwas äußerlich, aber bezeichnend. Die Geschichte aller Häresien, des Arianismus so gut wie des Hussitentums, lehre, daß sie mit der Zeit an Stärke verlören. Daß das Interim ein Fehlschlag war, gesteht Seld zu, doch hält er die gleichzeitige Reformation des Klerus noch immer für eine segensreiche Sache. Nur hätte der Kaiser die widerstrebenden Prälaten natürlich nicht „an den Haaren dazu heranziehen können“. Zu einem Konzil, wie dem von Trient, würden die Lutheraner nie kommen; auch nach Meinung frommer Männer sei es niemals frei gewesen; durch das Fernbleiben anderer Mächte fehlte den „Kaiserlichen“, womit offenbar die Opposition gemeint ist, der nötige Rückhalt. Nationalversammlungen seien unkanonisch, Provinzialsynoden nur für disziplinäre Dinge da. Reichstage aber schöben die Dinge immer nur vom einen Mal zum anderen.

Von den weltlichen Dingen gelte, daß die Autorität der Stände gewachsen sei, diejenige des Kaisers gesunken. Seine Macht beruhe auf den Erblanden. Diese aber würden ringsum von Franzosen, Türken und Moresken angegriffen und dauernd bedroht. Die Sorge für den Landfrieden durch die Reichsacht und die Exekution der Reichskreise sei ganz unzulänglich. „Gut war der Vorrat von 1548, doch hat man ihn, durch Moritz' Heimtücke verleitet, an die unglückselige Magdeburger Sache verschwendet.“ Gut war auch einmal der Schwäbische Bund, aber die verschiedenen Bünde gegeneinander stören nur. Was die Angelegenheit des Markgrafen betreffe, so bedenke man zu wenig, in welcher Verlegenheit der Kaiser sich damals durch die Schuld der Fürsten befand. Herstellung des Besitzstandes von 1552 wäre noch immer das Gerechteste.

Endlich die Gravamina der Stände über die Reichsregierung, die Verwendung von Ausländern, fremdes Kriegsvolk und Verschleppung der Geschäfte. Das Verschleppen, gerade durch den Kaiser, wird zugestanden. Im übrigen habe er immer deutsche Reichsvizekanzler gehabt, und niemand könne ihm verbieten, daß er seine vornehmsten Berater in den allgemeinen Angelegenheiten auch für Deutschland heranziehe. Habe er durch Belehnung seines Sohnes mit Mailand und Siena angeblich Reichsgut entfremdet, so habe er mit Genua, Florenz und Piacenza doch das Reichsgut wieder vermehrt. Die Klagen der Kurfürsten über Verletzung ihrer Rechte seien ganz unbegründet. An Erblichkeit des Reiches durch Beseitigung der Wahl denke der Kaiser nicht. Streitigkeiten zwischen den Ständen, wie Österreich und Württemberg, habe er beigelegt; um andere, wie zwischen Hessen und Nassau, bemühe er sich seit Jahren. Die Behandlung des Landgrafen sei hart gewesen, aber der Kaiser habe auch genügend dafür büßen müssen.

Alle diese Darlegungen dienten nur zur Information der kaiserlichen Kommissare, die Ferdinand auf dem Reichstage unterstützen sollten und wissen mußten, was sie vorkommendenfalls zu sagen hätten. Jemand eine Verantwortung für den Ablauf der Dinge sollten sie nicht übernehmen. Der Kaiser versicherte immer wieder, daß er Ferdinand alles endgültig überlasse. Noch am 8. April 1555 schrieb er, daß er für seine Person feierlich Protest einlege gegen alles, „wodurch unsere wahre alte christliche und katholische Religion beleidigt, verletzt, geschwächt oder beschwert würde“. Wiederholt bezog er sich auf die Besprechungen von Villach und die anschließenden Korrespondenzen. Er verbat sich, daß man ihn frage oder gar Anweisungen einhole für die Behandlung der Religionsache.

Daß Karl V den Kaisertitel einstweilen beibehielt, war Rücksicht auf Ferdinands dringende Bitte, für den es wertvoll war, immer noch eine letzte Stelle zu haben, auf die er sich beziehen konnte. Eben deshalb blieb es eine bloße Form, daß der Augsburger Religionsfrieden vom 25. September 1555 mit der endgültigen Anerkennung der reichsrechtlichen Gleichberechtigung der Augsburgischen Konfession neben der katholischen noch unter dem Namen des Kaisers Karls V erging. Mit der reichsrechtlichen Begründung zweier Konfessionen in Deutschland hatte er, wie mit dem ganzen Reichstagsabschied, innerlich nichts mehr zu tun; sie war nicht der Abschluß seiner Regierung, sondern der Anfang der Regierung Ferdinands I und damit einer neuen Zeit.

Die Abdankungen des Kaisers und seine Rückkehr nach Spanien 1555/56

In Spanien führte nach der Abreise Maximilians und der Infantin Maria wieder Prinz Philipp die Regentschaft mit den kaiserlichen Instruktionen vom 23. Juni 1551 in der dafür üblichen Form. Drei Jahre blieb Philipp im Lande. Dann wurde er durch eine scheinbar welthistorische Wendung aufs neue abberufen. Zu seiner Vertreterin bestellte er jetzt im eigenen Namen am 12. Juli 1554 seine jüngste Schwester Juana, Infantin-Witwe von Portugal, Mutter des Erben Don Sebastian. So haben nacheinander alle drei Kinder Karls V für ihn Spanien regiert.

Philipp aber begab sich am Tage nach der Ausfertigung jener Instruktionen zur Vermählung mit seiner Tante Mary, die durch den Tod ihres Halbbruders Edwards VI am 6. Juli 1553 zur Königin von England berufen war und bei den nicht unerheblichen Widerständen im Lande durchaus der Anlehnung an eine starke Macht bedurfte. Der Kaiser, für den die Mitwirkung bei der Herstellung der Legitimität und der alten Kirche in England ein berauschender Gedanke war, hatte der Königin durch seinen Gesandten Simon Renard jede Unterstützung zugesagt, besonders aber ihr die Ehe mit seinem Sohne nahegelegt, nachdem er dessen freudige Zustimmung dazu sofort erhalten hatte. In großer Feierlichkeit verlobte sich die Königin am 30. Oktober mit dem abwesenden Infanten in ihrem Kabinett unter Ausstellung des allerheiligsten Sakraments in Gegenwart des kaiserlichen Gesandten. Ihr spanisch-katholisches Blut mag in dem Erben Spaniens den ihr von Gott gesandten Gemahl gesehen haben.

Daß auch der römische König sich für seinen Sohn Ferdinand um die Hand der Königin von England bemühte, hinter Philipp aber zurückstehen mußte, wird am österreichischen Hofe die Erinnerungen an die Sukzessionsverhandlungen nicht gerade versüßt haben. Ferdinand erklärte freilich, daß er gern zurückgetreten sei, und es mag ihn wirklich beruhigt haben, daß Karl ihm antwortete, in den Vorteilen der englischen Heirat für seine Niederlande sehe er einen Ersatz für die zur Zeit bei den Kurfürsten offenbar doch nicht erreichbare Sukzession Philipps im Reiche. Maximilian aber seufzte über seinen gefügigen Vater in einem Briefchen an seinen Schwager Herzog Albrecht von Bayern: „Gott geb, daß Seine Majestät sich einmal tapfer gegen die kaiserliche Majestät erzeige und nit so kleinnützig wie bisher. Mich wundert nur, daß Seine Majestät so blind ist und nit merken will, wie untreulich und unbrüderlich die kaiserliche Majestät mit ihm umgeheth.“

Für Philipps Wiederverheiratung hatte der Kaiser lange an Margarete von Frankreich gedacht. Zuletzt waren die Verhandlungen wegen seiner Vermählung mit Leonores Tochter Maria von Portugal ziemlich weit gediehen, aber abgebrochen angesichts der hohen Pflichten und Hoffnungen, die das kaiserliche Haus in England zu haben glaubte. Nun kam Philipp mit 70 Schiffen und dem Herzog von Alba als Obersthofmeister nach England. Karl hatte ihn soeben zum Könige von Neapel gemacht, damit auch er den Königstitel trage, wie seine Gemahlin. Schon am 25. Juli 1554 erfolgte die Trauung in Winchester. Welch unerhörte Ausichten für das Haus Habsburg!

Angesichts dieser Ereignisse hielt es der Kaiser für angezeigt, die Sukzession in den Erblanden neu zu regeln. Er tat das in seinem fünften und letzten Testament vom 6. Juni 1554, dem freilich wie früher noch eine Reihe von Codicillen folgen sollte. Es ist schon in der großen, den Kaiser beherrschenden Stimmung geschrieben, daß er sich nun wirklich von der Welt trenne um der letzten Ruhe willen, nicht ohne seine Dynastie noch selbst in ihrer für den Niederländer wertvollsten Macht befestigt zu sehen. Er empfahl Gott seine Seele, wünschte Bestattung an der Seite seiner Gemahlin zu Granada, verordnete 30 000 Seelenmessen und 30 000 Dukaten Almosen. Auch legte er dem Erben die Vollstreckung der Testamente seines Vaters und seiner Großeltern Maximilian und Marie ans Herz, ebenso die Bezahlung aller Schulden aus den Renten der drei Ritterorden von Spanien. Zur Beruhigung seines Gewissens wünschte er Nachforschungen über seine Rechte auf Piacenza und auf Navarra.

Seinem Sohn und Erben empfahl er wie früher die Erfüllung seiner Pflichten gegenüber Gott und seiner heiligen Kirche, die Förderung der Inquisition,

die Pflege der Gerechtigkeit, die Fürsorge für die Untertanen, besonders für die Kleinen und Bedürftigen gegen die Mächtigen und Granden. Auch andere Anliegen, die den Kaiser früh beschäftigten, kehren wieder, wie die Versorgung der Inquisitoren mit Kanonikaten, damit sie nicht angewiesen seien auf den Gewinn aus den Gütern der Angeklagten; ferner die Rückgewinnung verlorener Domanialgüter und Kronrechte, soweit irgend möglich.

Für Spanien verfügte er die strengste Primogenitur der männlichen Erben, wobei für Don Carlos, der ja seine Mutter bei der Geburt verloren hatte, auch eine Regentschaft vorgesehen war. Die Kinder Philipps und der Mary aber sollten wie in England, so auch in den Niederlanden herrschen, mit Einschränkungen nur, wenn es sich um eine Tochter handeln würde.

Das Testament rechnete mit neuen ungeheuren Möglichkeiten. Die Vereinigung Englands mit den Niederlanden in einer Hand und zugleich in der doppelten dynastischen Anlehnung an das Reich und an Spanien, das war eine Umschließung Frankreichs, die es wirklich fast erdrückte. Hier liegen neben der fortlaufenden Verkettung der Ereignisse vielleicht die tiefsten Gründe für das leidenschaftliche Kampfbegehren Heinrichs II und seiner Generale in den nächsten Jahren und die noch viel heftigere Gegnerschaft des Neapolitaners Pauls IV aus dem Hause Carafa, der am 23. Juli 1555 an Stelle Julius' III und des ihm in wenigen Wochen im Tode gefolgten Papstes Marcellus den Stuhl Petri besteigen sollte; denn er sah auch den Kirchenstaat völlig umflammt ohne eine ebenbürtige Gegenmacht.

Grenzenloses Ruhebedürfnis und Todesgedanken drängten den Kaiser immer wieder zur Ausführung seiner so oft erwogenen Pläne, sich jeglicher Regierung, ja aller Weltlichkeit überhaupt zu entäußern. Aber die auf allen Seiten aufgefürmten Wetterwolken hielten ihn von Monat zu Monat zurück.

Die französischen Truppen überschritten an mehreren Stellen die Grenzen der Niederlande, nahmen Marienburg, Bouvines, Dinant. Philibert Emanuel von Savoyen, jetzt kaiserlicher Oberbefehlshaber, stemmte sich den Franzosen entgegen. Der Kaiser selbst ließ sich in einer Sänfte ins Feld tragen und nahm noch teil an dem Entsaß von Kenty. Gleichzeitig liefen die aufregendsten Nachrichten aus Italien ein. Der Marchese von Marignano und Herzog Cosimo von Florenz erwehrt sich der Franzosen unter dem alten Gegner der Kaiserlichen Pietro Strozzi. Sie verfolgten die Franzosen bis vor Siena, das Blaise de Monluc verteidigte. Nach bangeren Monaten gab es hier wenigstens einen großen Erfolg in der Kapitulation Sienas am 2. April 1555. Aber, auch das änderte nichts an der Haltung Frankreichs.

Ein Versuch der Königin von England, zwischen dem Kaiser und Frankreich in Gravelingen zu vermitteln, scheiterte. Die französischen Vertreter griffen, wie beide Teile es seit vierzig Jahren getan hatten, von den Tagesfragen sogleich in die allgemeinsten Möglichkeiten. Sie forderten nicht nur Piemont und Savoyen, sondern auch Asti und Mailand für den jungen Herzog von Orléans — nun schon die dritte Generation dieses Titels mit denselben Ansprüchen. Navarra begehrten sie für den Herzog von Vendôme, Anton Bourbon. Die Kaiserlichen dagegen wollten umgekehrt Savoyen und Piemont herstellen, gegebenenfalls mit der Hand der Schwester Heinrichs II für Philibert Emanuel, dafür Mailand zwar für Don Carlos behalten, aber nach alten Rezepten unter Verbindung mit Elisabeth von Frankreich. Das alles zerschlug sich, und nach einer kurzen Waffenruhe wüteten die alten Kämpfe.

Auf dem Boden Italiens erhob sich Paul IV wie ein anderer Gregor VII oder Innocenz III, abgehärtet, asketisch, leidenschaftlich, aber großartig in Worten und jetzt auch in dem Rausch der Herrschaft und des fürstlichen Daseins. Radikal wie in seinen kirchlichen Reformbestrebungen auch in den politischen Anschauungen eines Italieners der alten Zeit, zum letzten Mal in diesem Jahrhundert derartig erfüllt von den Ideen einer „Befreiung Italiens“, ohne doch aus den Rivalitäten und Privatfehden der alten Kardinalsfamilien herauszufinden und ohne die Möglichkeit, sich der Spanier anders zu erwehren als durch die Franzosen. So erklärte er die Spanier für die Brut der Mauren und Juden, meinte von dem kaiserlichen Botschafter Bernardino Mendoza, ihm genüge zu wissen, daß er der Bruder des Diego sei. Dagegen vertraute er blind und entschlossen den Franzosen, die in Neapel immer noch zu Italienern geworden seien. Er wollte auch Florenz wieder befreien; dafür eiferte er so gut gegen die Colonna, Sforza Santa Fiore, wie gegen das Haus Medici. Die Gesandten des Königs von Frankreich, Lansac und der Kardinal von Lothringen fanden bei ihm begierige Aufnahme. Seine Politik gipfelte schließlich in dem Geheimvertrag mit dem Kardinal von Lothringen wegen Übertragung Neapels an einen Sohn des französischen Königs vom 15. Dezember 1555; Sizilien sollte an Venedig fallen, denn der Papst verstand unter Italien nur die vier Mächte Mailand und Venedig, den Kirchenstaat und Neapel.

Auch der Kaiser ließ nun Ernst machen. Er sandte den Herzog von Alba nach Italien und ließ vernehmen, wenn die Tollheiten seiner Heiligkeit nicht aufhörten, so fühle auch er sich frei vor Gott und der Welt. Wieder wie vor zwanzig oder dreißig Jahren bedrohten die Generale des Kaisers den Kirchenstaat und Rom.

Mitten in solchen Stürmen, die eine Wiederkehr aller alten Lebenskämpfe des Kaisers anzukündigen schienen, entschloß er sich nun doch zur Abdankung. Der Tod seiner Mutter am 13. April 1555, die langsam zur Gewißheit gewordene Unfruchtbarkeit der Königin Mary, was das Scheitern aller englischen Pläne bedeutete, die immer noch zunehmenden körperlichen Beschwerden, die tatsächlich seit Jahr und Tag erfolgte Abwendung von Deutschland, das mit dem Augsburger Religionsfrieden eigene Wege ging, wirkten in ihm zusammen.

Er begann mit der Niederlegung der Souveränität des Ordens vom Goldenen Vlies am 22. Oktober 1555. Am 25. folgte die Übergabe der Niederlande an König Philipp im großen Saal des Schlosses von Brüssel. Es war eine erlauchte und ernst gestimmte Versammlung, vor der Karl, gestützt auf Wilhelm von Oranien, in Trauerkleidern erschien. Um ihn die Ritter des Ordens, die Generale, Räte und Statthalter der Niederlande, Philibert Emanuel von Savoyen, die Herzogin Christine von Lothringen, Erzherzog Ferdinand von Osterreich. König Philipp und die Königinnen Eleonore und Marie.

Der Staatsakt wurde eingeleitet mit einer förmlichen Verkündigung des kaiserlichen Willens durch den Rat Philibert von Brüssel. Dann erhob sich der Kaiser selbst. Er gab, wie früher so oft, mit einem Zettel in der Hand einen Rückblick auf sein Leben. Vor vierzig Jahren sei in demselben Saale seine Emanzipation ausgesprochen. Dann sei er berufen zur Nachfolge seines Großvaters Ferdinand in Spanien, seines Großvaters Maximilian im Reich. Er fand die Christenheit zerrissen, seine Reiche umgeben von feindlichen Nachbarn, deren er sich zeitlebens zu erwehren gehabt habe. Neunmal sei er nach Deutschland gezogen, sechsmal nach Spanien, viermal nach Frankreich, zweimal nach Afrika und zweimal nach England. Jetzt rüste er zur letzten Fahrt nach Spanien. Es schmerze ihn tief, daß er den Seinen nicht den Frieden hinterlasse, der stets sein letztes Ziel gewesen sei. Er habe alles eingesetzt, Ruhe, Leben und die Mittel seiner Staaten. Jetzt versagten ihm die Kräfte, seine Gesundheit sei ruiniert; schon vor der letzten Fahrt ins Reich habe er sich am Ende gefühlt. Aber die unendlichen Sorgen und Unruhen in der Christenheit hätten ihn immer wieder angetrieben, alles aufs Spiel zu setzen was er habe. Nachdem es dem Könige von Frankreich und einigen Fürsten mißlungen sei, ihn gefangen zu nehmen, habe er versucht, Meß zurückzugewinnen, mitten im Winter, aber Kälte, Nässe und Schnee hätten das Unternehmen zum Stehen gebracht. Es liege in Gottes Hand, zu nehmen und zu geben. Er danke Gott, daß er ihm so oft geholfen habe. Nun fühle er sich todmüde, wolle seine Länder an König Philipp geben, wie das Reich an Ferdinand.

Dann folgte der alle Anwesenden überwältigende Schluß der Szene, als er seinen Sohn zum Festhalten am Glauben der Väter und zur Pflege von Frieden und Recht ermahnte. Er selbst habe oft geirrt, aus Jugend, aus Eigensinn, aus Schwäche. Aber mit Willen habe er niemandem Unrecht tun wollen. Soweit es doch geschehen, bitte er um Verzeihung.

Bleich sank er in seinen Sessel nieder.

Im Saale hörte man das Schluchzen der Ergriffenheit, sah die Tränen der hohen Damen, auch des Kaisers, der sich deswegen entschuldigte; sah, wie sich der Sohn und Erbe dem Vater zu Füßen warf und sein Gelöbniß ablegte im Sinne des Vaters. Dieser zog ihn zu sich empor, um ihn zärtlich zu umarmen. Danach wandte sich der Prinz zur Versammlung, beklagte, die Sprache des Landes nicht besser zu verstehen, und ließ den Bischof von Arras in seinem Namen reden. Auch die Königin Marie nahm das Wort und verabschiedete sich. Sie wollte mit Eleonore zusammen dem Bruder nach Spanien folgen. Die Königinnen waren gleich ihm in schweren Schicksalen, Marie in unermüdlicher Tätigkeit verbraucht. Auch ihr dankte der Kaiser bewegt.

Wo erlebt es die Weltgeschichte sonst, daß eine ganze Generation freiwillig vom Schauplatz abtritt? Und in solcher Form. Das Jahrhundert der Hochrenaissance gab auch seinen weltgeschichtlichen Szenen ihren Stil. Es erlebte sich selbst in einer bisher unerhörten Bewußtheit und Ausdrucksfähigkeit.

Auf die Abdankung in den Niederlanden ließ der Kaiser am 16. Januar 1556 die Übergabe von Castilien folgen, von Aragon, von Sizilien und den Neuen Indien. Auch für diese Vorgänge liegt uns seit kurzem der anschaulichste Bericht vor. Dieses Mal vollzog sich der Akt nicht im großen Saal, sondern im Wohngemach des Kaisers. Der Kreis war enger, die Stimmung ähnlich. Karl knüpfte an den Staatsakt vom 25. Oktober an. Nur betonte er jetzt noch mehr seinen Wunsch, ganz dem Dienste Gottes zu leben. Er bekannte sich damit noch einmal deutlich zu der alten Zeit, die Gott besser zu dienen glaubte in der Einsamkeit, als durch den Einsatz im Leben. Förmlich übergab der alte Kaiser seinem Sohn eine Kassette mit seinen Testamenten und Codicillen und sprach dabei ausdrücklich von jener Urkunde im Anschluß an seine Instruktionen von 1543, durch die er für den Fall einer Gefangenschaft seine Auslösung verboten hatte. Im übrigen sei er kein letrado, also kein Jurist, aber er erinnere sich aus einer Lektion des heiligen Augustinus, daß Testamente erst gültig würden durch den Tod des Testators. Er habe nur noch einen Rest des Lebens und diesen lediglich zur Sühne seiner Sünden, zur Entlastung seines Gewissens.

Von dem Sekretär Crasso wurden die Staatsakte für Castilien und Leon, sowie für die Neuen Indien in spanischer Sprache durch Notariatsinstrument festgehalten und verlesen; von Vargas diejenigen für Aragon, die Inseln und Sizilien in lateinischer Sprache. Der Übergabe des Goldenen Vlieses entsprach die Niederlegung der drei Großmeisterschaften von Santiago, Alcantara und Calatrava, ebenfalls zugunsten Philipps.

In den Tagen der Abdankung bewohnte der Kaiser in seinem Bedürfnis nach Ruhe, aber auch nach ausdrucksvoller Symbolik ein vornehmes, aber kleines Haus im Park des Schlosses. Hier erlebte er den Abschluß des Waffenstillstandes von Baucelles mit Frankreich und seine Ratifikation. Hier also empfing er den Admiral von Frankreich, Gaspard von Coligny, zur Übergabe seines Beglaubigungsschreibens, kaum noch imstande, den Faden des Briefes mit seinen kranken Fingern aufzureißen. Er scherzte über seine geschwundene Kraft, rühmte sich seiner Abstammung aus dem Hause der Valois und erzählte von den Jahren, da auch er noch ein Kavalier gewesen sei, eitel auf seine Erscheinung, wie in Neapel 1536.

Eigentümlichste Berührung der Zeiten, daß gerade die späteren Führer der Hugenotten und des Freiheitskampfes der Niederlande, Oranien und Coligny, Helden und Opfer zugleich, das Zusammenbrechen der letzten großen Persönlichkeit der alten Generation so unmittelbar erlebten.

Maximilian und Karls Tochter Maria erschienen zur Verabschiedung in den Niederlanden. Karl hatte sich sehr danach gesehnt und oft gemahnt; er begehrte auch seinen Bruder Ferdinand noch einmal zu sehen. Dazu kam es nicht. Dafür sandte der Kaiser durch Oranien mit Schreiben vom 12. September 1556 die Übergabe des Kaisertums zur Verfügung seines Bruders. Er versicherte ihn seiner unveränderlichen brüderlichen Gesinnung und überließ ihm die Bestimmung des richtigen Zeitpunktes. Erst im Februar 1558 sollten die Kurfürsten die kaiserliche Abdankung annehmen und Ferdinand erheben. Über die Vorteile der spanischen Sukzession, zum mindesten eine enge Verbindung zwischen Ferdinand und Philipp von Spanien, verbreitete sich noch einmal ein umfangreiches Aktenstück. Aber wir sehen nicht, daß es zu irgend einer Abrede, auch nur zu einem wirklichen Versuch der Regelung in diesem Sinne gekommen wäre.

In Spanien war inzwischen der Name des neuen Souveräns ausgerufen. Allenthalben sollten die Flaggen wehen und die Proklamationen verlesen werden. Als erster Grande des Reiches huldigte der kleine Don Carlos seinem abwesenden Vater. Er rief vor dem entfalteten Königsbanner, das man ihm hielt, den alten Ruf: Castilla, Castilla, por el rey don Felipe!

Am 8. August 1556 schied der Kaiser aus Brüssel. Philipp begleitete ihn bis Gent. Am 28. August trennten sie sich, um sich niemals wiederzusehen. Von Seeland aus, wie auch früher, steuerten 56 Segel mit dem Kaiser, den Königinnen und einem noch immer ziemlichem Gefolge nach Spanien. Das Kaiserschiff war mit allen denkbaren Bequemlichkeiten ausgestattet. Am 28. September abends landeten sie in Laredo, einem kleinen Hafen an der Nordküste östlich Santander. Von hier ging es über Burgos nach Valladolid. Empfänge verbat sich der Kaiser. Nur sein Enkel Don Carlos durfte ihn unterwegs kurz vor Valladolid, in Cabezon, begrüßen. Immerhin, in Burgos hatten alle Glocken geläutet und die Fenster waren illuminiert; der Connétable von Castilien hatte aufgewartet. In Valladolid empfing der Kaiser die Regentin, seine Tochter Juana. Dann eilte er bald weiter südwärts über den Paß von Tornavacas auf beschwerlichen Gebirgspfaden in die Landschaft Estremadura, das Flußgebiet des Tajo, westlich von Toledo.

In der Vera de Plasencia, den Berglehnen, die gegen Süden der Sonne geöffnet, gegen Norden von der Sierra de Gredos geschützt sind, nahm der kleine Hof zunächst in Jarandilla, dem Schloß des Don García Alvarez de Toledo, Grafen von Dropesa, Quartier. Es war ein schöner Herbst, und der Kaiser gab sich, wie vielleicht nur in den Tagen seiner jungen Ehe zu Sevilla und Granada, von den Zimmern und Terrassen des Schlosses ganz den Blumen, den Früchten, der Sonne hin. Am 25. November besuchte er zum ersten Male das Hieronymitenkloster Juste, neben dem für ihn die kaiserliche Villa erbaut wurde.

San Jeronimo de Juste

Karl V hatte während seiner früheren spanischen Jahre nur einmal den Süden aufgesucht, Sevilla, Cordoba und Granada. Einmal war er von Algier in Cartagena gelandet, um über Murcia, Albarete und Ocoña nach Madrid zurückzukehren. Einmal war er nach Valencia gekommen zur Entgegennahme der Huldigung. Aber große Teile des Landes sind ihm zeit lebens fremd geblieben. Weit aus am meisten weilte er in Altcastilien, in der Landschaft um die Cortesstadt Valladolid, in Tordesillas, Palencia, Tudela und Burgos. Von hier aus hatte er sehr oft die Fahrt nach dem Osten hin und zurück gemacht, den Duero aufwärts über Aranda, Calatayud nach Saragossa, und weiter zu den Cortes nach Monzon oder über den Montserrat zu den Häfen von Barcelona

und Palamos. Aber sehr häufig hielt er sich auch im Gebiet des Tajo, um Madrid auf, wo alle Straßen zusammenliefen, wohin man auch von Barcelona über Saragossa, Calatayud und Siguenza gelangte. Hier um Madrid, in dem nahe gelegenen Alcala, in Aranjuez am Tajo und flußabwärts in Toledo, Talavera und Dropesa fand man ihn oft. Von Dropesa ging es südlich über die Sierra nach dem vornehmsten Kloster der Hieronymiten, der Santa Maria de Guadalupe. Westlich von Dropesa aber, ziemlich nahe diesem Hauptgebiet von Neucastilien, lagen Jarandilla und San Jeronimo de Yuste — gar nicht irgendwo in unbekannter Wildnis, nur ein wenig abseits von dem Raum, in dem der Hof sich oft bewegte, wo die Kaiserin gelebt hatte und gestorben war.

Der Orden der Hieronymiten hatte zwar etwas ausgesprochen Spanisches, war aber mit seiner Augustinerregel und seiner vornehm kontemplativen Haltung ähnlichen Kongregationen in der ganzen Christenheit nahe verwandt. Er war einer der meistbegüterten in den Königreichen, Wächter vornehmer Heiligtümer, wie Guadalupe, und auch Wächter der königlichen Grabstätten.

Alles dieses mag zusammengewirkt haben, den Kaiser zu bestimmen, sich eine Wohnstätte in Anlehnung an das Kloster Yuste vorzubereiten. Von den Fenstern und Gärten von Jarandilla sah man das Kloster in geringer Entfernung liegen und die höfische Dienerschaft, die ohnehin mit einiger Beklemmung den stillen Tagen entgegensah, bemerkte mit Sorgen, wie sich auch bei schönem Wetter die Nebel um die Höhen des Klosters ballten, vollends wenn starke Regen von Süden her gegen die Gebirge schlugen. Als aber der Kaiser an jenem 25. November den Stand der Bauten und Einrichtungen in Augenschein nahm, machte sich alles freundlicher und sonniger, als man gedacht hatte. Es schien doch eine schöne und stille Zuflucht zu werden.

Am 5. Februar 1557 nachmittags zog der Hof endgültig in Yuste ein.

Die Villa des Kaisers war nach dem Raumgefühl der Renaissance aufs einfachste gegliedert, im Unter- und Obergeschoß je vier lichte herrschaftliche Zimmer. Eines der Zimmer des Obergeschoßes hatte einen unmittelbaren Zugang zu der nördlich etwas höher dahinter liegenden Klosterkirche, so daß der Kaiser sich bequem dorthin begeben, aber auch von seinem Zimmer aus den Hochaltar von der Südseite erblicken konnte. Nach Ost und West dehnten sich, morgens und abends der Sonne zugewandt, Terrassen mit Gartenanlagen, auf denen der Kaiser oft im Freien saß. Zwischen Gruppen von Bäumen und dem westlich gelegenen Wäldchen öffnete sich die Aussicht breit nach Süden. Mauern umschlossen das Anwesen, in dem rieselnde Bergwasser den Pflanzen Nahrung und den Menschen Erfrischung boten.

Im Innern kostbarer Hausrat, niederländische Gobelin, auserlesene Teppiche, Ölbilder, Werke der Kleinkunst und eine Menge von Instrumenten und Uhren auf schönen und kostbaren Möbeln. Keine Rede also von einem asketisch-mönchischen Leben oder gar einer äußeren Gemeinschaft mit dem Kloster. Wohl aber war alles abgestimmt auf das unendliche Ruhebedürfnis und die innere Sammlung des zum Greise gewordenen kaiserlichen Herrn.

Die überwiegende Menge des Gefolges und der Dienerschaft wohnte entweder in einem Flügel des Klosters oder in dem ganz nahen Dorfe Quacos. Außer dem Haushofmeister oder Mayordomo, Don Luis Mendez de Quijada, Herrn von Villagarcia, dienten dem Kaiser sein Sekretär Martin de Gaztelu, der Arzt Dr. Mathys aus Brügge und sein Landsmann Wilhelm van Male, Diener, Vorleser, Helfer und Tröster. Sie alle waren eifrige Brieffschreiber, und wir haben aus dem ganzen Leben des Kaisers nicht so genaue Kenntnis seines körperlichen Befindens, seiner täglichen Beschäftigungen, der eintreffenden Briefe und Besuche, wie aus diesen Jahren.

Von den Mönchen, die vielfach gemäß den Wünschen des Kaisers nach ihren Singstimmen und sonstigen Gaben von anderen Klöstern eingetauscht wurden, dienten einige dem Kaiser ganz besonders. Doch behielt er seinen eigenen Beichtvater Juan de Regla, mit dem er oft viele Stunden in geistlichen Gesprächen verbrachte. Die Bibliothek war bescheiden, doch fehlte neben den Erbauungsbüchern, neben Boethius und Augustinus, auch die weltliche Literatur nicht ganz; der Kaiser hatte seine astronomischen Bücher, seine Karten und seinen Cäsar bei sich, auch des Burgunders Olivier de la Marche Laten Karls des Kühnen, sowie seine eigenen Aufzeichnungen und Bände seiner Itinerare. Eine französische Übersetzung der heiligen Schrift hatte er sich von der Inquisition eigens gestatten lassen, da ihre Lektüre in der Landessprache sonst verboten war.

Mit einer Apanage von jährlich 20000 Dukaten war der kleine Hof von etwa 50 Personen, der ohnehin aus der Nachbarschaft, von der Regentin und sonst fortwährend mit guten Sachen versorgt wurde, unschwer zu führen. Man hielt einige Haustiere und diente der Tafel auch durch die Jagd. Gäste wurden in Quacos oder in Jarandilla untergebracht. Nur als die beiden Königinnen ihren kaiserlichen Bruder einmal zur beiderseitigen Freude besuchten, ließ er ihnen ein Zimmer in seiner Villa selbst einrichten.

Der Klosterfrieden von Juste blieb nicht ungestört. Philipp, Juana, die Staatssekretäre und alten Diener des Kaisers waren doch zu sehr an das Wort des lange so gewaltigen Herrschers gewöhnt, als daß sie ihn nicht mit laufen-

den Berichten geehrt, mit Briefen und Bitten fortgesetzt bestürmt hätten. So schlug der Lärm der großen Welt, wie das Rollen ferner Fronten, in auf- und abschwellenden Erregungen auch an die kaiserlichen Ohren. Und er hatte zu lange und zu leidenschaftlich in den Händeln dieser Welt gelebt, als daß sie ihn nicht immer wieder innerlich berührt hätten.

Gelegentlich bestimmten die dringenden Schreiben und Botschaften oder die Bedeutung der Nachrichten selbst den Kaiser noch zu Eingriffen in das Getriebe der Welt, wenn er auch beharrlich jede Bitte ablehnte, in irgendeiner Form die Regierung, sei es in Spanien oder sonstwo, wieder zu übernehmen.

Als Frankreich die Waffenruhe von Vaucelles brach und Paul IV gegen alle Anhänger des Kaisers im Kollegium der Kardinäle, ja allgemein in Italien eiferte, und der Herzog von Alba in den Kirchenstaat wirklich eingerückt war, um die spanisch kaiserlichen Interessen auch in bewährten Freunden wahrzunehmen, äußerte Karl seine lebhafteste Unzufriedenheit über einen zu früh geschlossenen Vergleich, der nur dazu dienen konnte, daß sich die Carafa mit den Franzosen verbanden. Er mahnte die Regentin zur Verteidigung der Grenzen und beriet sie dabei.

Als dann gar das von ihm Gefürchtete eintrat und das Bündnis zwischen Frankreich und dem Papste den jungen Philipp in ernste Bedrängnis brachte, griff der alte Kaiser noch einmal ungeduldig ein. Ende März 1557 erschien bei ihm Philipps Vertrauter Ruy Gomez, später Herzog von Eboli, um Rat und Hilfe zu holen. Der Kaiser, vom Jorn erfüllt über die Verschleppung der Geldbeschaffung für seinen Sohn und die Undurchsichtigkeit der Verhältnisse bei der Casa de contratacion in Sevilla, wandte sich so gebieterisch nach allen Seiten, daß bald viele Hunderttausende von Dukaten flüchtig wurden. Gestützt auf diese Mittel, die Erfolge Albas, die Haltung Cosimos, wurde die Lage in Italien gegen die Guise, Brissac und Ferrara hergestellt, während an der niederländischen Grenze Philibert Emanuel und Graf Egmont die Möglichkeit erhielten, aus dem Ringen um St. Quentin am 10. August einen der glänzendsten Erfolge des Jahrhunderts davonzutragen. Karl nahm an allem den unmittelbarsten, durch keine klösterlichen Stimmungen gedämpften Anteil.

Vollends in einer vorwiegenden Familiensache, dem Regentenschaftsstreit in Portugal zwischen seiner Schwester Katharina als Witwe des letzten Königs Juans III und seiner Tochter Juana, der Infantin-Witwe und Mutter des Thronerben Don Sebastian, gab er die letzte Entscheidung zugunsten Katharinas, wohl auch weil er im Sinne Philipps die Regentin Juana in Spanien nicht entbehren zu können glaubte.

Noch viel gewichtiger der Plan Karls, schon jetzt Vorsorge zu treffen für den Fall, daß der kleine Don Sebastian vorzeitig stirbe, da dann das Haus Portugal allein auf dem Kardinal-Infanten Heinrich und etwa Leonores Tochter Maria stand. Karl sandte den früheren Hofmarschall der Kaiserin, den ehemaligen Herzog von Gandia, jetzt als Priester der Gesellschaft Jesu nur noch Pater Francisco Borja, nach Portugal und erreichte das Einverständnis Katharinas mit einer Pragmatica zugunsten des Don Carlos, der in der Tat von Mutter und Großmutter her Erbe von Portugal sein mußte, falls Don Sebastian vor ihm aus dem Leben schied. Die Stimmung in Portugal ließ Katharina freilich auf den Vollzug verzichten, aber Karls Sorge ergriff doch bereits begierig den paniberischen Gedanken, der sich auf anderem Wege unter seinem Sohne Philipp später verwirklichen sollte und das Weltreich der Kolonien verdoppelte.

Wir schweigen von den kleinen Vorfällen in Juste selbst, die uns die reichliche Korrespondenz und die breite Chronik der Mönche überliefern. Die Königin Leonore erlebte das so lange gewünschte Wiedersehen mit ihrer Tochter Maria, um bald danach in Talaverauela für immer die Augen zu schließen, am 18. Februar 1558. Noch einmal besuchte nun die doppelt vereinsamte Königin Marie den kaiserlichen Bruder in seiner Villa und weilte bis zum 16. März. Der Kaiser hatte sich auf Wunsch Philipps bereit erklärt, Marie zur Wiederübernahme der Regentschaft in den Niederlanden zu bestimmen, und es war ihm bei der Verschlimmerung seiner Krankheit eine lebhaftere Freude, daß sie zusagte. Ihre Gesundheit hinderte sie dann freilich doch, der Zusage Folge zu geben. Die ärgsten Sorgen für die Niederlande vergingen auch, als Egmont am 13. Juli noch den Sieg von Gravelingen über die Franzosen unter de Thermes erfocht, als dieser von Dünkirchen nach Calais durchbrechen wollte. Nun zeichneten sich doch die ersten Umrisse einer allgemeineren Beruhigung der Welt ab, die im nächsten Jahre zum Frieden von Cateau-Cambresis und damit einstweilen zur Versöhnung von Frankreich und Spanien führte.

Quijada lebte vielfach abwesend von Juste in Villagarcia bei seiner Frau Magdalena Ulloa. In ihrem Hause wuchs auch der ursprünglich dem Musiker Massi in Pflege gegebene Sohn der Barbara Blomberg auf, den sie noch Jeronimo nannten. Als Magdalena im Sommer 1558 ihrem Manne nach Quacos folgte, und der noch unerkannte Kaisersohn Dienst als Page tat, wird er in seiner frischen blonden Erscheinung mit den lebhaften blauen Augen eine späte Freude seines Vaters gewesen sein. Jedenfalls sorgte dieser durch ein besonderes Codicill für seine Zukunft und durch ein Legat für seine Mutter.

Im Sommer zog sich der Kaiser theils durch die unüberwindlichen Eigenwilligkeiten seiner Ernährung, theils durch Unvorsichtigkeit gegenüber den sehr kühlen Morgenwinden dieser Gegend eine gefährliche Erkältung zu und eine Verschlimmerung der Sicht in allen seinen Gliedern. Es folgten die letzten schmerzhaften Wochen, und die Berichte von Juste sind jetzt erfüllt von Sorgen. In dieser Zeit ließ der Kaiser einmal eine umständliche Totenfeier für seinen Vater und seine Großeltern veranstalten, die den Anlaß gegeben hat zu der späteren Legende von der Totenfeier für seine eigene Person mit all ihren schauerlichen und unsinnigen Ausgestaltungen.

Der Kaiser litt bereits derartig unter seinem Zustande, daß er Besuche scheute. Die Regentin Juana kündigte sich an, aber er lehnte ab. Aus eigenem Antrieb erschien aus der Nachbarschaft der alte Freund Don Luis d'Avila, Großkomtur von Alcantara. Dann fügte es der Zufall, daß als Bote Philipps einer der früheren Prediger des Kaisers, Carranza, jetzt Erzbischof von Toledo, in Juste erschien, als der Zustand des Kaisers schon sehr besorgniserregend geworden war. Für den Sekretär Gaztelu wurden beschleunigt die Rechte eines Notars erwirkt, und es gelang noch in den nächsten Tagen, das Codicill mit dem letzten Willen des Kaisers und seinen Bestimmungen über Hausrat und Dienerschaft abzuschließen und auszufertigen. Jetzt wollte der Kaiser unter dem Hochaltar von San Jeronimo selbst beigeseßt sein, vereint mit der Kaiserin, doch überließ er die letzten und entscheidenden Anordnungen auch dafür seinem Sohne. Sehr ernst und sehr hart ermahnte er Regentin und Sohn zum Vorgehen gegen die Lutheraner, von denen man soeben zwei gefährliche Herde in Sevilla und Balladolid entdeckt hatte. Beide gingen von Theologen aus, die der Kaiser einstmals schätzte, und die mit ihm in Deutschland gewesen waren, Constantin Ponce de Leon und Augustin Gazalla. So berührten den Kaiser bis zum letzten Atemzuge noch jene schwersten Fragen der Christenheit, an denen er in Deutschland gescheitert war.

In den Briefen des Dr. Mathys verfolgen wir durch den August und September Tag für Tag das Leben und den Krankheitszustand des Kaisers, wie ihn frische Früchte erfreuten, er aber zur Verzweiflung des Arztes dazwischen immer noch das ihm am wenigsten Zuträgliche begehrte. Gegen Mitte September wurde der Zustand hoffnungslos. Man überlegte die letzte Dlung. Der treue Quijada sträubte sich dagegen, so lange er konnte. Als aber der Zustand des Kaisers das Ende stündlich befürchten ließ, mußte auch er sich in das Unvermeidliche fügen. Karl nahm die ganze Folge der geistlichen Handlungen, die von der Kirche für die Sterbenden bestimmt sind, mit inbrünstigem Verlangen hin.

Nach altem Brauch ließ er geweihte Kerzen vom Montserrat bereitstellen, auch das kleine Kreuzifix, das schon die Kaiserin in ihrer letzten Stunde mit den sterbenden Fingern umklammert hatte. Der Erzbischof von Toledo reichte es ihm mit dem Hinweis auf den Kreuzestod Christi als die entscheidende Quelle der Gnade, — was dem altkirchlichen d'Avila als sehr protestantisch erschien und später noch in dem Inquisitionsprozeß gegen den Erzbischof ausgespielt werden sollte. Einer der Brüder des Klosters traf die Stimmung der frommen Umgebung des kaiserlichen Sterbebettes besser, wenn er von dem Heiligen des Tages, Matthaeus, hinüberlenkte zu dessen Bruder Matthias, dem Geburtstagsheiligen des Kaisers. Im Schutze dieser beiden Apostel, sagte er, könne der Kaiser ruhig in das Jenseits hinübertreten. Es war der 21. September, an dem Karl seinen letzten Atemzug tat.

Gläubig und zuversichtlich hatte er seinem Ende entgegengesehen. Er bewährte sich bis zuletzt als der Mann der tiefsten mittelalterlichen Frömmigkeit, als den wir ihn zeitlebens kennengelernt haben, hingegeben allen harten und kleinen Werken der Entföhnung, begierig, durch seine Mönche und durch die Almosen an die ländliche Bevölkerung, durch Seelenmessen nach seinem Tode und andere Bestimmungen seines Testaments des ganzen reichen Heilschatzes der Kirche teilhaftig zu werden. In seinem letzten Codicill war auch verordnet, daß der Hochaltar der Klosterkirche die „Gloria“, das heißt das große Bild der Trinität erhalten sollte, das von Lizian für den Kaiser gemalt war und das zu den Hauptstücken seines Nachlasses gehörte. Es gibt kein Zeugnis, das so augenfällig und so großartig das Innerste des alten Kaisers offenbart. Das mächtige Tafelbild zeigt in den Höhen des Himmels die göttliche Dreieinigkeit. Zur Seite die Gottesmutter. Vor ihr und um sie herum die Chöre der himmlischen Heerscharen, Engel, Heilige und Selige. Inmitten dieser Geborgenen, die der Anschauung Gottes schon gewürdigt sind, wagte es der Kaiser sich selbst darstellen zu lassen. Ihm zur Seite die verewigte Gemahlin, beide von Engeln geleitet, anbetend, schon im Zustande der Verklärung. Die abgelegte Kaiserkrone zu ihren Füßen. Das war der demütigste und doch stolzeste Ausdruck des kaiserlichen Lebensgefühles, der Gewißheit seiner Berufung durch Gottes allerhöchsten Willen, eine gewaltige Vision im Stil des Trecento, mit dem sich die Gegenreformation über die Hochrenaissance hin innerlich verbunden wußte.

Von hier fällt der Blick noch einmal auf die Jugend des Kaisers zurück, auf seinen niederländischen Lehrer Adrian von Utrecht, den späteren Papst, und auf seinen Großkanzler Gattinara, dessen Kaiseridee keine andere war, als der Kaisertraum Dantes, der Glaube an eine göttliche Weltordnung mit Kaiser-

tum und Papsttum je in ihrer Sphäre, beide voll höchster Verantwortung gegenüber der gesamten Christenheit. Nach dem Maße seiner Kräfte, aber mit vollkommenster Hingebung hatte dieser Mann im Sinne solcher Ideen seinen Lebensweg vollführt, — immer ein Mensch, und im täglichen Leben gebrechlich und schwach in Neigungen und Eigenwilligkeiten, aber in den bleibenden Zügen seines Willens, in der Tapferkeit seiner Haltung doch zur historischen Figur geworden.

Den Zeitgenossen schien ein ganz Großer dahingegangen. Sie maßen ihn nach der Weite seiner Reiche und dem Außerordentlichen seiner Taten; bald auch nach der Weisheit seiner früh bekannt gewordenen politischen Testamente. Für den Sohn und Erben wurde er zum Gegenstand einer fast abgöttischen Verehrung. Philipp II hat für den Tagesheiligen der Schlacht von St. Quentin, den heiligen Laurentius, das Riesenkloster des Escorial errichtet, zugleich als seinen eigenen Wohnsitz schon in seinen Mannesjahren. In diesem grandiossten aller Königgräber sammelte er im Jahre 1574 alle Gebeine der letzten und der eigenen Generation des erlauchten Hauses. Da ruhen nun Karls Mutter Juana, Karl V und Isabella von Portugal zusammen mit ihren früh verstorbenen Söhnen Hernando und Juan, ihrer Schwiegertochter Maria und den königlichen Schwestern Eleonore und Marie.



